PÚCA

Das Biest, das dein Glück frisst

Michael Lappenbusch

www.perplex.click

Inhaltsverzeichnis

Erster Schluck, letzter Funke Glück 3

Der Typ mit den Pferdeaugen an der Theke 8

Wenn die Spielautomaten dich beim Namen kennen 15

Der Abend, an dem das Kleeblatt schwarz wurde 21

Ein Púca setzt sich neben dich und lächelt 28

Du unterschreibst, ohne den Vertrag zu lesen 35

Kippen, Kater, keine Ausreden mehr 41

Die Nacht, in der der Mond dich auslacht 48

Glück auf Raten, bezahlt in Blut 55

Wenn Freunde anfangen wie Fremde zu riechen 61

Der Barkeeper, der zu viel weiß 67

Ein Pferd im Spiegel, ein Biest in dir 73

Die Straße frisst deine letzten Münzen 81

Wie man sein Leben an einen Kobold vermietet 88

Drei Wünsche, alle gehen schief 94

Der Tag, an dem die Sonne nicht für dich aufsteht 100

Púca im Hinterhof, Púca im Kopf 110

Die Frau mit den vierblättrigen Narben 119

Unter Wetten, Schulden und leeren Gläsern begraben 128

Wenn das Biest dein Lachen nachmacht 138

Die Stadt wird kleiner, die Schatten werden länger 148

Jeder Schluck ein Stück Vergangenheit 156

Wie man Glück tötet, ohne es zu merken 167

Der Kobold, der deine Träume pfändet 177

Zwischen Vollrausch und Vollmond 186

Ein Herz wie ein kaputter Spielautomat 196

Púca reitet dich, bis nichts mehr übrig ist 206

Die Nacht, in der alle Spiegel platzen 216

Wenn sogar der Teufel abwinkt 226

Die Rechnung, die kein Ende kennt 236

Du lernst, mit einem Monster Tisch zu teilen 246

Ein letzter Deal im Neonflackern 256

Das Biest, das satt ist – und du, der leer bleibt 268

Wo das Glück wohnt, kommst du nie wieder hin 278

Impressum 290

Erster Schluck, letzter Funke Glück

Die Kneipe roch nach abgestandenem Bier, kalten Zigaretten, nassem Mantel und diesem süßen Desinfektionsmittel, mit dem sie morgens halbherzig über die Tische wischten. Draußen hing der Regen wie eine alte Gardine vor der Stadt, grau, zerrissen, löchrig, aber immer noch dicht genug, um den Tag zu ersticken. Ich saß auf meinem Stammhocker am Ende der Theke, da wo die Gläser nie richtig sauber wurden, und starrte auf das leere Platzdeckchen, als wäre es ein Formular für ein neues Leben. Seit vierzehn Tagen hatte ich nichts getrunken, ich hatte es gezählt wie ein Kind die Adventstüren, und jeder verdammte Tag hatte mir das Versprechen ins Ohr gebrüllt: „Wenn du durchhältst, wird irgendetwas besser.“ Aber nichts war besser geworden. Die Miete war die gleiche geblieben, die Glotze flimmerte im selben toten Blau, die Leute im Bus hatten die gleichen stumpfen Gesichter. Alles hatte nur ein bisschen mehr geschmerzt, weil kein Alkohol mehr da war, der die Kanten weich machte.

Der Barkeeper polierte ein Glas, das aussah, als hätte es schon vor dem ersten Weltkrieg drauf gewartet, endlich zu Bruch zu gehen. Er warf mir hin und wieder diesen Blick zu, halb neugierig, halb gelangweilt. Er wusste, dass ich eine Wette mit mir selbst am Laufen hatte. Er wusste auch, wie solche Wetten ausgingen. Hinter ihm summte der Kühlschrank, und die Flaschen darin schimmerten wie kleine bunte Versprechungen, jedes Etikett eine andere Lüge, jede Dose ein anderer Weg, sich selbst zu verlieren. Ich spürte den Durst nicht nur im Mund. Er saß in den Knochen, in der Haut, in diesem Loch hinter der Brust, das sonst nie jemand zu sehen bekam. Nüchtern sein bedeutete, den eigenen Müll ohne Filter zu sehen. Jeden verpassten Anruf, jede unbezahlte Rechnung, jedes „Ich melde mich schon“, das nie wiedergekommen war. Nüchtern sein war wie ein Spiegel bei Neonlicht: brutal ehrlich und völlig ohne Humor.

„Willste ’nen Kaffee?“, fragte der Barkeeper, mehr aus Pflichtgefühl als aus Mitgefühl. Ich sah zu ihm rüber, zu diesem Mann, dessen Gesicht aussah, als hätten zu viele Leute ihre Geschichten darin abgeladen und wären dann gegangen, ohne Trinkgeld zu geben. Kaffee. Das war wie ein Händedruck vom Leben: höflich, aber ohne jede Wärme. „Lass stecken“, sagte ich. Meine Stimme kratzte, als hätte sie selbst geraucht. „Nur gucken heute?“ Er grinste schief. Die Flaschen hinter ihm glitzerten. Ich nickte, mehr zu mir als zu ihm. „Nur gucken“, murmelte ich, obwohl ich wusste, dass das gelogen war. Niemand setzt sich um elf Uhr morgens in eine halbleere Bar, um nur zu gucken. Das tut man in Museen, wenn man noch an Kultur glaubt, oder in Schaufenstern, wenn man von Dingen träumt, die man sich nie leisten wird. Aber nicht hier. Hier kam man, wenn man etwas in sich ertränken wollte, und wenn es nur die Erinnerung an die eigene Lächerlichkeit war.

Die Tür ging auf und ließ ein Stück kalte Luft hinein, das über den Boden kroch wie ein streunender Hund. Ein Typ im Arbeitsanzug kam rein, orange reflektierend, die Stiefel voller Dreck. Er bestellte ein Bier, als wäre es ein Werkzeug, und exte es halb leer, bevor er überhaupt richtig saß. Ich hörte, wie die Kohlensäure in seinem Glas zischte, und es war, als würde jemand direkt in meinem Schädel eine Dose aufmachen. Neben mir stand immer noch das leere Platzdeckchen. Ein kleines weißes Rechteck, ein Operationsfeld für Entscheidungen. Ich stellte mir vor, wie es wäre, einfach aufzustehen, rauszugehen, den Regen über mich herfallen zu lassen und nach Hause zu fahren, mir einen Tee zu kochen, vielleicht sogar dieses scheiß Selbsthilfebuch weiterzulesen, das ich mir im Anfall von Verzweiflung aus der Stadtbibliothek geholt hatte. Aber der Gedanke fühlte sich falsch an, wie ein Hemd in der falschen Größe.

Die Minuten dehnten sich, als hätten sie Langeweile. Der Fernseher über der Theke zeigte irgendein Pferderennen ohne Ton, und die Tiere rannten im Kreis, immer im Kreis, mit diesen starren Augen, die nichts sahen außer dem nächsten Schritt im Schlamm. Ich konnte den Blick nicht losreißen. Es war, als würde ich mich selbst da laufen sehen, Runde um Runde, immer kurz vor irgendetwas, das sich Ziel nannte, und doch nie dort. Ich merkte, dass meine Hand sich schon bewegt hatte, bevor ich mich überhaupt entschied. Plötzlich lag ein Bierdeckel auf dem Platzdeckchen, und der Barkeeper stellte kommentarlos ein frisch gezapftes vor mich hin. Der Schaum stand wie ein kleiner Hügel, unschuldig und bereit, einzustürzen.

Ich hätte protestieren können. Ich hätte sagen können: „Hey, ich hab doch nur geguckt." Aber wer in so einem Laden einen Satz mit „Ich hab doch nur…" beginnt, hat sowieso schon verloren. Ich nahm das Glas in die Hand. Es fühlte sich schwer an, solide, so als könnte es mich halten, wenn ich fallen würde. Der erste Schluck war wie ein alter Freund, der dich in den Arm nimmt, obwohl du es nicht verdient hast. Kalt, bitter, vertraut. Er rauschte durch den Hals, legte sich in den Magen und schickte sofort winzige, warme Funken durch den Körper. Keine Rakete, kein Feuerwerk, nur diese kleinen Funken, die ausreichen, um einem sagen: „Du lebst noch. Irgendwie lebst du noch." Ich schloss kurz die Augen, ließ die Schultern sinken. Der Regen draußen klopfte an die Scheiben, als wolle er wissen, ob ich es mir nicht doch anders überlegen wollte.

Als ich das Glas wieder abstellte, sah ich mein Spiegelbild in der feuchten Thekenplatte. Verzerrt, müde, ein bisschen älter, als ich eigentlich war. Aber da war noch etwas, ganz kurz, wie ein Flackern hinter meinen eigenen Pupillen. Ein Schatten, der nicht dorthin gehörte. Vielleicht war es nur die Spiegelung vom Fernseher, vielleicht nur Licht aus einer blöden Werbung, die gerade lief. Trotzdem blieb der Eindruck. Ein dunkler Umriss, langgezogen, mit etwas, das aussah wie Ohren oder Hörner, ich konnte es nicht genau sagen. Ich blinzelte, und es war weg. Nur mein Gesicht, mein Glas, meine Entscheidung. Der Barkeeper nickte mir zu, als hätte er genau gewusst, dass es so kommen würde. „Na also", sagte er. „So fängt ein Tag doch erst an, oder?" Ich lachte, kurz und hohl. Der erste Schluck hatte den letzten Funken so etwas wie Hoffnung in mir angezündet, aber gleichzeitig wusste ich, dass ich ihn gerade verkauft hatte, billig, für weniger als fünf Euro und ein bisschen Schaum.

Das zweite Bier war leichter zu bestellen. Man braucht für vieles im Leben Anlauf: für die erste Lüge, den ersten Seitensprung, den ersten Kredit, von dem man weiß, dass man ihn nie abbezahlen kann. Aber wenn man den Anfang einmal gemacht hat, läuft der Rest wie auf abgeschmierter Schiene. Ich hob einfach nur das Glas, zeigte mit dem Kinn darauf, und der Barkeeper verstand. Es war ein stummes Geschäft zwischen zwei Leuten, die sich gegenseitig nicht mehr überraschen konnten. Das Geräusch des Zapfhahns war wie Musik, eine verdammt primitive, aber ehrliche Musik. Kein großes Orchester, nur ein trauriger Trompeter auf der Straßenkreuzung deines Lebens.

Mit dem zweiten Glas kam diese Art von Frieden, die nichts mit Glück zu tun hat. Eher mit Resignation. Die Dinge waren nicht gut, aber sie waren erträglich. Die ungeöffnete Post auf meinem Küchentisch existierte irgendwo in einem anderen Universum, die Anrufe vom Inkasso auch. Hier gab es nur den klebrigen Boden, die dunklen Flecken an der Decke, die Geschichten, die sich die Stammgäste seit Jahren erzählten, als wären sie jedes Mal neu. Ein Typ am Spielautomaten in der Ecke fluchte leise, während bunte Symbole über den Bildschirm ratterten. Früchte, Siebenen, Glocken, all dieser bunte Mist, der dir vorgaukelt, dass es so etwas wie „beinahe gewonnen" gibt. Ich kannte den Blick, den er hatte: dieses misstrauische Hoffen, das irgendwann in kalte Wut umschlägt.

Ich drehte mich halb auf dem Hocker und sah zum Fenster. Der Regen war stärker geworden und verwischte die Stadt in eine einzige nasse Zeichnung. Die Leute draußen hielten ihre Regenschirme wie kleine Schilde, aber sie sahen trotzdem verloren aus. Nicht, weil sie nass wurden, sondern weil sie irgendwohin mussten, wo sie nicht sein wollten. Ich war der Einzige im Raum, der nirgends hinmusste. Das war mein Luxus und mein Fluch. Frei zu sein bedeutet manchmal nur, dass dich keiner braucht. In der Ecke bei den Toiletten stand ein Putzwagen, einsam, mit einem Wischmopp darin, der so aussah, als hätte er schon jeden Schmutz der Welt kennengelernt. Mir kam der Gedanke, dass auch der mal sauber gewesen sein musste, irgendwann, neu aus der Verpackung, bereit für den ersten Einsatz. Genau wie wir alle, bevor jemand uns benutzt und in die Ecke gestellt hat.

Das dritte Bier kam, ohne dass ich es bestellt hatte. „Geht aufs Haus“, sagte der Barkeeper, so als hätte er gerade eine Spende für ein Waisenheim überwiesen. „Du siehst aus, als könntest du’s brauchen.“ Ich wollte fragen, wie genau man aussehen muss, um so einen Satz zu hören, aber ich ließ es. Stattdessen beobachtete ich den Schaum, wie er langsam in sich zusammenfiel, kleine Blasen, die platzten, ohne dass es jemand bemerkte. Ich dachte an die Tage der Abstinenz zurück, an das Zittern in den Händen, das ich als „Zugluft“ abgetan hatte, an die Schlaflosigkeit, an das dumpfe Trommeln im Kopf. Die leeren Stunden hatten mich angeschrien: Tu was. Ändere was. Werde jemand, der nicht jeden Abend an der gleichen Theke klebt. Und jetzt saß ich wieder hier und trank ein Bier, das nicht mal ich selbst bezahlt hatte. Das Leben hatte Humor, nur eben keinen netten.

Nach dem dritten Glas wurde die Zeit weicher. Die Stimmen der anderen Gäste verschwammen zu einem Hintergrundrauschen, ein Meer aus Halbsätzen, Lachen, Hüsteln. Es war, als würde jemand langsam den Fokus aus meinem Kopf drehen. Ich lehnte mich zurück, streckte die Beine aus, spürte, wie das Holz unter mir knarzte. Die Pferderennen im Fernseher waren vorbei, jetzt lief irgendein Werbespot für Glücksspiele im Internet. Junge, lächelnde Menschen, die in strahlend hellen Wohnungen mit einem Klick ihr „Gewinnpotenzial“ entdeckten. Niemand zeigte, wie sie später vor dem Bildschirm saßen, bleich, übermüdet, das Konto leer, der Kopf voll Lärm. Werbung war wie ein religiöses Versprechen: Die Erlösung ist nur einen Klick oder einen Schluck entfernt. Niemand sprach von den Zinsen.

In einer der dunkleren Ecken der Bar, da wo das Licht der Neonröhre nicht mehr reichte, glaubte ich eine Bewegung zu sehen. Nichts Großes, nur ein Schatten, der nicht ganz zum Rest passte. Ich starrte hin, doch da war nur ein leerer Stuhl und ein Mantel, der über der Lehne hing. Ein dunkler, zotteliger Mantel, der auf einer Seite etwas länger herunterhing, als wäre er halbwegs verschmolzen mit dem Schatten an der Wand. Ich blinzelte, und im nächsten Moment sah er ganz normal aus. Nur ein Mantel, von irgendeinem Typen vergessen, der sich zu gut an seinen letzten Absturz erinnern konnte, um noch einmal hierherzukommen. Der Barkeeper folgte meinem Blick. „Dem gehört keinem mehr“, sagte er. „Der hängt hier seit Monaten. Manchmal denk ich, der wächst da fest.“ Er lachte, doch in seinem Lachen klebte Müdigkeit. Ich dachte: Es gibt schlimmere Schicksale, als an einer Barwand festzuwachsen. Immerhin weißt du dann, wo du bist.

Die Tür ging wieder auf, und ein Windstoß wirbelte den abgestandenen Rauch im Raum durcheinander. Ein paar nasse Blätter wurden hereingeweht, blieben kurz auf dem Boden liegen, bevor sie jemand achtlos zur Seite trat. Draußen hupte ein Auto, drinnen kippte jemand einen Schnaps runter. Alles war Bewegung, und gleichzeitig passierte nichts. Ich nahm einen weiteren Schluck und merkte, wie sich in mir etwas löste, ein Knoten oder ein Nagel, ich konnte es nicht genau sagen. Die Gedanken wurden weniger kantig, die Erinnerungen erträglicher. Der Durst hatte sich in eine dumpfe Zufriedenheit verwandelt,

dieses Gefühl, dass man sich wieder in die alte, kaputte Jacke des eigenen Lebens gezwängt hat und sie erstaunlich gut sitzt.

Für einen Moment stellte ich mir vor, wie es wäre, wenn heute tatsächlich etwas passieren würde. Nicht so ein kleines, langweiliges Ding wie eine neue Rechnung oder ein Anruf vom Jobcenter, sondern etwas, das die Richtung ändert. Jemand, der reinkommt und mir ein Angebot macht, das ich nicht verstehe, aber trotzdem annehme. Etwas Übernatürliches, Absurdes, von dem man später in der Zeitung liest oder in einer dieser Talkshows um halb elf nachts. Doch solche Dinge passieren anderen Menschen, nicht denen, die schon mittags in einer Bar sitzen und ihr drittes Bier trinken. Ich grinste in mein Glas. Der Gedanke war so lächerlich, dass er fast schon wieder tröstlich war.

Als ich das Bier geleert hatte, blieb nur noch der Bodensatz und ein paar schaumige Reste, die aussahen wie winzige, gescheiterte Versuche, etwas Großes zu sein. Ich drehte das Glas langsam im Kreis, betrachtete die Spuren, die der Schaum an der Innenseite hinterlassen hatte. Sie sahen aus wie kleine Kartenfragmente, Landstriche aus vergorenem Getreide, und ich fragte mich, ob da irgendwo ein Weg eingezeichnet war, der rausführte, weg von all dem. Aber am Ende war es nur Glas und Gerstensaft, und der einzige Weg, den es anbot, führte nach unten. In den Magen, in den Kopf, in die Nacht.

Das vierte Bier bestellte ich nicht mehr. Es tauchte einfach auf, wie ein Gast, der davon ausgeht, eingeladen zu sein. Irgendjemand am Stammtisch hatte eine Runde geschmissen, „für die, die's brauchen", hatte er gesagt, und der Barkeeper hatte entschieden, dass ich definitiv zur Zielgruppe gehörte. Ich nahm es hin. Mit der Zeit lernst du, unverdiente Geschenke nicht zu hinterfragen. Meistens sind sie nur Vorschusszinsen auf einen späteren Kater. Ich nahm einen Schluck und spürte, wie meine Zunge leicht taub wurde, wie die Grenzen zwischen mir und der Umgebung weicher wurden. Geräusche, Licht, Erinnerungen, alles verrutschte einen halben Zentimeter nach links, nicht viel, aber genug, um zu merken, dass etwas anders war.

Die Bar füllte sich langsam. Arbeiter mit staubigen Händen, Frauen mit müden Augen und schweren Einkaufstüten, ein paar Typen, die aussahen, als hätten sie geschworen, nie wieder hier aufzutauchen, und dann irgendwann gemerkt, dass Schwüre billiger sind als Bier. Die Gespräche wurden lauter. Fußball, Chef, Wetter, Politik, die üblichen vier Reiter ihres persönlichen Weltuntergangs. Ich ließ ihre Worte an mir vorbeiziehen wie Zigarettenrauch. Stattdessen lauschte ich dem Knistern in meinem Kopf, dem leisen Surren dieser unsichtbaren Maschine, die träge anlief, sobald genug Alkohol im System war. Sie sortierte die Gedanken neu, legte die dunklen etwas weiter nach hinten, zog die harmlosen nach vorn. Ein freundlicher Algorithmus des Vergessens.

Zwischendurch zwang ich mich, an die vierzehn trockenen Tage zurückzudenken, als wären sie eine Leistung, die man nicht so leicht wegwischen darf. Ich sah mich, wie ich morgens Wasser statt Bier trank, wie ich mühsam damit prahlte, als wäre das ein Charakterzug und keine Notlösung. Ich sah die Apps auf meinem Handy, die meine „Fortschritte" zählten, bunte Balken, die jeden Tag ein bisschen länger wurden. Jetzt waren sie wieder auf null. Ein einziger Schluck, und die ganze schöne Statistik war im Arsch. Es war erstaunlich, wie schnell sich das alles erledigt hatte, wie wenig Widerstand in mir war. Ich dachte: Vielleicht bin ich einfach nicht dafür gemacht, besser zu werden. Vielleicht bin ich eine dieser Geschichten, die man sich später in der Raucherecke erzählt: „Der hat's auch mal versucht, nüchtern und so. Hat keine zwei Wochen gehalten."

Die Tür zur Straße ging auf, und ein heller Schein des Draußen fiel kurz in den Raum, als wäre jemand versehentlich auf „Pause“ gedrückt und hätte das falsche Bild eingefroren. Im Gegenlicht zeichnete sich für einen Moment eine Gestalt ab, dünn, hochgewachsen, die Konturen seltsam ausgefranst. Ich konnte keine Details erkennen, nur lange Arme, einen schiefen Umriss, etwas wie Ohren oder Hörner, ich war mir nicht sicher. Dann fiel die Tür wieder zu, der Schatten war verschwunden, und ein normaler Typ mit Kapuzenjacke schob sich hinein. Er stellte sich an die Theke, bestellte einen Whiskey, der Wind schüttelte den Regen von seinem Rücken, und alles sah aus wie immer. Vielleicht hatte ich mir das Ding im Türrahmen nur eingebildet. Alkohol öffnet Türen, von denen du nicht mal wusstest, dass es sie gibt, und manchmal vergisst du, sie wieder zu schließen.

Der Barkeeper kam zu mir rüber und tippte mit der Flasche gegen mein leeres Glas. „Alles klar bei dir?“ fragte er. Eine Frage, auf die es nie eine ehrliche Antwort gibt. Wenn du „Ja“ sagst, glaubt dir keiner, und wenn du „Nein“ sagst, hat keiner Zeit. „Läuft“, sagte ich. Ein Wort, das nichts bedeutete und gerade deshalb perfekt passte. Er sah mich einen Moment zu lange an, so als wollte er etwas nachmessen, das man nicht sehen konnte. Dann zuckte er mit den Schultern und ging zurück zu den anderen, wo die Witze einfacher und die Probleme überschaubarer waren.

Je voller der Raum wurde, desto mehr hatte ich das Gefühl, dass der Luft etwas beigefügt wurde, das vorher nicht da gewesen war. Kein Geruch, eher eine Schwere, die sich langsam auf die Schultern legte. Als hätte jemand das Licht minimal heruntergedreht, ohne dass die Lampe dunkler geworden wäre. Ich rieb mir die Augen, schob das Glas von mir weg, griff nach den Zigaretten. Die Flamme des Feuerzeugs zitterte, obwohl keine Zugluft zu spüren war. Der erste Zug brannte wie immer, ein kleiner, selbstverschuldeter Hustenanfall, aber auch der fühlte sich heute anders an. Draußen heulte der Wind durch die Gasse, und irgendwo klimperte eine lose Metallplatte gegen eine Hauswand.

Ein Mann am anderen Ende der Theke erzählte gerade eine Geschichte, laut genug, dass der halbe Laden sie hören konnte. Irgendwas über einen Job, den er beinahe bekommen hätte, über einen Chef, der ihn „auf dem Kieker“ gehabt hätte. Dieses Wort. „Beinahe“. Es war das Wappentier dieser ganzen Stadt. Beinahe Karriere. Beinahe Glück. Beinahe Familie. Ich hörte ihm zu und erkannte die Melodie, auch wenn der Text ein anderer war. Am Ende landeten wir alle hier, auf denselben Hockern, mit denselben Gläsern, und erzählten uns dieselben Märchen darüber, dass es morgen vielleicht anders wird. Morgen, dieses Phantom, das nie zur Tür hereinkommt.

Ich merkte, dass ich schon wieder auf das leere Platzdeckchen vor mir starrte. Genau da, wo vor einer Stunde noch kein Glas gestanden hatte, aber längst eines stehen sollte. Der Karton war feucht, hatte einen dunklen Ring, wo eben noch das Bier gestanden hatte. Ein perfekter Kreis, als hätte jemand eine Marke gesetzt: Hier. Genau hier. Ich fuhr mit dem Finger darum herum und hatte plötzlich das Gefühl, eine Art unsichtbare Grenze nachzuzeichnen. Drinnen das, was von mir übrig war. Draußen alles andere. Es war ein lächerlicher Gedanke, aber in dem Moment fühlte er sich wahr an.

Ein leises Kratzen lenkte mich ab. Ich drehte den Kopf und sah hinunter zum Boden, wo sich etwas zwischen den Hockerbeinen bewegt hatte. Nichts Großes, vielleicht eine Ratte, vielleicht ein verlorener Handschuh, der vom Wind hereingeweht worden war. Aber das, was ich sah, war kleiner, knochiger, mit einem Fell, das eher wie Schatten aussah als wie Haare. Zwei Augen blitzten kurz auf, gelblich, wach, neugierig. Dann war es wieder weg, unter der Theke, hinter einer Kiste, im Dunkel. Ich blinzelte. Keiner der anderen schien etwas bemerkt

zu haben. Der Barkeeper lachte über einen Witz, der Typ am Automaten fluchte, jemand ließ ein Glas klirren. Der Alltag lief einfach weiter, als wäre nichts passiert.

Vielleicht war da auch nichts. Vielleicht hatte der Alkohol aus den Ecken der Bar nur angefangen, mir Geschichten zu erzählen. Aber irgendwo tief in mir, hinter all den Ausreden und dem Rauch, regte sich etwas, das ich lange nicht gespürt hatte. Kein echtes Glück, eher eine Art Erwartung. So, als würde gleich jemand deinen Namen rufen, den du seit Jahren nicht mehr gehört hast. Ich nahm den letzten Schluck aus dem vierten Glas und stellte es entschlossen ab, etwas härter als nötig. Der Klang hallte nach, überschlug sich mit dem Lärm des Raumes und blieb mir im Ohr, wie ein unsichtbares Signal.

Draußen prasselte der Regen weiter, und die Stadt tat so, als würde sie sich reinigen. Drinnen klebte alles, genau wie vorher. Aber in der Luft lag etwas, ein unsichtbares Flimmern, das ich mir nicht schöntrinken konnte. Ich wusste nicht, was da im Schatten der Hocker herumgekrochen war, oder wer da eben im Gegenlicht der offenen Tür gestanden hatte. Ich wusste nur, dass dies nicht einfach irgendein Tag war, nicht irgendein erstes Bier nach zwei Wochen Pause. Es war der Moment, in dem etwas, das lange gewartet hatte, aufgestanden war und beschlossen hatte, mich endlich zu besuchen.

Der Typ mit den Pferdeaugen an der Theke

Er kam nicht mit einem Knall, eher wie ein schlechter Gedanke, der langsam Form annimmt. Die Bar war inzwischen in diesem Zustand, in dem alles wie eine lauwarme Suppe aus Geräuschen und Gesichtern dahinschwappt. Es war später Nachmittag, aber das Licht draußen war so grau, dass es genauso gut Mitternacht sein konnte. Ich hatte aufgehört, die Biere zu zählen; ab einem bestimmten Punkt ist das nur noch Buchhaltung für Leute, die sich selbst was vormachen. Die Jukebox spielte irgendeinen alten Blues, der so tat, als wäre er vom Leid persönlich geschrieben worden, und am Automaten in der Ecke blinzelten bunte Zahlen und Symbole, die versprachen, dich reich zu machen, während sie dir heimlich die Taschen leerten.

Die Tür ging auf, und diesmal war es nicht nur ein Windstoß und ein paar nasse Blätter. Die Gespräche wurden nicht wirklich leiser, aber sie verschoben sich, als hätten alle unbewusst den Kopf gedreht. Es war nicht, dass er so besonders aussah. Kein Filmgangster, kein Rockstarglanz. Ein Mantel, dunkel und zu lang, Jeans, die ihre besten Tage hinter sich hatten, Stiefel, die viel Straße gesehen hatten. Er zog die Kapuze zurück, strich sich mit einer langsamen Bewegung durchs Haar, als wolle er die Szene gleich von Anfang an in Zeitlupe laufen lassen. Aber das war es alles nicht. Es waren die Augen.

Ich sah sie erst im zweiten Moment, als er an die Theke trat, nur drei Hocker von mir entfernt. Er sagte irgendetwas zum Barkeeper, eine leise Bestellung, die ich nicht verstand. Der Barkeeper, der sonst alles mit einem Kommentar begleitete, nickte nur, fast zu schnell, und schnappte sich eine saubere Flasche vom Regal, eine von denen, die normal kein Mensch vor sechs Uhr abends anrührte. Der Fremde setzte sich hin, als hätte der Hocker schon auf ihn gewartet. Und dann drehte er den Kopf, ein kleines Stück nur, gerade genug, dass sich unsere Blicke trafen.

Pferdeaugen. Das war der einzige Begriff, der mir dazu einfiel. Groß, dunkel, glänzend, aber da war noch etwas, etwas Unruhiges, das sich dahinter bewegte. Wie ein Schatten in einem Stall, wenn die Tür offensteht und draußen der Sturm losbricht. Kein normales Braun, eher ein tiefes, nasses Schwarz mit einem Schimmer drin, der nicht ganz zu dieser Welt zu gehören schien. Ich hielt den Blick einen Moment zu lange, und es fühlte sich an, als hätte ich in einen Brunnen geschaut, dessen Boden irgendwo hinter meinen schlechtesten Entscheidungen lag.

Ich wandte mich ab, tat so, als müsste ich dringend mein Zigarettenpäckchen sortieren. Meine Hände waren plötzlich zu groß, zu ungeschickt, als wären sie nicht mehr die meinen. Der Barkeeper stellte dem Fremden sein Glas hin und wich dann einen Schritt zurück, so als hätte er eine heiße Pfanne angefasst. Der Typ hob das Glas, roch kurz daran, als wolle er prüfen, ob die Realität heute auch richtig gewürzt war, und nahm dann einen Schluck. Kein Zucken, kein Blinzeln, kein „Ah“. Einfach nur Schlucken, als wäre das nicht Alkohol, sondern der nächste logische Schritt, nachdem man Luft geholt hat.

Es gibt Leute, die tragen ihre Geschichten wie Reklameflächen. Tätowierungen, Narben, teure Uhren oder billige Jacken, irgendwas schreit einem immer ins Gesicht: „Sieh her, das hat mich hierher gebracht.“ Bei ihm war nichts davon. Das Gesicht war glatt, aber nicht jung, eher zeitlos. Nicht hübsch, nicht hässlich, schwer zu merken. Das Einzige, was hängenblieb, waren diese Augen. Sie wirkten zu groß für den Schädel, zu wach für diese Uhrzeit und diesen Ort. Wenn man zu lange hineinsah, hatte man das Gefühl, dass etwas in einem selbst anfing, sich zu bewegen, als hätte man jahrelang auf einem wackeligen Stuhl gesessen und plötzlich gemerkt, wie sehr der schon knarzt.

Ich trank von meinem Bier, nur um irgendetwas zu tun, und versuchte, mich wieder in den Strom der Bar zu ziehen. Der Typ neben mir erzählte gerade zum dritten Mal, wie sein Chef ihn „unterschätzt“, was normalerweise bedeutet, dass er zu oft zu spät kommt, zu früh gehen will und dazwischen auch noch Pausen braucht. Eine Frau am anderen Ende lachte zu laut über einen Witz, der das nicht verdient hatte. Die Welt tat so, als wäre alles normal. Aber irgendetwas in der Luft hatte sich verändert, seit der Mann mit den Pferdeaugen den Raum betreten hatte. Es war, als hätte jemand den Druck in einem unsichtbaren Rohr erhöht, und jetzt wartete alles darauf, dass irgendwo eine Leitung platzt.

„Neuer Freund?“ Der Barkeeper hatte sich wieder zu mir vorgearbeitet, ein Lappen in der Hand, ein professionelles Lächeln im Gesicht. Er sprach leise, so als wolle er nicht, dass es der andere hörte. „Nie gesehen“, murmelte ich. „Ist doch schön, wenn wir mal frische Gesichter haben, oder?“ Er lachte, aber seine Augen taten es nicht mit. Sie huschten kurz zu dem Fremden rüber, dann zurück zu mir. „Was trinkst du?“ Ich zuckte mit den Schultern. „Das Übliche.“ Er nickte, stellte mir ein neues Bier hin, obwohl das alte noch halb voll war. Vielleicht hoffte er, ich würde mich auf den Schaum konzentrieren und nicht auf den neuen Gast, der den Raum mit einer stillen Unruhe füllte.

Der Typ mit den Pferdeaugen sagte lange nichts. Er saß einfach da, trank, schaute manchmal zur Tür, manchmal in den Spiegel hinter der Bar, in dem die Flaschen wie bunte Soldaten aufgereiht waren. Manchmal hatte ich das Gefühl, er sah gar nicht sein eigenes Spiegelbild, sondern irgendwo dahinter etwas anderes. Etwas, das ich nicht sehen konnte, weil ich mit dem Rücken dazu saß. Einmal traf sich unser Blick im Spiegel, und für einen Moment war es, als würde er mich nicht nur ansehen, sondern ablesen. Nicht wie ein Mensch einen anderen betrachtet, sondern wie ein Metzger ein Stück Fleisch mustert, bevor er entscheidet, wo er das Messer ansetzt.

Ich fragte mich, warum ausgerechnet ich so nervös wurde. In dieser Bar liefen jeden Tag Gestalten ein und aus, die man sich keinem Therapeuten anvertrauen würde. Aber bei ihm war es anders. Er wirkte nicht verloren, nicht restlos im Eimer, nicht auf dieser verzweifelten Suche nach dem nächsten Drink, die uns anderen antrieb. Eher, als wäre er hier, um etwas zu holen. Nicht Geld, nicht eine Frau, nicht einen Job. Etwas anderes. Etwas, das ich nicht benennen konnte, das aber verdammt nach mir roch.

Ich nahm einen tiefen Schluck und spürte, wie der Alkohol meinen Mut im Zeitraffer vergrößerte. Die feige Sorte Mut, die nur solange hält, wie der Pegel stimmt. Vielleicht bildete ich mir das alles nur ein. Vielleicht war es einfach ein Typ mit großen Augen und einem schlechten Schneider. Vielleicht war ich es, der komisch war, nicht er. Die letzten nüchternen Tage hatten meine Nerven dünn wie Zigarettenpapier gemacht. Vielleicht reagierte ich nur über. Vielleicht, vielleicht. Aber das Wort „vielleicht“ hat noch niemanden vor dem Absturz gerettet. Es ist bloß das kleine Kissen, das man hinterher unter den Kopf schiebt.

Ich setzte das Glas ab, wischte mir den Mund mit dem Handrücken und beschloss, ihn anzusprechen. Wenn jemand mit solchen Augen an deiner Theke sitzt, hast du zwei Möglichkeiten: wegsehen oder hinsehen. Und ich war zu betrunken, um noch länger wegzusehen.

„Schwerer Tag?“ fragte ich, diese universelle Eröffnungsfloskel aller Kneipengespräche. Sie ist ungefähr so originell wie ein Motivationsspruch auf einer Kaffeetasse, aber sie funktioniert. Der Typ drehte den Kopf, langsam, als hätte ihn jemand mit einer unsichtbaren Schnur gezogen. Die Augen sahen mich jetzt direkt an, ohne Spiegel, ohne Umwege. Aus der Nähe wirkten sie noch größer, noch dunkler. Irgendwo darin glänzte etwas, das an eine Lichtreflexion erinnerte, aber es war zu kontrolliert, zu bewusst. Kein zufälliger Schimmer, eher ein gezielter.

„Geht so“, sagte er. Seine Stimme war tiefer, als ich erwartet hatte. Nicht rau, nicht betrunken, eher ruhig, als käme sie durch einen langen Tunnel. „Und bei dir?“ Ich lachte kurz, dieses Geräusch, das man ausstößt, wenn man sich nicht entscheiden kann, ob man ehrlich sein will oder nicht. „Ach, ich hab aufgehört, Tage zu bewerten“, sagte ich. „Die sind alle gleich scheiße. Manche tragen nur ein besseres Hemd.“ Er zog eine Augenbraue hoch, als würde er sich die Form des Satzes merken. „Interessanter Maßstab“, meinte er. „Finde ich gar nicht“, sagte ich und nahm einen Schluck, um mir Zeit zu kaufen.

Aus der Nähe sah ich mehr Details. Die Haut um seine Augen war glatt, aber nicht jungfräulich. Eher wie Leder, das oft in der Hand gelegen hat. Die Wangenknochen scharf, der Mund schmal, fast zu schmal, um wirklich zu lächeln. Keine Narben, keine Piercings, nichts, woran sich die Aufmerksamkeit festbeißen konnte. Alles lief auf die Augen hinaus. Sie hatten diesen dunklen Glanz, in dem manchmal ein roter oder bernsteinfarbener Funken aufzuckte, wenn das Licht der Bar sie richtig traf. Es war kein Effekt von Alkohol; so sehen Augen nicht aus, wenn einer einfach nur voll ist. Es war etwas anderes. Etwas, das mir im Nacken ein leises Kribbeln verursachte.

„Ich hab dich hier noch nie gesehen“, sagte ich. „Und ich häng nicht gerade selten ab.“ Er nickte, als hätte er damit gerechnet. „Ich bin nicht von hier“, antwortete er. „Nur auf der Durchreise.“ Das klang nach einem Dialog aus einem schlechten Roadmovie. Normalerweise hätte ich gelacht. Diesmal nicht. „Wohin?“ fragte ich. „Weg“, sagte er. Nur dieses eine Wort, aber es war schwer, als hätte es Blei im Bauch. Ich wartete, ob er mehr sagen würde, aber er

tat es nicht. Stattdessen starrte er auf sein Glas, als würde etwas am Boden davon stehen, das nur er sehen konnte.

„Du siehst aus“, sagte er schließlich, „als hättest du was verloren.“ Ich musste grinsen. „Ich verliere dauernd was: Geld, Zeit, Würde.“ Er schüttelte den Kopf. „Nicht sowas. Was Richtiges.“ Ich war kurz versucht, einen Spruch zu bringen, irgendwas Witziges, das den Ernst aus der Luft nimmt. Aber seine Augen ließen das nicht zu. Sie setzten sich auf meine Worte wie schwere Vögel, bevor ich sie aussprechen konnte. „Wenn du damit Glück meinst“, sagte ich, „das war nie so richtig meins.“ Er legte den Kopf leicht schief. „War es“, sagte er. „Du erinnerst dich nur nicht, wie es sich anfühlt.“

Es war ein seltsamer Satz, einer von denen, die zu bedeutungsschwanger klingen, um in einer Bar geglaubt zu werden. Und doch blieb er in mir hängen, wie ein Kaugummi an der Schuhsohle. „Und du?“, fragte ich. „Bist du so ’ne Art Glücksberater oder was?“ Er lächelte. Das Lächeln war dünn, aber echt – oder verdammt gut gespielt. „Nennen wir es… Interessenvertreter“, sagte er. „Ich interessiere mich für das, was die Leute glauben, verloren zu haben. Manchmal kann ich ihnen zeigen, wo es gelandet ist.“ Ich hätte ihn auslachen sollen. Hätte sagen sollen, dass das nach esoterischem Mist klingt, den man auf Karten druckt und an Bushaltestellen klebt. Stattdessen hörte ich mich fragen: „Und, was glaubst du, hab ich verloren?“

Er nahm einen tiefen Schluck, stellte das Glas ab, drehte es einmal im Kreis. Dann sah er mich wieder an, und seine Augen wurden, wenn das überhaupt möglich war, noch dunkler. „Du hast den letzten Funken geglaubt“, sagte er. „Den, der dir eingeredet hat, dass noch was kommt. Dass das hier nur eine Phase ist. Dass du irgendwann mal aufwachst, den Kühlschrank ausmistest, die Post öffnest und dir sagst: ‚So, jetzt aber.‘ Der Funke ist weg. Dafür trinkst du jetzt entspannter.“ Ich wollte protestieren, aber mir fiel nichts ein. Nicht, weil er recht hatte – darüber ließe sich streiten –, sondern weil der Satz selbst so verdammt genau in die Lücke zwischen zwei meiner Gedanken passte, dass ich ihn nicht mehr rausbekam.

„Woher willst du das wissen?“ fragte ich. „Ich beobachte“, sagte er. „Die meisten Menschen tragen ihren Verlust vor sich her wie ein Namensschild. Du auch.“ Er tippte sich gegen die Brust. „Da drin ist es still geworden. Keine Wut mehr, kein echter Schmerz. Nur noch dieser leise Widerwillen, morgens aufzustehen. Das ist das Geräusch, wenn Glück stirbt. Es schreit nicht. Es seufzt.“ Der Barkeeper kam vorbei, fragte mit einem Blick, ob alles in Ordnung sei. Ich nickte automatisch, obwohl in mir gerade etwas aufstand, das seit langer Zeit gelegen hatte.

„Du redest wie ein verdammter Therapeut“, sagte ich, mehr aus Reflex als aus Überzeugung. „Ich rede wie jemand, der das schon oft gesehen hat“, antwortete er. „Und wie jemand, der Angebote machen kann.“ Er ließ das Wort „Angebote“ so lässig fallen, als würde er mir eine andere Zigarettenmarke empfehlen. Und trotzdem war da ein Gewicht drin, das man in einer Bar sonst nur bei vollen Aschenbechern findet.

„Ich hab nix, was sich lohnt“, knurrte ich. „Kein Geld, keine Zukunft, kein Talent. Wenn du mir was andrehen willst, bist du im falschen Laden.“ Er lachte leise. „Da irrst du dich“, sagte er. „Jeder hat etwas, das sich lohnt. Die Frage ist nur, was es ihm selbst wert ist.“ Er lehnte sich ein Stück näher zu mir, und ich roch nichts Besonderes – kein Parfüm, kein Schweiß, kein Rauch. Eigentlich roch er nach gar nichts, was in dieser Bar allein schon seltsam war. „Manchmal sind es Erinnerungen. Manchmal die Fähigkeit zu hoffen. Manchmal einfach nur

die Angst vor dem Absturz. Sehr beliebt.“ Er nickte, als würde er eine Einkaufsliste aufzählen.

„Und du?“ fragte ich. „Was bekommst du dafür?“ Die Pferdeaugen glänzten. „Zufriedenheit“, sagte er. „Sagen wir: Ich mag es, wenn Dinge ihren Platz finden.“ Ich spürte, wie mir eine Gänsehaut den Rücken hochlief, trotz Alkohol, trotz stickiger Luft. Da war etwas in seiner Stimme, das nicht ganz menschlich klang, nicht weil sie verzerrt oder seltsam gewesen wäre, sondern weil sie so sicher war. Menschen zweifeln, stottern, korrigieren sich. Er nicht. Jeder Satz schien fertig zu sein, bevor er überhaupt den Mund öffnete.

Ich griff fester um mein Glas. „Also gut“, meinte ich, „Interessenvertreter. Was wäre dein Angebot für einen wie mich?“ Er lächelte, und das Lächeln war diesmal breiter, zeigte ein paar Zähne, die zu gerade waren, um echt zu sein, und doch nicht nach Zahnarzt aussahen. „Noch nicht“, sagte er. „Zuerst musst du dir klar werden, was du überhaupt willst. Ein bisschen Ruhe? Ein bisschen Geld? Ein bisschen Liebe? Oder nur einen Grund, weiterzumachen?“ Ich wollte sagen „Alles“, aber das wäre gelogen gewesen. Die Wahrheit war: Ich wusste es selbst nicht. Ich wollte nur, dass dieses Ziehen im Inneren aufhört, dieses Gefühl, ständig knapp an etwas vorbeizuleben, das mal ein Leben hätte werden können.

„Ich will“, sagte ich langsam, „dass dieses Gefühl weggeht, wenn ich morgens aufwache. Dieses Loch. Dieser Gedanke, dass es keinen Unterschied macht, ob ich aus dem Bett steige oder einfach liegenbleibe, bis die Matratze mich frisst.“ Er nickte, als hätte er genau diesen Satz erwartet. „Das ist ein sehr klarer Wunsch“, sagte er. „Klarheit ist gut.“ Seine Finger trommelten kurz auf dem Glas. „Sowas lässt sich ordnen.“ Dann verstummten sie wieder. „Aber wir haben Zeit. Trink erst mal weiter. Die Nacht ist noch lang.“

Seine Worte hätten harmlos klingen sollen, so harmlos wie unzählige andere Sätze, die in dieser Bar schon gesagt worden waren. Aber sie hatten etwas an sich, das sich in mir festsetzte. Als ich wieder zum Glas griff, sah ich im Spiegel hinter der Bar nicht nur mich, nicht nur ihn, sondern für einen winzigen Moment etwas Drittes. Eine Kontur, die hinter seinem Rücken aufragte, größer als sein Körper, mit Ohren, die zu lang waren, um menschlich zu sein, und einem Schatten, der eher wie ein Fell aussah. Ich blinzelte, und das Bild war weg. Nur wir zwei am Tresen, zwei Männer, zwei Gläser, ein Gespräch, das gefährlich wurde.

Ich hätte einfach aufstehen können. Jederzeit. Die Knie vom Hocker lösen, Jacke greifen, ein knappes Nicken zum Barkeeper, Tür auf, Regen ins Gesicht, buschige Straßenbäume, die sich im Wind schütteln, heim ins kleine, stinkende Apartment, wo wenigstens nur die eigenen Geister rumlungern. So einfach. Aber einfache Dinge sind selten unsere Spezialität. Wir bleiben lieber sitzen, wenn es spannend wird, selbst dann, wenn wir wissen, dass Spannung in unserem Leben meist bedeutet, dass gleich etwas kaputtgeht – meistens wir selbst.

Der Typ mit den Pferdeaugen trank langsam, Schluck für Schluck, wie jemand, der nicht trinkt, um zu vergessen, sondern um zu markieren, wie weit der Abend schon gekommen ist. Die Jukebox war verstummt, irgendjemand hatte sie ausfallen lassen, und aus dem kleinen Radio hinter der Theke kroch jetzt eine dünne Stimme, die von Liebe sang, als wüsste sie nicht, wovon sie redete. Die Gespräche um uns herum wurden lauter, dann wieder leiser, wie Wellen. Doch um uns herum schien sich ein unsichtbarer Kreis zu bilden, den niemand betrat. Niemand setzte sich auf den freien Hocker zwischen uns, niemand drängelte, niemand rempelte. Es war, als hätte der Raum beschlossen, uns in Ruhe unseren kleinen Handel anbahnen zu lassen.

„Weißt du“, sagte er irgendwann, „das mit dem Gefühl morgens… Das ist gar nicht so selten. Die meisten nennen es nur anders. Midlifecrisis. Burnout. Schlechte Phase. Die Gesellschaft hat viele hübsche Etiketten für dasselbe Loch.“ Ich zog an meiner Zigarette, der Rauch brannte in der Lunge, tat aber gut, so wie es manchmal gut tut, sich selbst leicht zu verletzen, nur um zu spüren, dass man noch ein Körper ist. „Na und?“ fragte ich. „Du sammelst Etiketten?“ Er schüttelte den Kopf. „Ich sammle Entscheidungen. Der Moment, in dem jemand aufhört zu glauben, dass er da alleine wieder rauskommt. In dem er sagt: ‚Okay. Von mir aus. Hilf mir. Scheiß drauf, was es kostet.‘ Das ist der Augenblick, der mich interessiert.“

„Klingt wie ein Kredithai“, sagte ich. „Nur ohne Banklizenz.“ Er lachte leise. „Die sind harmlos“, meinte er. „Die wollen Geld. Geld ist billig. Man kann es nachdrucken.“ Er legte den Kopf schräg. „Du hast mehr zu bieten als Geld.“ Ich wollte spontan beleidigt sein, weil das bedeutete, dass ich nicht mal als guter Schuldner taugte. „Und was stellst du dir da so vor?“ fragte ich. „Meine Organe sind vermutlich versoffen, also fällt Organhandel schon mal aus.“ Sein Blick blieb ernst. „Organe sind langweilig“, sagte er. „Ich rede von Dingen, die dich ausmachen. Von dem, was du noch hast, obwohl du glaubst, es längst verloren zu haben.“

Er blieb einen Moment still, als würde er prüfen, ob ich bereit war. Ich fühlte mich wie einer dieser dämlichen Kandidaten in einer Spielshow, kurz bevor der Moderator die große Frage stellt. Nur dass hier keine grellen Scheinwerfer waren, nur die müde Neonröhre über der Theke, die ein konstantes Summen von sich gab, als wäre auch sie kurz vor dem Burnout. „Hör zu“, sagte er schließlich. „Angenommen, es gäbe eine Möglichkeit, dieses Loch morgens abzuschalten. Nicht durch Pillen, nicht durch irgendein Coaching, sondern endgültig. Stell dir vor, du wachst auf und das erste, was du fühlst, ist… Ruhe. Kein Druck. Keine nagende Leere. Keine Stimme, die dir erzählt, dass es eigentlich egal ist, ob du heute überhaupt etwas tust. Nur Stille. Und die Gewissheit, dass du weitermachst, weil es sich wieder nach etwas anfühlt.“

Ich stellte mir das vor. Ehrlich. Kein Zynismus, kein „Klingt nach Werbung“. Einen Morgen ohne dieses Gewicht in der Brust, ohne den Gedanken, dass man schon verloren hat, bevor man den ersten Kaffee trinkt. Ein Tag, der nicht wie eine Strafe anfängt. Ich merkte, wie mir die Kehle trocken wurde. Vielleicht lag es am Rauch. Vielleicht an etwas anderem. „Und was willst du dafür?“ fragte ich. Er lächelte, wieder dieses zu breite Lächeln, das nicht ganz zu seinem schmalen Gesicht passte. „Noch nichts Konkretes“, sagte er. „Zuerst musst du nur eins tun: weitertrinken.“

Ich starrte ihn an. „Das ist dein Angebot? Ich soll saufen wie immer?“ Er zuckte mit den Schultern. „Das kannst du gut, oder?“ Ich konnte nicht anders, ich musste lachen. Es klang ein bisschen hysterisch. „Das ist der erste Deal, bei dem ich von Anfang an im Vorteil bin“, sagte ich. „Ich mach das hier seit Jahren.“ Er nickte. „Ich weiß. Aber heute trinkst du nicht nur für dich. Heute trinkst du, um eine Grenze weich zu machen.“ Er sah mir tief in die Augen. „Zwischen dir und dem, was du verloren hast.“

Der Satz blieb zwischen uns hängen. „Du redest in Rätseln“, knurrte ich. „Ich trink, damit ich nicht mehr so viel merke. Das ist alles.“ „Heute nicht“, sagte er ruhig. „Heute trinkst du, damit du etwas siehst.“ Ich wollte wissen, was. Aber gleichzeitig wollte ich es nicht. Da war dieses leise, alte Tier in mir, das sich duckte, sobald irgendwo das Wort „Veränderung“ fiel. Trotzdem hob ich die Hand, und der Barkeeper stellte mir, ohne ein Wort zu sagen, das nächste Bier hin. Seine Stirn war in Falten gelegt, als hätte er Bauchschmerzen, aber er fragte nicht. Vielleicht wollte er es gar nicht wissen.

Mit jedem Schluck wurde der Raum weicher. Die Geräusche verschwammen, die Gesichter wurden zu groben Strichen. Nur die Augen des Fremden blieben scharf, als wären sie das einzige Ding im Raum, das nicht in Alkohol getränkt war. Ich merkte, wie sich mein Inneres langsam löste, wie die Gedanken schwerer wurden. Nicht mehr diese nervöse, nüchterne Unruhe, sondern eine dumpfe Schwärze, die sich wie eine Decke über alles legte. Aber irgendwo darunter glomm etwas. Kein Funken Hoffnung, eher ein seltsames, kribbelndes Warten.

„Was soll ich sehen?“ fragte ich schließlich. Meine Worte stolperten ein wenig, aber sie kamen noch raus. Er lehnte sich zurück, legte den Kopf in den Nacken, als würde er der Decke zuhören. „Manchmal dauert es ein bisschen“, sagte er. „Man kann so was nicht erzwingen. Aber du hast vorhin schon was gesehen, oder?“ Ich wusste sofort, was er meinte. Der Schatten am Boden. Die gelblichen Augen unter der Theke. Die Gestalt im Spiegel. Ich hatte mir eingeredet, es wäre der Alkohol. Oder meine Fantasie. Oder beides. „Ich hab nichts gesehen“, log ich. Er lächelte schief. „Doch“, sagte er. „Aber du musst es noch einmal sehen. Klarer. Dann können wir reden.“

Die Bar war jetzt fast voll. Stimmen, Lachen, dieses ständige Klirren von Gläsern, das alltägliche Schlachtfeld der kleinen Existenzen. Und doch fühlte es sich an, als wäre nur noch er da und ich. Alles andere war Hintergrundrauschen. Ich nahm einen weiteren Schluck. Der Boden unter mir schien sich kurz zu bewegen, als hätte jemand die Theke leicht angehoben und wieder abgesetzt. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie etwas zwischen den Hockern entlang huschte. Schnell, schwarz, lang. Als ich den Kopf drehte, war da nur ein vergessenes Taschentuch, das jemand weggekickt hatte.

„Entspann dich“, sagte der Typ. „Das macht es leichter.“ Ich lachte trocken. „Ich bin so entspannt, dass ich gleich vom Hocker rutsche.“ „Noch nicht“, meinte er. „Du musst wach bleiben. Zumindest halb.“ Er strich mit einem Finger den Rand seines Glases entlang, und das dünne Summen, das dabei entstand, mischte sich mit dem Summen der Neonröhre und dem Geräusch des Kühlschranks. Ein kleiner, vibrierender Ton, der direkt in meinen Kopf kroch.

Dann, irgendwann zwischen einem Schluck und dem nächsten, passierte es. Nicht mit Trompeten, nicht mit einem Knall, eher wie eine Schattierung, die gewechselt wurde. Der Raum kippte nicht, er… verschob sich. Die Lichter wurden einen Hauch blauer, die Schatten ein Stück tiefer. Die Leute an den Tischen wirkten weicher, als wären sie aus Kohle gezeichnet. Und zwischen ihren Beinen, unter den Stühlen, über den Rücken der Hocker zogen sich dünne, dunkle Linien, als hätte jemand Fäden gespannt, die vorher nicht da gewesen waren.

Am Rand meines Blickfelds hockte etwas. Auf der Lehne eines leeren Stuhls, die Beine angezogen, die Arme um sie geschlungen, der Kopf schief. Es war zottelig, schmal, mit Fell, das eher wie Rauch aussah als wie echtes Haar. Die Ohren lang, fast lächerlich lang, wie bei einem Karikaturhasen, nur dass hier nichts witzig war. Zwei Augen leuchteten gelb, nicht grell, eher wie Glut, die seit Stunden unter Asche geschlummert hatte. Es grinste. Ein Grinsen mit zu vielen Zähnen, zu schmal, zu wissend. Und es sah direkt mich an.

Mein Herz machte einen Satz, der nicht zum Alkoholpegel passte. Ich blinzelte heftig, riss den Blick los, sah zum Barkeeper. Er wischte, goss, kassierte, als wäre alles normal. Niemand schrie. Niemand zeigte auf das Ding auf dem Stuhl. Ich sah wieder hin. Es war noch da. Hockend, lauernd, grinsend. Und hinter mir hörte ich die tiefe, ruhige Stimme des Mannes mit den Pferdeaugen. „Da ist er“, sagte er. „Jetzt siehst du ihn.“

Ich sagte nichts. Meine Kehle war zu eng. Das Ding auf dem Stuhl streckte langsam eine Hand aus. Die Finger waren lang, knochig, aber sie wirkten nicht schwach. Eher wie Krallen, die man höflichkeitshalber nur noch nicht benutzt hatte. Es tippte mit einem Fingernagel gegen die Holzlehne, und das Geräusch war absurd laut in meinen Ohren. Tok. Tok. Tok. „Mach dir keine Sorgen“, sagte der Typ neben mir. „Er beißt nicht, wenn man sich an die Regeln hält.“ Ich drehte mich zu ihm um. Seine Augen waren jetzt noch dunkler, als hätten sie ein Stück der Bar in sich aufgesogen.

„Was… was ist das?“ brachte ich hervor. Er lächelte, und sein Lächeln war jetzt nicht mehr menschlich. Zu breit, zu ruhig, als wüsste er viel zu genau, wie die Geschichte ausgeht. „Das“, sagte er, „ist der, über den man später Geschichten erzählt. Der, den die Leute mit Pferdekopf oder Hasenohren oder Ziegenbeinen malen, weil sie sich nicht einigen können. Nenn ihn, wie du willst. Hier drin“, er tippte sich gegen die Brust, „nennt ihr ihn auf deine Art. Aber draußen… draußen nennen sie ihn Púca.“

Er nahm sein Glas, stieß es sanft gegen meines, als würde er auf einen normalen Handel anstoßen. „Willst du, dass er dein Glück frisst“, fragte er leise, „oder weiter jeden Morgen dich?“

Wenn die Spielautomaten dich beim Namen kennen

Der Púca hockte immer noch auf der Stuhllehne, als hätte er das Mobiliar mitgebracht. Das Fell war eher Schatten als Haar, aber trotzdem wirkte es fettig, als wäre es jahrelang durch Regen und Rauch gezogen worden. Die Ohren standen spitz in die Luft, lang wie kaputte Antennen, die trotzdem noch jeden Schrottsender empfangen. Seine gelblichen Augen wanderten durch die Bar, prüften die Leute, als würde er sich die Schwachen aussuchen. Ab und zu blieb sein Blick an jemandem hängen, und derjenige griff wie auf Kommando zum Glas oder kramte hektisch nach Zigaretten. Niemand sah ihn. Nur ich. Und der Typ mit den Pferdeaugen, versteht sich.

„Entspann dich“, sagte der Mann neben mir, während er sein Glas drehte. „Er ist neugierig, das ist alles.“ Ich konnte kaum die Luft holen. „Neugierig“, wiederholte ich. „Wie ’n Hund im Tierheim, der guckt, wen er zuerst beißt.“ Der Púca neigte den Kopf zur Seite, und für einen Moment hatte ich das Gefühl, dass er grinste – nicht freundlich, eher so, wie ein Kind grinst, kurz bevor es die Flügel einer Fliege abreißt. „Er frisst nicht einfach wahllos“, meinte der Typ. „Er hat… Vorlieben.“ Er deutete mit dem Kinn in Richtung der Spielautomaten.

Die blinkten und ratterten in ihrer Ecke, als hätten sie nie etwas anderes getan. Das Geräusch der sich drehenden Walzen mischte sich mit Gegröle und Glasgeklimper, aber es war wie ein eigener Takt, ein mechanisches Herz, das in der Ecke schlug. Ein Kerl mit speckiger Baseballkappe stand davor, drückte mit zitternden Fingern auf „Start“, wieder und wieder. Zwischen uns und den Automaten lag eine klebrige Spur aus verschüttetem Bier, kleinem Geld und gescheiterten Hoffnungen. Der Púca sprang plötzlich von der Stuhllehne, so leicht, dass das Holz nicht mal knarzte, und landete auf dem Boden, genau auf dieser Spur. Ich hörte kein Geräusch, aber ich spürte einen Luftzug, ein leises Kältezucken am Knöchel.

Er schlich Richtung Automaten, langsam, fast elegant. Niemand reagierte. Er streifte die Beine der Hocker, duckte sich unter einem Tisch durch, glitt zwischen zwei Typen hindurch,

die sich gerade anbrüllten, welcher Verein die größere Scheiße baut. Kein Mensch bemerkte ihn. Nur ich, mit meinen langsam weichgekochten Nerven und dem Alkohol im Blut, der jede Wahrnehmung erstickt und gleichzeitig schärfer macht. Der Mann mit den Pferdeaugen legte mir kurz eine Hand auf die Schulter, und ich zuckte zusammen. Seine Finger waren kühl, aber nicht feucht, eher wie Metall, das in einem zugigen Flur gelegen hat.

„Komm“, sagte er. „Du willst doch wissen, wie tief das Loch ist.“ Es war kein Befehl, aber auch keine Bitte. Ich zahlte nicht mal, ich stand einfach auf, ließ das Glas halbvoll zurück, als hätte ich Geld im Automaten stecken lassen. Meine Beine fühlten sich an wie Gummi, das man zu lange in der Sonne liegen lässt. Wir gingen rüber zu den Maschinen. Der Púca war schon da. Er hockte jetzt direkt auf dem Gerät, das der Typ mit der Baseballkappe bearbeitete, genau oben auf dem Gehäuse. Die langen Beine baumelten lässig vor dem leuchtenden Display, der Schwanz – ja, jetzt sah ich, dass er einen hatte, einen langen, dünnen Schwanz, der sich am Ende ringelte – schlug langsam gegen das Plastik.

„Noch ein Fünfer“, murmelte der Typ mit der Kappe, mehr zu sich selbst als zu irgendwem. Seine Augen waren glasig, aber nicht vom Alkohol, sondern von diesem schmierigen Hoffnungsschleim, den die Automaten absondern. Der Púca streckte die Hand aus, berührte mit einem Finger das Display. Für einen Moment flackerte es, und ich schwor, ich sah meinen eigenen Namen aufblitzen, da, wo sonst „Insert Coin“ oder „Jackpot“ steht. Nur einen Wimpernschlag, dann waren wieder Kirschen und Glocken und diese dämlichen Siebenen zu sehen. Ich blinzelte, rieb mir die Augen. „Hast du…?“ setzte ich an. „Ja“, sagte der Mann neben mir, bevor ich fertig war. „Er ruft dich.“

Ich lachte, aber es war ein dünnes, brüchiges Lachen. „Ich hab nicht mal Geld“, sagte ich. „Ich hab noch noch nicht mal vernünftige Ausreden.“ Der mit den Pferdeaugen zog eine Augenbraue hoch. „Geld findet sich“, meinte er. „Münzen, Scheine, Kartenschulden. Irgendwo hast du noch was. Außerdem geht es nicht um den Einsatz. Es geht darum, dass du drückst.“ Der Typ mit der Baseballkappe fluchte, als die Maschine ihm wieder nichts ausspuckte. „Verfickter Mist“, murmelte er, trat gegen den Automaten, so schwach, dass es eher wie eine Liebkosung aussah, und wankte zurück zur Theke, um sich neuen Mut zu kaufen.

Der Púca sprang vom Gehäuse, landete ohne Geräusch neben dem Automaten und leckte sich über die Finger, als hätte er gerade etwas Klebriges berührt. Dann sah er mich an. Direkt. Kein Drumherum, kein „Vielleicht meint er ja doch den anderen“. Die gelben Augen brannten sich in mein Gesicht. Ich spürte, wie mir der Schweiß den Rücken runterlief, kalt, obwohl es in der Bar warm war. Der Mann mit den Pferdeaugen stellte sich so hin, dass wir zu dritt ein seltsames Dreieck bildeten – er, ich, die Maschine. „Das ist deine Kirche“, sagte er leise. „Hier betest du, seit Jahren. Zeit, dass du mal eine Antwort bekommst.“

Ich kramte in der Tasche. Irgendwo musste noch ein Rest Geld sein. Ein abgerissenes Ticket, ein Einkaufszettel, drei verklebte Centstücke. Und, tatsächlich, ein zerknitterter Zehner, von dem ich nicht mal wusste, woher er kam. Vielleicht Wechselgeld, vielleicht ein vergessener Schein, den irgendeine alte Version von mir zurückgelegt hatte, in einem Anfall von Verantwortung. Jetzt lag er in meiner Hand, leicht feucht vom Schweiß. Ich hätte damit Zigaretten kaufen können, Brot, meinetwegen auch den Bus nach Hause. Stattdessen stand ich vor einem Kasten voller Lichter, während ein unsichtbares Biest mit Kaninchenohren auf mich starrte.

„Das ist irre“, murmelte ich. „Natürlich“, sagte der Typ neben mir. „Alles andere hat ja auch nicht funktioniert.“ Ich schob den Schein in den Schlitz. Die Maschine verschluckte ihn mit einem satt zufriedenen Geräusch, wie ein Tier, dem man ein Stück Fleisch hinwirft. Auf dem Display leuchtete die Zahl meines Guthabens auf, und für einen Moment sah ich wieder meinen Namen aufblitzen, diesmal länger, als würde sich der Automat kurz versprechen. Dann wurden wieder Zahlen draus.

Ich legte den Finger auf die Starttaste. Sie war abgenutzt, glatt von all den Händen, die vor mir draufgehämmert hatten. Der Púca beugte sich vor, der Schwanz ruhig, die Ohren leicht nach hinten geklappt. Der Mann mit den Pferdeaugen lächelte kaum merklich. „Na los“, sagte er. „Die Maschine kennt dich schon. Sie wartet.“ Ich drückte. Die Walzen setzten sich in Bewegung, die Symbole rasten vorbei: Kirsche, Sieben, Bar, Stern, noch eine Sieben. Es war ein wirres, buntes Karussell aus Versprechen. Und für einen Moment hatte ich tatsächlich das Gefühl, die Maschine würde meinen Puls kennen.

Die Walzen klackerten, als würde irgendwo jemand mit den Zähnen knirschen. Während sie sich drehten, hörte ich plötzlich etwas anderes. Nicht das übliche Summen und Rattern, sondern eine leise, kratzige Stimme, irgendwo zwischen meinem Ohr und meinem Hinterkopf. „Schon wieder du“, flüsterte sie. „Du lernst es nicht, was?“ Ich sah mich um, aber außer dem Púca und dem Mann mit den Pferdeaugen stand niemand in unserer Nähe. Die anderen Gäste hatten sich mit ihren eigenen Niederlagen beschäftigt.

„Hast du das gehört?“ fragte ich heiser. „Ich? Nein“, sagte der Typ neben mir mit einem unschuldigen Blinzeln, das mich nur noch nervöser machte. Der Púca kicherte, ein trockenes, hohes Geräusch, das in der Luft hängen blieb wie Zigarettenrauch. Er legte den Kopf in den Nacken, und ich schwor, ich sah seine Schultern beben. „Drück noch mal“, sagte die Stimme, diesmal deutlicher. „Mach schon, du weißt doch, wie das geht.“ Es war, als würden die Worte direkt aus dem Lautsprecher der Maschine kommen, aber der gab nur das übliche elektronische Gedudel von sich.

Die Walzen blieben stehen. Drei Symbole, die nichts miteinander anzufangen wussten, lachten mir ins Gesicht. Kein Gewinn, nicht mal ein mickriger Trostpreis. Ich fühlte, wie etwas in mir sich entspannte und gleichzeitig enger wurde – dieser seltsame Doppelknoten aus Enttäuschung und Bestätigung. „War klar“, murmelte ich. „Natürlich war es klar.“ „Noch mal“, sagte die Stimme. „Du hast doch nicht nur wegen eines Drehers aufgehört zu trinken, oder?“ Ich biss die Zähne zusammen, drückte wieder. Der Púca beugte sich so nah an das Display, dass sein Atem – falls er welchen hatte – das Glas hätte beschlagen müssen. Aber da war nichts. Nur sein Schatten, der sich über die bunt blinkenden Symbole legte.

Die Maschine begann zu spinnen. Nicht im technischen Sinne, die Walzen drehten sich ganz normal, sondern in dem Gefühl, das sie mir im Bauch verursachten. Bei jedem Dreh sah ich für den Bruchteil einer Sekunde nicht nur Kirschen und Sterne, sondern Bilder, die nichts mit Glücksspiel zu tun hatten. Mein erstes eigenes Zimmer, das nach billiger Farbe und Zigaretten roch. Das Lachen einer Frau, deren Gesicht ich nicht mehr ganz zusammenbekam. Der Moment, als ich meinen letzten vernünftigen Job hinschmiss, weil ich dachte, etwas Besseres wartet hinter der nächsten Ecke. Alles flackerte über den Bildschirm wie alte Dias, gemischt mit der immer gleichen Hoffnung auf drei identische Symbole.

„Er kennt dich“, sagte der Mann mit den Pferdeaugen. „Die Maschine“, knurrte ich. „Na toll. Jetzt fehlen nur noch Werbebriefe mit meinem Namen.“ „Nicht nur die Maschine“, erwiderte er. Sein Blick glitt zum Púca, der jetzt eine seiner langen Krallen über das Plastik fahren ließ.

„Er liebt Spieler. Die sind wie offene Flaschen. Man muss nur den richtigen Moment abwarten, dann kippt alles von allein raus.“ „Ich bin kein Spieler“, protestierte ich. „Ich… hau ab und zu mal einen Fünfer rein.“ Der Púca schnappte mitten in der Luft nach irgendetwas Unsichtbarem, als hätte ich einen besonders schlechten Witz gemacht. „Erzähl das weiter“, zischte die Stimme in meinem Kopf. „Vielleicht glaubst du’s irgendwann selbst.“

Ich drückte wieder und wieder. Nicht schnell, eher mechanisch. Jeder Druck ein kleiner Stoß in eine Richtung, die ich nicht kannte. Der Zehner schrumpfte, die Zahl auf dem Display rutschte herunter wie Wasser in einem Abfluss. Man sagt, Geld sei nur Papier oder digitale Einträge, aber hier, in dieser Ecke, hatte es eine andere Konsistenz. Es fühlte sich an wie Teile von dir, die du wegschmeißt. Kleine Brocken Zukunft, die durch den Schlitz verschwinden. Ich spürte den Blick des Mannes mit den Pferdeaugen in meinem Nacken, ruhig, abwartend. Der Púca wippte mit den Füßen, immer im Rhythmus des Automaten.

„Du weißt, dass du nichts gewinnen wirst“, sagte die Stimme. Sie klang jetzt fast zärtlich, wie eine Mutter, die ihrem Kind erklärt, warum der Hund nicht mehr aufwacht. „Du weißt es, aber du drückst trotzdem. Das ist der Moment, den ich mag.“ „Halt die Fresse“, murmelte ich, mehr zu mir selbst als zu ihr. Der Mann neben mir kommentierte es nicht. Er schien genau zu wissen, mit wem ich sprach.

Die Anzeige zeigte nur noch einen schmalen Rest. Noch ein paar Drehungen, dann war Schluss. Ich hätte aufhören können, den letzten Betrag stehen lassen, so tun, als hätte ich etwas gerettet. Aber so funktioniert es nicht. Wenn du schon ins Wasser gehst, willst du wissen, wie kalt es am Grund ist. Ich drückte weiter, bis der Automat mir in nüchternen Zahlen sagte, dass er fertig mit mir war. Kein Bonusspiel, kein blinkender Gewinn. Nur ein trockenes Piepen und das erlöschen des Guthabens. Mein Schein war Geschichte, und mit ihm die letzten zehn Euro, die in meinem Portemonnaie so etwas wie Selbstachtung dargestellt hatten.

Der Púca lachte laut. Diesmal hörte ich es wirklich, nicht nur im Kopf. Ein kratziges, schiefes Geräusch, das zu keinem Tier passte, das ich kannte. Ein paar Leute drehten sich irritiert um, konnten aber die Quelle nicht finden und wandten sich wieder ihren Getränken zu. Der Mann mit den Pferdeaugen klopfte leicht gegen das Gehäuse des Automaten, so wie man gegen einen Sarg klopft, bevor man ihn endgültig zuschiebt. „Siehst du“, sagte er. „Er kennt deinen Namen. Und er weiß, dass du wiederkommst.“

„Ich hatte keine Wahl“, sagte ich. Es klang jämmerlich, selbst in meinen eigenen Ohren. „Du hast immer eine Wahl“, antwortete er ruhig. „Du hättest gehen können, bevor du den Schein reinsteckst. Du hättest ihn jemandem geben können, der was zu essen braucht. Du hättest ihn verbrennen können, aus Prinzip. Aber du hast ihn der Maschine gegeben. Weil du lieber gegen etwas Unsichtbares verlierst, als dir einzugestehen, dass du längst aufgibst, bevor du überhaupt anfängst.“ Ich wollte ihm eine reinhauen. Stattdessen lehnte ich die Stirn kurz gegen das kalte Plastik des Automaten. Es roch nach Metall, Schweiß und Reinigungsmittel. Nach all den anderen Köpfen, die hier schon dagegen gelehnt hatten.

„Was willst du von mir?“ fragte ich leise. Der Púca rutschte vom Automaten, kam näher, so nah, dass ich den Schatten seines Fells auf meinen Schuhen sah. Die gelben Augen funkelten. „Er will, dass du ihm etwas gibst“, sagte die Stimme, diesmal klar in meinem Ohr. „Etwas, das du sowieso nicht mehr nutzt.“ Ich richtete mich auf, taumelte einen Schritt zurück. „Welchen Teil von mir habt ihr denn im Angebot? Die Lunge ist belegt, die Leber auch.“ Der

Mann mit den Pferdeaugen schüttelte langsam den Kopf. „Nicht dein Fleisch“, sagte er. „Fleisch verdirbt. Etwas Dauerhafteres.“

Die Lichter der Maschine spiegelten sich in seinen Augen, als wären da zwei kleine Jackpots eingeschlossen, die keiner jemals knacken wird. „Er kann dein Glück fressen“, erklärte er. „Das bisschen Rest, das du noch irgendwo vergraben hast. Im Austausch dafür bekommst du… Ruhe. Kein Hoffen mehr. Kein ‚Vielleicht wird es doch noch was‘. Nur noch klare, kalte Fakten. Du trinkst. Du schläfst. Du arbeitest, wenn es sein muss. Und du erwartest nichts. Von niemandem. Auch nicht von dir selbst.“

Der Vorschlag stand zwischen uns wie eine offene Flasche, und ich wusste nicht, ob ich zuerst daraus trinken oder sie zuschlagen sollte. „Das klingt nicht gerade nach einem Traumdeal“, sagte ich. „Eher nach dem, wie mein Leben sowieso schon aussieht.“ Der Mann mit den Pferdeaugen lächelte und legte den Kopf leicht schief, sodass das Licht der Automaten quer über sein Gesicht schnitt. „Nicht ganz“, meinte er. „Im Moment hast du noch diesen kleinen Rest in dir, der flüstert, dass es anders sein könnte. Der dir sagt, du solltest aufhören zu saufen, einen Job suchen, deine Rechnungen öffnen, irgendwas heroisch Langweiliges tun. Dieser Rest ist es, der dich nachts wach hält und morgens nicht aus dem Bett lässt. Wenn er weg ist, wird es… leichter.“

Ich musste an die vierzehn Tage denken, an den Wasserkrug auf dem Küchentisch, an die Selbsthilfebücher, die ich mit ironischen Kommentaren vollgeschmiert hatte. An die Vorsätze, die ich wie Wegbier gekippt hatte. Vielleicht hatte er recht. Vielleicht war es genau dieser jämmerliche kleine Funke, der mir immer wieder vorgaukelte, ich sei noch nicht komplett im Arsch – und mich damit ständig daran erinnerte, wie knapp ich daneben lag. Trotzdem fühlte sich der Gedanke, ihn einfach zu verschenken, falsch an. Wie die letzte Kippe weggeben, obwohl noch eine lange Nacht vor dir liegt.

Der Púca stand jetzt direkt vor mir. Er war nicht groß, höchstens so hoch wie ein Teenager, der sich schlecht ernährt hat. Aber irgendetwas an ihm machte ihn größer, als er war. Vielleicht die Art, wie er sich hielt, die Schultern leicht nach vorne, als würde er jeden Moment losrennen. Vielleicht die Augen, die mehr Platz in der Welt beanspruchten, als ihnen zustand. Er streckte eine Hand aus, die Finger lang und knochig, die Nägel schwarz und stumpf. Wenn er „Gib mir die deine“ gesagt hätte, wäre es nur die logische Fortsetzung von allem gewesen. Stattdessen kratzte er sich am Kinn und zeigte dann mit der Kralle auf meine Brust.

„Er will wissen, ob du satt bist vom Hoffen“, übersetzte der Mann mit den Pferdeaugen, obwohl ich das Gefühl hatte, den Sinn auch so verstanden zu haben. Der Púca nickte zustimmend, als wäre er mit der Formulierung zufrieden. „Was passiert, wenn er mein Glück frisst?“ fragte ich. Meine Stimme klang seltsam nüchtern, als würde ich einen Handyvertrag erklären lassen. „Du hörst auf zu kämpfen“, sagte der Mann. „Du hörst auf, dich schlecht zu fühlen, weil du nichts änderst. Weil du weißt, dass nichts mehr zu ändern ist. Es wird still da drin.“ Er tippte sich wieder auf die Brust. „Kein innerer Richter, keine verpassten Chancen, keine Nostalgie. Nur noch das, was wirklich ist.“

„Also kapitulieren“, sagte ich. „Auf einem Level, auf dem selbst ich’s schaffe.“ „Nenn es, wie du willst“, sagte er. „Für manche ist es Kapitulation. Für andere Erlösung.“ Der Púca gähnte, weit, mit einer Reihe von Zähnen, die in keinem Biologiebuch stand. Ich sah Eckzähne, Backenzähne, irgendwas dazwischen. Ein Maul, das so aussah, als hätte es schon vieles zerkaut. Vielleicht ganze Menschenleben. „Und was hab ich davon? Außer Ruhe?“ fragte ich.

„Ruhe ist nicht wenig“, sagte der Mann. „Aber du bekommst mehr. Du wirst… effizient im Untergehen. Keine Energieverschwendung mehr an sinnlose Träume. Du wirst besser darin, das zu tun, was du ohnehin tust. Trinken, funktionieren, verschwinden. Das kann sehr befreiend sein.“

Ich dachte an all die Gesichter, die ich in den letzten Jahren in dieser Bar hatte verschwinden sehen. Leute, die irgendwann aufhörten, davon zu reden, dass sie „bald mal was ändern“, und nur noch still tranken, bis sie einfach nicht mehr kamen. Wir hatten ihnen keine Denkmäler gebaut. Höchstens ein oder zwei Sätze: „Haste gehört, der liegt jetzt auf irgendeiner Platte“ oder „Der ist zu seiner Schwester aufs Land“. Vielleicht hatten die alle ihren kleinen Rest Glück abgegeben. Vielleicht waren sie dadurch tatsächlich ruhiger geworden. Ich wusste es nicht. Es gab keine Feedbackformulare aus dem Jenseits.

„Und wenn ich nein sage?“ fragte ich. „Wenn ich mein Glück behalte, so mickrig es ist?“ Der Mann mit den Pferdeaugen zuckte die Schultern. „Dann wachst du weiter mit diesem Loch auf. Machst weiter deine halbherzigen Versuche, auszusteigen, fällst immer wieder rein. Das geht auch. Manche mögen das Drama.“ Der Púca fauchte leise, ein Laut, der sich anhörte wie ein beleidigtes Kichern. Offenbar mochte er Drama weniger. Er zeigte wieder auf meine Brust, diesmal dringlicher. In seinen Augen glomm es heißer.

Ich lehnte mich gegen den Automaten, der inzwischen dunkel war, als hätte er seinen Anteil erledigt und sich wieder schlafen gelegt. Ich dachte an morgens: an das Aufstehen, das eigentlich keines war, sondern nur ein langsames Wegziehen des eigenen Körpers vom Laken. An den ersten Blick in den Spiegel, an dem nichts Neues zu sehen war, außer einem weiteren, unsichtbaren Kratzer. An das Gefühl, dass der Tag schon vorbei ist, bevor er begonnen hat. Dass man nur noch die Pflicht hat, ihn irgendwie rumzukriegen. Ein Teil von mir flüsterte, dass das Leben mehr sein musste als das. Ein anderer Teil, der größere, lachte bitter und fragte, wo ich das denn her hätte – aus Filmen?

„Und wie… wie läuft das praktisch?“ fragte ich schließlich. Es war der Moment, in dem ich merkte, dass ich innerlich schon zur Kasse gegangen war. Der Mann mit den Pferdeaugen lächelte zufrieden. „Praktisch ist einfach“, sagte er. „Du triffst eine Entscheidung. Laut. Vor Zeugen.“ Er nickte zum Púca, der kurz die Brust rausstreckte, als wäre er auf einmal offizieller Notar. „Du sagst, dass du dein Glück satt hast. Dass du es nicht mehr brauchst. Und dass du es ihm überlässt. Den Rest macht er.“

„Tut das weh?“ fragte ich. Es war eine bescheuerte Frage, aber in solchen Momenten stellt man immer die bescheuerten Fragen. „Nicht wie du denkst“, sagte er. „Es fühlt sich eher an wie… der letzte Schluck eines sehr langen Abends. Der Moment, in dem du weißt, dass morgen alles wehtun wird, du aber trotzdem weitermachst, weil es keinen Sinn hat, früher aufzuhören.“ Der Púca trat einen Schritt näher. Ich konnte jetzt jedes einzelne Haar in seinem Schattenfell erkennen, jede kleine Bewegung seiner Finger. Er wirkte aufgeregt, aber beherrscht, wie ein Hund, der gelernt hat, vorher „Sitz“ zu machen.

Ich merkte, dass ich zitterte. Nicht vom Entzug, nicht vom Alkohol, sondern von dieser absurden Situation. Ich, der Typ, der es nicht mal auf die Reihe kriegt, seine Wäsche rechtzeitig zu waschen, stand in einer verrauchten Bar und sollte entscheiden, ob ein mythologisches Biest den Rest meines Glücks fressen durfte. Und irgendwo in mir drin war eine Stimme, die sagte: Natürlich. Was denn sonst? Glaubst du wirklich, dein Leben würde anders kippen – mit einem simplen guten Vorsatz?

Die Bar um uns herum lief weiter. Gläser, Gelächter, Streit, Musik. Keiner kümmerte sich um das Theaterstück, das sich in der Automaten-Ecke abspielte. Vielleicht war das das Normalste an allem. Jeder war mit seinem eigenen Untergang beschäftigt. Der Mann mit den Pferdeaugen beobachtete mich, ohne zu drängeln. Er wusste, dass manche Entscheidungen von allein fallen, wenn man sie nur lange genug in der Luft hängen lässt.

Ich holte tief Luft. Sie schmeckte nach Bier, Rauch, billigem Parfüm und diesem seltsamen, kalten Etwas, das von dem Púca ausging. „Und wenn ich es tue", fragte ich, „bin ich dann immer noch ich?" Der Mann neben mir dachte kurz nach, als hätte er die Frage nicht erwartet. „Du wirst", sagte er langsam, „eine Version von dir sein, die näher an dem ist, was du die letzten Jahre sowieso schon lebst. Nur ohne Widerstand. Ohne inneren Kommentar. Ohne den lächerlichen kleinen Funken, der behauptet, du wärst für mehr bestimmt." Er lächelte. „Also ja. Du wirst du sein. Nur ehrlicher."

Der Púca hob die Hand, als wolle er zum Schwur ansetzen. Seine Augen brannten. Ich spürte, wie der letzte Rest Bier in meinem Magen sich zu einem heißen Knäuel zusammenzog. Irgendwo hinter meiner Stirn pochte es. Vielleicht war es der Kater von morgen, der schon mal anklopfte. Vielleicht etwas anderes. Ich sah dem Biest in die Augen und dachte daran, wie es wäre, morgens wirklich nichts mehr zu erwarten. Weder vom Tag noch von mir selbst. Keine Enttäuschung mehr, weil es keine Hoffnung mehr gibt. Nur noch Routine, Alkohol und dieses grausame, bequeme Nichts.

„Überleg es dir gut", sagte der Mann mit den Pferdeaugen. „Glück kriegt man schwer zurück, wenn es einmal gefressen wurde." Der Púca grinste. Und ich stand da, zwischen einem toten Automaten und einem lebendigen Albtraum, und fragte mich, ob es nicht genau das war, was ich eigentlich immer wollte: eine Entscheidung, die so endgültig ist, dass man danach endlich aufhören kann, sich welche einzureden.

Der Abend, an dem das Kleeblatt schwarz wurde

Ich weiß nicht genau, wann aus Nachmittag Abend wurde. In der Bar gab es keine echten Tageszeiten, nur verschiedene Stufen von Müdigkeit. Irgendwann war der Raum einfach dunkler, das Summen der Neonlampe lauter, die Gesichter aufgeweichter. Der Púca stand immer noch dicht vor mir, und der Mann mit den Pferdeaugen sah mich an, als hätte er alle Zeit der Welt. Vielleicht hatte er die wirklich. Ich nicht. Meine Knie fühlten sich wacklig an, mein Kopf war schwer, und irgendwo in meinem Bauch drehte sich der Gedanke: Wenn du jetzt nicht rausgehst, kommst du hier nie wieder weg.

„Frische Luft", murmelte ich, ohne mir sicher zu sein, ob das eine Bitte oder ein Befehl war. Der Mann mit den Pferdeaugen nickte. „Gute Idee", sagte er. „Entscheidungen fasst man besser nicht über klebrigem Boden." Der Púca fauchte leise, als wäre er mit der Kritik an seinem Lieblingsrevier nicht einverstanden, aber er machte keinen Ärger. Er drehte sich nur einmal im Kreis, wie ein Hund, der prüft, ob die Decke richtig liegt, und trottete dann Richtung Tür. Keiner der anderen Gäste wich aus. Sie gingen einfach durch ihn hindurch, oder er durch sie. Schwer zu sagen.

Draußen schlug mir der Regen ins Gesicht. Er war kälter geworden, dünner, hartnäckiger. Die Straße glänzte, als hätte jemand eine Schicht Öl über die Stadt gegossen. Die Laternen warfen

gelbe Flecken auf den Asphalt, und in den Pfützen schwammen zerrissene Neonreklamen. Der Púca stand mitten in einer davon, sein Schattenfell saugte das Licht auf, als würde er sich daran satt trinken. Er schüttelte sich einmal, und Tropfen flogen in alle Richtungen, obwohl keiner auf ihn gefallen war.

Der Mann mit den Pferdeaugen zündete sich eine Zigarette an und bot mir die Packung an. „Ich dachte, ich trinke nur", sagte ich, nahm mir aber trotzdem eine. „Du machst vieles, was du nicht gedacht hast", meinte er. Der Rauch brannte in der Lunge, aber er erdete mich. Wenigstens an etwas konnte ich mich festhalten: die Verlässlichkeit der eigenen Dummheit.

Wir gingen los, ohne abzusprechen wohin. Die Stadt um uns herum war müde, aber nicht still. Busse schnaubten, irgendwo brüllte jemand aus einem Fenster, ein Sirenengeheul kam näher, zog vorbei, verschwand. Der Púca hüpfte von Pfütze zu Pfütze, als würde er ein Spiel spielen, dessen Regeln nur er kannte. Manchmal sprang er auf eine Litfaßsäule, setzte sich oben hin, beobachtete uns und die vorbeirauschenden Autos, dann war er wieder vor uns auf dem Gehweg. Niemand stolperte über ihn. Nur ich musste aufpassen, nicht durch ihn hindurchzulaufen, weil mir allein der Gedanke daran die Nackenhaare hochstellte.

Nach ein paar Straßenecken fiel mir auf, dass ich meinen Schlüsselbund in der Hand hatte. Keine Ahnung, wann ich ihn aus der Tasche geholt hatte. Vielleicht, als wir die Bar verließen. Vielleicht, als ich versucht hatte, irgendetwas Greifbares festzuhalten. Zwischen den kalten Zähnen aus Metall hing das kleine Plastik-Kleeblatt, das ich seit Jahren mit mir rumschleppte. Billiges Souvenir vom Jahrmarkt, vier Blätter, knallgrün. Eine Ex hatte es mir mal geschenkt, grinsend, betrunken, mit der Bemerkung: „Damit dein Leben nicht komplett in den Eimer geht." Sie war längst weg. Das Kleeblatt nicht.

Ich blieb kurz stehen, hielt den Schlüsselbund hoch. Das Kleeblatt sah beschissener aus als in meiner Erinnerung. Das Grün war stumpf geworden, an einer Ecke abgeplatzt. Ein dünner grauer Film lag darüber, als hätte es jahrelang in Rauch gehangen, was vermutlich stimmte. Ich erinnerte mich daran, wie ich es an meinem ersten Tag in einem „richtigen" Büro in die Hosentasche gesteckt hatte, als Talisman. Wie ich es angefasst hatte, bevor ich zum Chef reinging, um um mehr Geld zu betteln. Wie ich es später im Krankenhaus in der Faust gehalten hatte, als mein alter Herr an irgendwelchen Schläuchen hing. Das Ding hatte alles mitbekommen, jede verpasste Chance, jede schlechte Entscheidung, jeden „Vielleicht wird ja doch noch was"-Moment.

„Schönes Stück", sagte der Mann mit den Pferdeaugen neben mir. Er starrte nicht das Metall an, nicht die Schlüssel, nur das Kleeblatt. „So eins hat Gewicht." Ich lachte trocken. „Zwei Euro, Jahrmarktstand. Wenn du verhandelst, kriegst du drei zum Preis von einem." „Ich meine nicht den Preis", antwortete er. „Ich meine die Geschichten, die dran hängen. Handwärme, Taschentiefen, all die kleinen Gebete, die keiner laut ausspricht." Der Púca sprang von einer Mülltonne auf meine Schulter, so leicht, dass ich nur einen Hauch von Kälte spürte. Er beugte sich nach vorn und schnupperte an dem Kleeblatt, das zwischen meinen Fingern baumelte. Seine Augen wurden schmal.

„Er mag Kleeblätter", übersetzte der Mann. „Vor allem vierblättrige. Die sind wie kleine Batterien." „Batterien?" fragte ich. „Für was?" „Für Lügen", sagte er nüchtern. „Jedes Blatt ein Versprechen, das nie eingelöst wurde. Wenn sie lange genug getragen werden, verfärben sie sich. So wie deins." Ich sah wieder auf den Plastikschmuck. In dem Licht der Straßenlaterne wirkte das Grün wirklich dunkler, fast bräunlich. Als hätte jemand die Hoffnung darin langsam geräuchert.

„Na super“, murmelte ich. „Selbst mein Glücksbringer ist depressiv.“ „Noch nicht ganz“, sagte der Mann. „Aber er ist müde. So wie du.“ Der Púca schnippte leicht mit einer Kralle gegen das Plastik. Das Kleeblatt drehte sich um die eigene Achse. Für den Bruchteil einer Sekunde glaubte ich, etwas Schwarzes unter der Oberfläche zu sehen, einen feinen Haarriss, der sich durch alle vier Blätter zog. Ich blinzelte, und alles sah wieder normal aus. Oder das, was ich inzwischen für normal hielt.

Wir gingen weiter, bis wir vor einem Kiosk mit Lotto-Annahmestelle standen. Die Leuchtreklame war halb ausgefallen, „LOTTO“ leuchtete nur als „L TT“, und das passte irgendwie. Im Schaufenster hingen Plakate: „Dein Traum vom großen Gewinn“, lachende Paare, Strand, Cabrio, all das Zeug, das es nur in Werbespots gibt. Der Púca drückte seine Nase gegen die Scheibe, schnaufte und hinterließ keinen Atem. Seine Augen glänzten gierig.

„Natürlich“, sagte ich. „Wo sonst.“ „Es passt“, meinte der Mann mit den Pferdeaugen. „Hier verkaufen sie Hoffnung in billigen Portionen. Du bist Stammkunde im gleichen Geschäft, nur ohne Schein.“ Er deutete auf das Kleeblatt in meiner Hand. „Heute Abend machen wir Buchhaltung. Für dich. Für ihn.“ Der Púca drehte sich zu mir um und grinste so weit, dass ich kurz dachte, sein Gesicht würde in der Mitte durchreißen.

Ich steckte den Schlüsselbund ein, als müsste ich das Ding vor Diebstahl schützen. Dabei wollten sie es mir nicht stehlen. Sie wollten, dass ich es selbst hergebe. Das war der Unterschied. Und genau deshalb fühlte sich der Abend plötzlich schwerer an. Nicht wegen des Regens, nicht wegen des Alkohols. Sondern weil irgendwo da draußen, unter all den Reklamen und Pfützen, mein letztes Kleeblatt auf seinen Farbwechsel wartete.

Der Kiosk roch nach kaltem Kaffee, Druckerschwärze und diesen billigen Gummibärchen, die seit drei Sommern im Regal klebten. Neonlicht machte alles flach, selbst die Gesichter der Leute, die vor dem Tresen standen. Eine Frau mit fleckiger Steppjacke füllte Lottoscheine aus, als würde sie eine Steuererklärung schreiben, konzentriert, voller Angst, eine Zahl zu vergessen. Ein dicker Mann mit Stirnglatze kaufte Rubbellose im Zehnerpack, seine Hände zitterten vor Eifer. Der Púca hockte auf dem Zeitungsständer, direkt auf den Schlagzeilen über Kriege, Unfälle und Promi-Skandale. Er schaute den Leuten über die Schulter, als würde er mitlesen. Niemand sah ihn.

Der Mann mit den Pferdeaugen stellte sich neben mich, als wir anstanden. „Fühlst du das?“ fragte er. „Was?“ „Die Dichte. All die Wünsche, die hier hängen.“ Ich lauschte. Tatsächlich lag etwas in der Luft, das nicht nur nach Staub und Nikotinfilter roch. Eine Art elektrisches Summen, gemischt mit Verzweiflung. Leute kamen mit ein paar Münzen oder einem zerknitterten Schein, schoben ihn unter die Plexiglasscheibe, und auf der anderen Seite erhielten sie einen Zettel, den sie wie eine Eintrittskarte in ein besseres Leben behandelten. „Sie zahlen dafür, noch einen Tag an Zufälle zu glauben“, murmelte der Mann. „Nicht an sich selbst. Nur an Zahlen.“ Der Púca kicherte leise und zog eine Werbebroschüre aus dem Ständer, schnupperte daran und ließ sie fallen.

Als ich dran war, sah mich die Frau hinter dem Tresen kurz an, dieses schnelle Scannen, ob ich der Sorte „Kippen und weg“ oder „Redet mich voll, bis die Schlange hinter ihm meckert“ angehörte. Ich legte meine letzten Münzen auf den Tresen. Sie klimperten kläglich. Vom Zehner war nichts mehr übrig. „Ein Rubbellos“, sagte ich, mehr aus Reflex. Es war das billigste Glücksversprechen im Laden. „Eins?“ fragte sie, als hätte sie sich verhört. „Nur eins“, bestätigte ich. Der Mann mit den Pferdeaugen tippte mir unauffällig gegen den

Ellenbogen. „Ein bestimmtes“, fügte er hinzu und deutete auf die Reihe mit den Kleeblättern. „Davon eins.“

Die Frau schob mir das Los hin, als wäre es ein Taschentuch. Der Púca streckte die Zunge raus, als würde er es schon schmecken. „Raus hier“, sagte der Mann, bevor ich überhaupt überlegen konnte, wo ich rubbeln will. Wir traten wieder in den Regen. Unter dem Vordach des Kiosks war es halbwegs trocken, aber der Wind hatte sich entschieden, auch dort mitzumischen. Ich lehnte mich gegen die kalte Wand, steckte eine Zigarette an und hielt das Los in der anderen Hand. Auf der Vorderseite grinste mir ein fettes Kleeblatt entgegen, knallgrün, daneben stand irgendwas von „Super-Sonderglück“. Ich hätte lachen können, wenn mir nicht nach Kotzen gewesen wäre.

„Mach schon“, sagte die Stimme, die ich inzwischen dem Púca zuordnete. Sie klang in meinem Kopf, aber sie kam vom Los. Ich rieb mit dem Daumnagel über das silberne Feld. Die Krümel fielen zu Boden wie Reste abgekratzter Hoffnungen. Unter der Beschichtung kamen Zahlen zum Vorschein, Symbole, eine traurige kleine Parade aus Nichts. Kein Gewinn, natürlich nicht. Ein Feld nach dem anderen gab nur das frei, was ich sowieso erwartet hatte: Leerstellen. Vielleicht war ich schon fast enttäuscht gewesen, wenn plötzlich etwas geklingelt und „Jackpot“ geschrien hätte.

Der Mann mit den Pferdeaugen nahm mir das Los aus der Hand, noch bevor ich den letzten Krümel weggerubbelt hatte. Er hielt es gegen das Licht der Straße, als könne er etwas anderes darin erkennen. „Siehst du?“ sagte er. „Wieder so ein Versuch. Wieder dieses kleine hoffnungsvolle Zucken in dir, bevor du loslegst. Wieder das gleiche Ende.“ Er drehte das Los um. Auf der Rückseite war der übliche Text: Teilnahmebedingungen, Spielregeln, Kleingedrucktes, das niemand las. Er strich mit seinem Daumen darüber, und für einen Moment wirkten die Buchstaben dunkler, als würden sie sich neu anordnen.

„Was soll das?“ fragte ich. Er reichte mir das Los zurück. „Vertragspapier“, sagte er. „Du hast gefragt, wie das praktisch läuft. So.“ Er griff nach meinem Schlüsselbund, den ich immer noch in der anderen Hand hielt, und löste vorsichtig das Kleeblatt vom Ring, als hätte er Angst, es könnte schreien. Ich ließ es geschehen. Der Plastik-Anhänger lag plötzlich leicht in seiner Hand, fast durchsichtig unter dem Neonlicht. Der Púca beugte sich vor, sein Maul stand einen Spalt offen, ein dünner Faden Speichel – oder Schatten, schwer zu sagen – zog sich zwischen den Zähnen.

„Du legst das hier drauf“, sagte der Mann und hielt das Kleeblatt über die Rückseite des Loses. „Und du sagst laut, was du willst: dass du dein Glück aufgibst. Dass du es satt hast. Dass er es fressen darf.“ Er nickte zum Púca. „Dann zündest du das Ganze an. Nicht komplett, nur so weit, dass es schwarz wird. Der Rest erledigt sich.“ Ich starrte ihn an, als hätte er vorgeschlagen, meine eigene Geburtsurkunde zu zerreißen. „Ist das dein Ernst?“ fragte ich. „Sehr“, sagte er. „Wozu brauchst du das Ding noch? Hat es je funktioniert?“

Ich dachte an all die Momente, in denen ich das Kleeblatt in der Faust gehalten hatte. Vor Vorstellungsgesprächen, vor Gesprächen mit Frauen, vor Arztterminen. Es hatte nie Wunder vollbracht. Aber irgendwie war ich trotzdem nicht völlig abgesoffen. Miete gezahlt, einigermaßen gesund, immerhin noch am Tresen statt unter der Brücke. Ob das an dem Plastikteil lag oder am reinen Zufall, wusste ich nicht. Und genau da lag das Problem. Hoffnung braucht keinen Beweis. Sie reicht sich selbst.

Der Púca konnte die Geduld nicht mehr halten. Er sprang vom Zeitungsstapel auf die Mülltonne neben dem Kiosk, von dort auf das Vordach. Er hockte direkt über uns, die langen Beine angezogen, die Ohren im Wind. Seine Augen glühten, und ich wusste: Wenn ich jetzt weglaufe, wird er mich trotzdem wiederfinden. In der Bar, in meiner Wohnung, in irgendeinem Automatenbildschirm. Man verliert solche Biester nicht, indem man die Straßenseite wechselt.

Der Mann mit den Pferdeaugen drückte mir Feuerzeug, Los und Kleeblatt in die Hand. „Du wolltest Ruhe“, erinnerte er mich. „Das hier ist der Preis. Kein Geld, kein Blut. Nur die Illusion, dass alles noch anders werden könnte.“ Ich spürte das Plastik zwischen Daumen und Zeigefinger, leicht, warm von seinen Händen. Es sah plötzlich älter aus. Die Farbe wirkte, als wäre sie kurz davor, von alleine abzublättern.

Ich legte das Kleeblatt auf die Rückseite des Loses. Es passte genau auf einen leeren Bereich zwischen den gedruckten Worten, als hätten sie Platz gelassen. Vielleicht hatten sie das. Vielleicht war das schon immer der wahre Einsatz gewesen, nicht die Münzen, die man vorne durch den Schlitz schob. Ich zündete das Feuerzeug an. Die Flamme war klein, orange, fast lächerlich im Vergleich zu dem, was sie angeblich auslösen sollte. Meine Hand zitterte. Der erste Versuch ging daneben, ich verbrannte mir fast den Daumen. Beim zweiten Mal traf die Hitze die Ecke des Kleeblatts und den Rand des Papiers.

Zuerst passierte gar nichts. Dann wurde die grüne Farbe dunkler, so wie eine Pflanze aussieht, wenn sie zu lange in einem Zimmer ohne Licht stand. Das Papier verfärbte sich bräunlich. Ein dünner Rauchfaden stieg auf, der seltsam süß roch, wie verbrannter Zucker und Plastik. Ich wollte abbrechen, instinktiv. Aber der Mann mit den Pferdeaugen legte seine Hand um mein Handgelenk und hielt es fest, nicht hart, aber bestimmt. „Nicht halb“, sagte er ruhig. „Halbe Sachen macht das Leben schon genug mit dir.“

Das Kleeblatt zog sich zusammen, als hätte es Schmerzen. Die Oberfläche wurde unregelmäßig, kleine Risse zogen sich hindurch. Innerhalb weniger Sekunden war aus dem stumpfen Grün ein schmutziges Schwarz geworden, das in der Mitte glomm. Ich pustete die Flamme aus, bevor das Feuer wirklich griff. Der Rauchfaden blieb, kroch an meinem Arm entlang nach oben, als wolle er sich merken, wo er hergekommen war. Der Púca schnupperte gierig von oben, die Augen noch heller.

Ich starrte auf das verkohlte Kleeblatt, das jetzt auf der angebrannten Rückseite des Loses klebte. Eine hässliche kleine Narbe aus geschmolzenem Plastik und Papier. Es sah nicht nach Magie aus. Es sah nach Müll aus. Aber irgendetwas in mir wusste: Das war es. Der Moment, an dem etwas umkippte. Nicht laut, nicht mit Blitz und Donner. Eher so, wie ein Fahrstuhl ruckt, wenn er ein Stockwerk erreicht, aus dem du nie wieder zurückfährst.

Der Púca sprang vom Vordach herunter, landete direkt vor mir im Regen. Kein Tropfen schien ihn zu berühren. Er streckte eine Hand aus, und ich wusste, was ich tun sollte, noch bevor der Mann mit den Pferdeaugen etwas sagte. Ich legte ihm das verkohlte Los in die Finger. Es fühlte sich leicht an, zu leicht. Als hätte das Gewicht, das vorher darin gesteckt hatte, schon längst den Besitzer gewechselt.

Der Púca führte das Papier langsam zu seinem Maul. Er roch daran, schloss die Augen und atmete tief ein. Der Rauch, der noch daran hing, verschwand in ihm, als wäre er nie da gewesen. Dann biss er ab. Kein großes Theater. Keine Funken, keine Explosionen. Nur dieses leise, trockene Knacken, das verbranntes Papier macht, wenn man es zerbricht. Er kaute.

Seine Zähne bewegten sich rhythmisch, und ich hörte es in meinem Kopf, nicht in meinen Ohren. Es klang, als würde jemand alte Filme zerreißen. Erinnerungen. Möglichkeiten. All die „Vielleicht, irgendwann“-Sätze, die ihr Ablaufdatum überschritten hatten.

Mit jedem Bissen wurde mir schwerer und leichter zugleich. Schwerer im Körper, als würde jemand Sandsäcke an meine Knochen hängen. Leichter im Kopf, weil dort etwas verschwand, das seit Jahren Lärm gemacht hatte. Der innere Kommentator, der mir jeden Morgen erklärte, was alles nicht stimmt und was ich ändern müsste, wenn ich noch ein Restchen Selbstachtung retten wolle. Er war nicht ganz weg, aber seine Stimme wurde dünner, leiser. Wie ein Radio, das langsam aus dem Empfangsbereich fährt.

Der Mann mit den Pferdeaugen beobachtete mich aufmerksam. „Na?“ fragte er. „Tut’s weh?“ Ich suchte nach Schmerz, nach einem Stich, nach irgendetwas Dramatischem. Aber da war nur ein breites, dumpfes Ziehen, wie nach einer langen, sinnlosen Diskussion, die endlich vorbei ist. „Es fühlt sich… komisch an“, sagte ich. „Leer. Aber auf eine saubere Art.“ Er nickte zufrieden. „So soll es sein. Die meisten merken es daran, dass sie plötzlich nicht mehr wütend sind auf die falschen Dinge.“

Der Púca hatte das Los inzwischen komplett aufgegessen. Er leckte sich die Finger ab, jeder einzelne Nagel glitt noch einmal über seine Zunge. Dann schüttelte er sich, und für einen kurzen Moment flackerte sein Körper. Er wirkte größer, dichter, als hätte ihn jemand nachgezogen. Die gelben Augen wurden heller, fast weiß im Zentrum, mit einem schmalen schwarzen Rand. Er trat einen Schritt näher, kam so nah an mein Gesicht, dass ich jede Linie in seinem Maul sehen konnte. Dann stieß er mir mit einer Kralle sanft gegen die Stirn. Kein Kratzer, kein Blut. Nur ein kurzer, eisiger Impuls, der quer durch den Schädel schoss und irgendwo in der Tiefe verpuffte.

In diesem Augenblick knickte etwas in mir ein, das ich gar nicht als Knochen bemerkt hatte. Ich dachte an die Dinge, die mich sonst auf Trab hielten: Schuldgefühle, halbherzige Pläne, diese lächerlichen inneren Motivationsreden. „Morgen fängst du wirklich an. Morgen hörst du auf mit dem Scheiß. Morgen machst du Sport, suchst dir ’nen Arzt, gehst zu irgendeinem Beratungstypen.“ All das stand einmal kurz auf, winkte zum Abschied und setzte sich dann in einen Zug, der ohne Rückfahrticket abfuhr. Zurück blieb ein seltsamer Frieden, der mir fast Angst machte.

„Und?“, fragte der Mann mit den Pferdeaugen erneut. „Bereust du schon?“ Ich schüttelte den Kopf. Nicht, weil ich überzeugt war, die richtige Entscheidung getroffen zu haben, sondern weil mir das Wort „Bereuen“ plötzlich zu kompliziert vorkam. „Es ist… leiser geworden“, sagte ich. „Da drin.“ Ich klopfte gegen meine Brust. „Als hätte jemand einen Fernseher ausgemacht, der immer im Hintergrund lief.“ „Genau“, meinte er. „Du wirst immer noch Dinge verkacken. Du wirst immer noch saufen, falsche Leute treffen, schlechte Ideen haben. Aber du wirst nicht mehr so tun, als wolltest du das Gegenteil. Kein Theater mehr.“

Wir standen einen Moment schweigend im Regen. Autos zogen vorbei, die Stadt tat, was Städte tun: Sie warf ihr Licht in die Pfützen und tat so, als hätte sie die Menschen im Griff, nicht umgekehrt. Der Púca streckte sich, als hätte er ein Nickerchen hinter sich. Sein Fell wirkte dunkler, satter. Er sah zufrieden aus, auf eine gefährliche Weise. Das Maul stand leicht offen, und zwischen den Zähnen klebte noch ein winziges Stück verkohltes Papier. Er schnippte es mit der Zunge weg.

„Was passiert jetzt?“ fragte ich. Die Frage kam mir kleiner vor als das, was gerade passiert war, aber mehr fiel mir nicht ein. „Jetzt“, sagte der Mann mit den Pferdeaugen, „lebst du weiter. Nur ehrlicher. Du hörst auf, dich als gescheiterte Version eines besseren Menschen zu sehen. Du bist, was du tust. Du trinkst, du verzockst, du taumelst durch den Tag. Und du machst dir nichts mehr vor, dass du eigentlich jemand anders sein müsstest.“

Der Gedanke hätte mich früher wütend gemacht. Jetzt nickte ich nur. Es war, als hätte jemand das Etikett von der Flasche gezogen: nichts mehr mit „Premium“ oder „Lifestyle“. Nur noch Inhalt: 40 % Alkohol, 60 % Gewohnheit. Ich fühlte keinen heroischen Untergang, keinen dramatischen Verlust. Eher eine Art Kapitulation, die sich überraschend bequem anfühlte. Wie ein zu großes Hemd, in das man nach einem langen Tag schlüpft.

Wir gingen zurück zur Bar, ohne es zu beschließen. Meine Füße fanden den Weg von allein. Der Regen hatte nicht aufgehört, aber er störte mich nicht mehr. Früher hätte ich geflucht, hätte mir eingeredet, dass auch das wieder typisch sei: Natürlich schüttet es gerade jetzt wie aus Eimern. Heute nicht. Heute war Regen einfach nur Wasser, das fiel, weil es nichts besseres zu tun hatte. Ich hatte Verständnis für ihn.

Drinnen empfing uns die vertraute Wärme, der Rauch, der Lärm. Nichts hatte sich verändert. Die gleichen Gesichter, die gleichen Gläser, das gleiche flackernde Licht. Und doch sah die Bar anders aus. Klarer, härter, als hätte jemand den Weichzeichner aus meinem Blick entfernt. Der Barkeeper nickte mir zu, ohne zu ahnen, dass ich gerade einen Vertrag abgeschlossen hatte, den kein Notar der Welt registrieren würde.

Der Púca folgte uns, sprang auf meinen alten Hocker und setzte sich genau dort hin, wo sonst mein Mantel lag. Er kreuzte die Beine, als wäre er Stammgast. Seine gelben Augen wanderten über die Flaschen hinter der Theke, über die Gesichter der Leute, über die feuchten Ringe auf den Tischen. Der Mann mit den Pferdeaugen setzte sich neben ihn und bestellte zwei Bier. „Für ihn eins?“ fragte der Barkeeper und zeigte auf mich. „Für ihn“, antwortete der Mann und deutete auf mich. „Und für den, der jetzt bei ihm bleibt.“

Ich nahm das Glas, sah kurz hinein. Kein Funken, kein Flackern, keine großen Versprechen. Nur Bier. Nur ein weiterer Abend. Ich trank. Es war, als würde ich eine Tür schließen, die sowieso schon aus den Angeln hing. Im Augenwinkel sah ich, wie der Púca sich aufrichtete, als hätte man ihm offiziell den Platz neben mir zugewiesen. Er lächelte. Nicht breit, nicht hungrig. Eher zufrieden. Wie jemand, der weiß, dass er für lange Zeit in meiner Nähe bleiben wird.

Der letzte Rest Hoffnung, der irgendwo in mir vielleicht noch gezuckt hatte, meldete sich nicht mehr. Kein Protest, keine leise Stimme, die sagte: „Das war ein Fehler.“ Nur diese ruhige, kalte Gewissheit, dass ich ab jetzt mit offenen Augen in die gleiche Richtung laufe wie vorher. Ohne Ausreden, ohne Talisman. Und mit einem Biest an meiner Seite, das satt und aufmerksam darauf wartete, was es als Nächstes aus mir herausschneiden kann.

Ein Púca setzt sich neben dich und lächelt

Als wir wieder in der Bar waren, war es, als hätte jemand die Szene nur kurz auf Pause gestellt und dann weiterlaufen lassen. Die gleichen Gesichter, die gleichen Gläser, die gleichen schlechten Witze, die niemand wirklich lustig fand, aber alle lachten, damit es nicht zu still wurde. Nur für mich war irgendwas anders. Es war leiser in mir. Diese ständige Stimme, die sonst alles kommentiert hatte, war zurückgetreten, als hätte sie die Kündigung eingereicht. Kein großes Drama, kein Aufschrei. Sie war einfach weg, und zurück blieb ein Flimmern, das eher nach Echo klang als nach Gewissen.

Ich setzte mich auf meinen Hocker, und der Púca setzte sich neben mich. Einfach so, als wäre er selbstverständlich Teil der Bestuhlung. Er brauchte keinen Hocker, nicht wirklich. Er hockte halb auf der Lehne, halb auf dem Nichts, die langen Beine angezogen, die Arme lose um die Knie geschlungen. Das Fell sah jetzt dichter aus, nicht mehr so ausgefranst wie vorher. Eher wie ein Mantel, den man frisch ausgeschlagen hat. Die Ohren standen spitz in den Raum, fingen jedes Geräusch ein, und trotzdem war sein Blick ruhig. Gelb, wach, zufrieden.

Der Barkeeper sah mich an, dann den leeren Platz neben mir, auf dem aus seiner Sicht nichts saß. „Der gleiche wie eben?“ fragte er. Ich nickte. Meine Stimme fühlte sich überflüssig an. Worte sind wie Trinkgeld, wenn man weiß, dass der Service sowieso beschissen ist. Er stellte mir ein Bier hin, das Glas beschlug ein wenig, als würde es selbst versuchen zu atmen. Ich sah, wie sich im dünnen Feuchtigkeitsfilm kurz etwas abzeichnete: zwei schlanke Finger, eine Spur, ein grinsendes Maul. Dann wischte die Realität es weg.

Der Mann mit den Pferdeaugen setzte sich auf der anderen Seite vom Púca hin. Wir waren jetzt eine seltsame Dreiergruppe: Mensch, Etwas, Mensch?, alle in Reichweite derselben Flasche. „Glückwunsch“, sagte er, ganz nebenbei, als hätte ich gerade einen neuen Job unterschrieben oder einen Witz erzählt, der tatsächlich funktionierte. „Du hast etwas getan, woran die meisten scheitern.“ Ich nahm einen tiefen Schluck und wartete darauf, dass sich Stolz meldet, oder Scham, oder irgendein Gefühl, das mehr ist als nur: Aha. Es kam nichts. Nur ein sachliches Registrieren, dass Bier immer noch Bier war.

„Was sollen die anderen eigentlich denken?“ fragte ich und deutete mit dem Kinn zum Raum. „Dass ich hier sitze und mit einem unsichtbaren Hasen rede wie ein Typ aus einem alten Film?“ Der Púca drehte den Kopf zu mir und legte ihn schief, so als lausche er. Seine Zähne blitzen kurz auf, ein schmaler Streifen Weiß zwischen Schatten. „Sie denken gar nicht so viel“, sagte der Mann. „Die meisten hier führen schon eine ganze Weile Selbstgespräche. Du fällst nicht auf. Du passt hier perfekt rein.“

Ich musterte das Biest. Aus der Nähe war es noch schwerer einzuordnen. Kein klares Tier, keine saubere Kategorie. Etwas zwischen Kaninchen, Ziege, Straßenhund und schlecht gelauntem Kobold. Die Finger zu lang, die Gelenke zu beweglich, die Augen zu hell für diese Dunkelheit. Und doch wirkte er nicht wie ein Fremdkörper. Eher wie das, was schon immer in der Bar gewohnt hatte, aber bisher zu schüchtern war, sich zu zeigen.

„Und jetzt?“ fragte ich. „Was macht er… mit meinem Glück?“ Das Wort klang albern, als hätte ich nach meinem Kuscheltier gefragt. Der Púca kicherte leise, und ich spürte das Geräusch eher in den Zähnen als in den Ohren. Der Mann mit den Pferdeaugen nahm einen Schluck und stellte das Glas bedächtig ab. „Er macht das, was er am besten kann“, sagte er. „Er frisst es Stück für Stück weg. Nicht, indem er dir alles zerstört. Das ist langweilig.

Sondern indem er dafür sorgt, dass du aufhörst, diese lächerlichen Restchancen wahrzunehmen. Die kleinen Türen, die irgendwo noch offenstehen. Du siehst sie jetzt einfach nicht mehr. Und er wird satt davon."

Ich sah mich um, als würden die Türen hier irgendwo rumstehen, zwischen Kloschild und Zigarettenautomat. Aber alles war wie immer. Der Typ in der Ecke, der schon seit einer halben Stunde auf die Jukebox einredete, als wäre sie seine Ex. Das Pärchen, das sich anschrieg, um sich später wieder zu versöhnen, weil es sonst nichts mehr gab, das sie verband. Der Typ mit dem Bauhelm, der allein an seinem Bier nuckelte, als wäre es eine Infusion. Wenn es in meinem Leben Türen gegeben hatte, waren sie vermutlich schon lange zu. Ich hatte nur immer noch gegen ein paar geklopft, die bloß aufgemalt gewesen waren.

Der Púca sah mir ins Gesicht, lange, ohne zu blinzeln. Es war nicht angenehm, aber auch nicht wirklich bedrohlich. Eher so, als würde jemand eine Maske prüfen, ob sie fest sitzt. Dann griff er langsam nach meinem Glas. Seine Finger glitten direkt durch den Rand, als wäre das Glas nur in meiner Realität hart. Trotzdem bewegte sich das Bier. Es schwappte leicht, ein dünner Kreis aus Schaum blieb an der Innenseite hängen. Er tauchte die Kralle hinein, zog sie wieder raus und betrachtete den Schaum, der daran klebte. Langsam führte er den Finger zum Maul und schleckte ihn ab.

„Na toll", murmelte ich. „Jetzt trinkt er mir auch noch was weg." Der Mann mit den Pferdeaugen grinste. „Er nimmt nur das, was du sowieso nicht mehr brauchst", sagte er. „Du trinkst, damit es still wird. Das ist jetzt schon erledigt. Er klaut dir nur den überflüssigen Teil. Den, der sonst wieder anfangen würde, Fragen zu stellen." Ich wartete kurz darauf, dass mich das stört. Nichts. Es war mir erstaunlich egal, ob ich eine halbe oder dreiviertel Bier trank. Hauptsache, die Hände hatten was zu tun und der Mund auch.

„Wird er immer… hier sein?" fragte ich. Der Púca zuckte mit den Schultern, eine menschlich wirkende Geste, die an ihm seltsam aussah. Die langen Ohren wippten dabei. Der Mann mit den Pferdeaugen sah mich an, als würde er überlegen, wie viel Wahrheit ich vertrage. „Er wird in deiner Nähe sein, solange das für euch beide Sinn ergibt", sagte er. „Er mag Gewohnheiten. Und du bist ein verdammtes Buffet davon."

Er hatte nicht Unrecht. Mein Tag ließ sich auf einen Bierdeckel schreiben: Aufstehen, fluchen, irgendeinen sinnlosen Auftrag annehmen, der kaum die Miete deckt, Bar, trinken, flach schlafen, wieder aufstehen. Dazwischen ein paar Automaten, ein paar verpasste Anrufe, ein paar halbgare Versuche, irgendwas zu reparieren, was längst tot ist. Wenn man da ein Biest dazusetzen kann, das mitfrisst, dann ändert das am Ablauf nicht viel. Es macht ihn nur ehrlicher.

Der Barkeeper stellte mir irgendwann das nächste Bier hin, ohne zu fragen. Ich sah zu, wie der Púca den Schaum beobachtete. Seine Augen wurden schmal, und ich merkte, wie in mir ein ganz leichtes Stechen hochkam, als hätte irgendwer im Hinterkopf protestieren wollen: „Du brauchst das. Du musst langsam tun. Du kannst es dir nicht leisten, so weiterzumachen." Aber der Protest verhallte, bevor er richtig Gestalt annahm. Ein Gedanke ohne Zähne. Der Púca grinste, als hätte er genau das gehört.

„Gewöhn dich an ihn", sagte der Mann neben mir. „Er ist wie ein Stammgast. Am Anfang setzt du dich woanders hin, aber irgendwann merkst du, dass du immer wieder neben ihm landest. Und dann fällt es dir nicht mal mehr auf." Ich wollte widersprechen, irgendetwas

sagen wie „So leicht bin ich nicht zu handhaben“, aber ich hörte mich nur sagen: „Er lächelt die ganze Zeit.“ Der Púca zeigte mehr Zähne. Ja. Er lächelte.

Es dauerte nicht lange, bis ich vergaß, wie es ohne ihn war. Menschen sind schnell im Verdrängen. Wir merken uns selten das Vorher, nur das Danach, und auch das nur in Ausschnitten. Der Púca war plötzlich überall, aber nicht auf diese laute, aufdringliche Weise, wie ein zu motivierter Freund, der dich „retten“ will. Er war eher wie eine schlechte Angewohnheit, die du immer schon hattest und nur nie bewusst angeschaut hast.

Morgens saß er manchmal auf der Rückenlehne meines durchgesessenen Sofas, wenn ich mit dem ersten Kaffee da hing und so tat, als würde ich Nachrichten gucken. Die liefen einfach, Bilder, die kaum noch was mit mir zu tun hatten. Krieg, Skandale, irgendein Politiker, der versprach, alles wird besser, nur nicht für mich. Der Púca gähnte dabei, kratzte sich am Bauch und verfolgte meine Hand, wenn ich zur Tasse griff, mit den Augen, als wäre das die spannendste Bewegung im Raum. Er sagte nichts. Aber ich merkte seine Anwesenheit wie eine Verschiebung im Gewicht.

Als ich einmal reflexartig nach dem Kleeblatt am Schlüsselbund greifen wollte, um es vor einem Telefonat in der Faust zu halten, fand ich nur die blanke Metallöse. Kein Anhänger, kein künstliches Grün. Nur der kalte Schlüsselring, der sich anfühlte wie eine Erinnerung, bei der jemand den Ton rausgedreht hat. Ich wartete auf den vertrauten Stich in der Brust, dieses kleine „Scheiße, schon wieder was verloren“. Aber da war nur ein trockenes „Ja, stimmt, weg“, und dann nichts weiter. Der Púca beobachtete mich von der Fensterbank aus. Er trommelte mit den Fingerspitzen gegen die Scheibe, als würde er mitzählen, wie oft ich noch in leere Luft greife, bevor ich es mir abgewöhne.

Draussen lief alles weiter wie immer, nur dass ich mich an den Rändern bewegte. Ich ging zum Supermarkt, kaufte das Billigste, was satt macht, und stand an der Kasse in der Schlange, in der immer der langsamste Mensch der Stadt vor dir steht. Früher hat mich das wahnsinnig gemacht. Dieses Warten, dieses innerliche Brodeln, weil jemand sein Münzfach nicht findet oder noch schnell Zigaretten will, wenn schon alles abgerechnet ist. Jetzt stand ich einfach da. Der Ärger kam, klopfte kurz an und fand die Tür verschlossen. Keine Energie für so einen Müll. Der Púca hockte auf dem Zeitschriftenregal, zwischen Diät-Ratgebern und Horoskopen. Er baumelte mit den Beinen und grinste, als wäre die ganze Szene eine Wiederholung, die er gut kennt.

In der Bar wurde er zur festen Einrichtung. Für die anderen saß ich wie immer alleine da, mit meinem Glas und meiner schlechten Laune, die sich von außen nicht verändert hatte. Innen war die Sache einfacher geworden. Die Stimme, die sonst bei jedem dritten Bier „Musst du wirklich?“ fragte, hatte Urlaub auf unbestimmte Zeit genommen. Ich trank nicht weniger, nicht mehr, aber ich trank effizienter. Ohne Rechtfertigungen. Ohne Ausreden. „Du bist jetzt Profi“, meinte der Púca einmal, während er sich quer über der Theke ausgestreckt hatte, sein Schattenfell wie ein Fleck auf dem Holz. „Du säufst nicht mehr gegen dein Gewissen, du säufst mit ihm im Keller. Die wichtigen Leute sitzen sowieso unten.“

Ab und zu passierten diese kleinen Dinge, bei denen früher jemand gesagt hätte: „Mensch, da hattest du aber Glück.“ Ich verpasste einen Bus um Sekunden, stand im Regen und sah zu, wie die Rücklichter um die Ecke verschwanden. Früher hätte ich geflucht, wäre aggressiv eine Zigarette nach der anderen durchgegangen, hätte dem Universum erklärt, was für ein Arschloch es ist. Diesmal stand ich da, zog die Jacke enger um mich und dachte: Natürlich.

Der Púca saß auf dem Fahrplankasten und schüttelte im Takt seines kichernden Atems die Beine.

Ein anderes Mal lag ein Fünfer direkt vor der Bar auf dem Gehweg, vom Regen halb an den Boden geklebt. Ein Typ vor mir bückte sich instinktiv, zögerte, ließ ihn liegen. Ich sah den Schein und wusste: Das ist einer von diesen Momenten. Früher hätte ich ihn aufgehoben, innerlich „Merci“ gemurmelt und gedacht, das Universum sei nicht ganz so feindlich, wie es tut. Dieses Mal trat ich drüber. Nicht mal aus Prinzip. Es fiel mir einfach nicht ein, mich zu bücken. Der Fünfer blieb im Regen liegen, der Púca rutschte von der Regenrinne auf den Asphalt, schnupperte kurz daran und grinste mich an, als hätte ich ihm eine Delikatesse überlassen.

„Siehst du?“ sagte der Mann mit den Pferdeaugen an einem Abend, als er wieder neben uns saß. „Das ist es. Du lässt die kleinen Happen liegen. Das macht ihn stark. Und dich… klarer.“ „Klarer?“ fragte ich. „Ich bin so klar wie die Brühe in der Suppe von gestern.“ Er lachte. „Du bist ehrlicher. Das ist mehr wert. Du tust nicht mehr so, als würdest du nach oben klettern wollen. Du hast kapiert, dass die Leiter auf einem Schiff steht, das eh schon sinkt. Da kann man auch bequem sitzen bleiben.“

Manchmal fragte ich mich, ob es wirklich mein Glück war, das er gefressen hatte, oder nur die Energie, mich selbst zu belügen. Aber im Grunde war die Frage egal. Die Tage liefen glatter. Kein Aufbäumen mehr, kein: „Morgen wird alles anders.“ Es gab kein Morgen in dem Sinne, nur eine Reihe von Heute, die sich aneinanderreihten wie Bierdeckel. Und ganz ehrlich: Es war weniger anstrengend so.

Natürlich gab es auch Momente, in denen es knirschte. Ein Brief im Kasten, offiziell, mit fettgedruckter Mahnung. Früher hätte ich ihn eine Woche ignoriert, ihn umgelegt, als wäre er ein Möbelstück, das den Raum stört. Jetzt machte ich ihn auf, las ihn, legte ihn auf den Tisch und dachte: Ja. War klar. Ich zahlte nicht, ich reagierte nicht, aber ich hörte auf, so zu tun, als sei das ein Versehen. „Du wirst sehen“, sagte der Púca, der es sich auf dem Stapel ungeöffneter Post gemütlich gemacht hatte. „Sie kommen, sie drohen, sie schreiben, und irgendwann vergessen sie dich oder sie holen sich, was sie kriegen können. Aber du hörst auf, dazwischen Theater zu spielen.“

In den wenigen nüchternen Stunden – ja, die gab es noch, irgendwo zwischen Kater und erstem Bier – saß ich manchmal auf meinem wackeligen Stuhl in der Küche, starrte auf die alte, verfärbte Tischdecke und suchte nach diesem Gefühl, dass ich etwas Großes falsch gemacht hatte. Es kam nicht. Früher hätte ich mich fertiggemacht, weil ich „aufgegeben“ hatte. Heute saß ich da, trank lauwarmes Leitungswasser und dachte: Das hier ist, was es ist. Mehr wird es nicht. Und überraschend oft war das erträglich.

Der Púca tauchte auch an Orten auf, an denen ich ihn nicht erwartet hatte. Im Spiegel der Bahnhofstoilette, hinter meinem Schulterblatt, nur ein Flackern. Im Bildschirm eines ausgeschalteten Fernsehers, sein Grinsen als dünne Reflexion über meinem eigenen Gesicht. Einmal saß er in der Straßenbahn direkt gegenüber, die Beine übereinandergeschlagen, den Kopf auf die Hand gestützt, und betrachtete die anderen Fahrgäste mit dem gelangweilten Blick eines Stammkunden, der das Programm kennt. Niemand sah ihn. Nur ein kleines Kind starrte ihn kurz an, die Augen groß, den Daumen im Mund. Dann drehte die Mutter den Kopf ihres Kindes zu sich, schimpfte irgendwas von „Nicht so glotzen“, und die Verbindung war weg.

Ich fragte den Mann mit den Pferdeaugen, ob das so bleibt – dieses Herumhocken, dieses lächelnde Dabeisein. „Eine Zeit lang“, sagte er. „Er mag es, in der Nähe zu sein, wenn die Dinge sich sortieren. Du bist gerade in der Phase, in der du aufhörst, dir Geschichten zu erzählen. Das ist für ihn wie Kino.“ Ich verzog das Gesicht. „Ich dachte, ich bin das Buffet“, meinte ich. „Jetzt bin ich auch noch Unterhaltung?“ „Du warst noch nie nur eine Sache“, sagte er und stieß sein Glas gegen meines. „Wenigstens das kann man dir lassen.“

Der Púca hörte nicht auf zu lächeln. Nicht dieses breite Raubtiergrinsen die ganze Zeit, sondern dieses kleine, zufriedene, als hätte er einen guten Platz gefunden. Er saß neben mir in der Bar, er saß auf der Armlehne meines Sofas, er saß unter dem Tisch, wenn ich über irgendwelche Formulare gebeugt war, die ich sowieso nicht ausfüllte. Und mit jeder Stunde, die er dort verbrachte, wurde mein innerer Widerstand kleiner. Nicht, weil er ihn fraß. Sondern weil ich merkte, dass es bequem sein kann, sich neben ein Monster zu setzen, das sagt: „Du musst nichts mehr. Lass es einfach laufen.“

Es war ein paar Abende später, als ich zum ersten Mal das Gefühl hatte, dass er nicht nur neben mir sitzt, sondern an mir arbeitet. Nicht grob, nicht mit Krallen und Zähnen. Mehr wie ein Handwerker, der die losen Schrauben nachzieht, während du auf dem Stuhl bleibst.

Die Bar war voller als sonst. Freitag, Zahltag für ein paar der Leute hier. Es roch nach verschüttetem Bier, billigem Deodorant und dieser speziellen Mischung aus Erleichterung und Müdigkeit, die sich über den Raum legt, wenn die Woche vorbei ist, ohne dass etwas wirklich passiert ist. Die Jukebox wurde im Wechsel mit denselben drei Liedern gefüttert, irgendjemand hatte Fußball lautlos im Fernseher laufen, und in der Ecke wurde aus einer Diskussion über Autos langsam ein Streit darüber, wer hier der größere Versager sei.

Ich saß auf meinem Hocker, der mittlerweile so sehr nach mir roch, dass er vermutlich alleine hätte trinken können. Der Púca hockte auf der Rückenlehne, eine Hand auf meiner Schulter, als würde er sich ausruhen. Seine Finger waren kühl, aber nicht unangenehm. Wie wenn man im Sommer kurz die Stirn gegen die Fensterscheibe legt. Der Mann mit den Pferdeaugen war da, aber er hielt sich zurück, trank langsam, beobachtete mehr, als dass er redete. Es war, als hätte er seinen Teil erledigt und würde jetzt nur noch zugucken, wie das Ergebnis sich entfaltet.

Irgendwann kam der Barkeeper und legte mir wortlos einen Bierdeckel hin. Nichts Besonderes, Werbung für irgendeine Marke, die so tun wollte, als sei Bier ein Lebensgefühl und kein Flüssiggips für die Seele. Diesmal war auf der Rückseite etwas mit Kugelschreiber gekritzelt: eine Telefonnummer, ein Name, irgendein „Meld dich mal, wir suchen Leute“ von einem Gast, der vorhin noch neben mir gesessen hatte. Er hatte irgendwas von „guter Job, keine große Qualifikation nötig“ gemurmelt, während er sich in sein fünftes Pils gekippt hatte.

Früher wäre das einer dieser Momente gewesen, an denen die Stimme in meinem Kopf Alarm geschlagen hätte. „Na los, ruf an, bevor du es wieder lässt. Vielleicht ist das jetzt der Moment, an dem was anders wird. Was, wenn…“ Dieses ganze „Was-wäre-wenn“-Gelaber, das dich nachts wach hält und tagsüber zu spät kommen lässt. Ich drehte den Bierdeckel zwischen den Fingern. Die Schrift war krakelig, aber lesbar. Ein Teil von mir registrierte: Das könnte tatsächlich irgendetwas bedeuten. Ein anderer Teil, der größere, stellte fest: Ich bin müde. Müde von „vielleicht“.

Der Púca beugte sich über meine Schulter. Seine Schnauze war so nah an meinem Ohr, dass ich seine Zähne beim Grinsen klicken hörte. „Klingel doch“, flüsterte er. Die Stimme war

nicht die, die ich im Automaten gehört hatte. Sie war leiser, dünner, aber sie kroch unter die Haut. „Klingel doch, hör dir an, wie einer dir erzählt, dass du noch Chancen hast. Dann kannst du ihn wegdrücken. Es wird dir gefallen.“ Er lachte, ganz kurz. Ich sah zum Mann mit den Pferdeaugen hinüber. Er tat so, als würde er sich mehr für die Schlieren im Glas interessieren als für uns.

Ich nahm das Feuerzeug aus der Tasche, drehte den Bierdeckel um. Einen Moment lang dachte ich daran, die Flamme drunter zu halten, einfach so, aus Nervosität. Dann ließ ich es. Nicht aus Respekt. Eher aus Trägheit. Ich legte den Deckel neben mein Glas, mit der Schrift nach unten, und wusste in dem Moment, in dem ich ihn ablegte, dass ich nie anrufen würde. Nicht heute, nicht morgen, nicht in einer Woche. Er würde durchnässt werden, mehrfach über die Theke geschoben, irgendwann im Müll landen. Und zum ersten Mal fühlte sich diese Art von Verzicht nicht an wie eine Niederlage. Es war eine klare Entscheidung. Ich rief nicht an. Fertig. Kein „hätte, könnte, sollte“ mehr.

Der Púca klopfte mit seiner Kralle leicht auf meine Schulter, als wollte er mir gratulieren. „Siehst du“, sagte er. „So einfach geht das. Kein Zerren, kein schlechtes Gewissen. Nur: Nein.“ Ich nahm einen Schluck, und das Bier schmeckte wie immer – kalt, bitter, ein bisschen abgestanden. Aber da war keine leise Stimme, die mich dafür verurteilte. Nur der Geschmack und der Moment. Man könnte sagen, das war traurig. Man könnte auch sagen, das war ehrlich.

Die Nacht kroch weiter, wie ein Betrunkener auf allen vieren. Einer nach dem anderen fiel vom Hocker, im übertragenen Sinn. Jemand erzählte mir zum dritten Mal von einer Ex, die ihn „kaputt gemacht“ hatte, dabei stand ihm ins Gesicht geschrieben, dass er das meiste selbst erledigt hatte. Ein anderer wollte mir klarmachen, dass die Regierung schuld an allem sei, vom Preis des Biers bis zu seinen Bandscheibenvorfällen. Früher hätte ich mich aufgeregt, diskutiert, mich versucht abzugrenzen. Jetzt nickte ich nur und dachte: Jeder braucht seine Geschichte, um den eigenen Abgrund erträglich zu machen. Ich hab meine auch.

Gegen Mitternacht – oder später, Zeit verlor hier an Schärfe – legte der Barkeeper einen zerknitterten Zettel neben mein Glas. „Der war für dich“, sagte er. „Hat einer gelassen, bevor er abgehauen ist. Sah aus, als würde er dich kennen.“ Ich strich den Zettel glatt. Es war keine Telefonnummer, kein Jobangebot. Nur ein mies kopierter Flyer: irgendeine Hilfsstelle, Selbsthilfegruppe, Gesprächstermin, dieses ganze Programm. Oben stand in großen Buchstaben: „DU MUSST NICHT ALLEIN DAMIT SEIN.“ Der Rest war Kleingedrucktes.

Der Púca legte sich halb auf die Theke, den Kopf neben den Zettel. Seine Ohren zuckten, seine Augen blitzten kurz auf. „Der ist lustig“, sagte er. „Den solltest du aufheben. Fürs Archiv der verpassten Chancen.“ Ich betrachtete die dicken Buchstaben, die mich anschrieen. Früher hätten sie etwas in mir ausgelöst. Ein Fünkchen, ein Stöhnen, eine Mischung aus Sehnsucht und Scham. Jetzt sah ich nur gedruckte Tinte. „Die haben frei Plätze“, murmelte ich. „Die warten sicher auf einen wie mich.“ Meine Stimme war trocken, nicht mal wirklich sarkastisch. Einfach feststellend.

Ich faltete den Flyer einmal, zweimal, steckte ihn in die Brusttasche. Nicht, weil ich ernsthaft mit dem Gedanken spielte, hinzugehen. Sondern weil es etwas Befriedigendes hatte, ihn nicht sofort in den Aschenbecher zu stopfen. Der Mann mit den Pferdeaugen sah das und nickte kaum merklich. „Es geht nicht darum, dass du hingehst“, sagte er. „Es geht darum, dass du weißt, dass du es nicht tun wirst. Und damit leben kannst.“ Der Púca grinste so breit, dass

seine Wangen fast rissen. Es gefiel ihm, dass ich Entscheidungen traf, von denen er profitieren konnte.

Der Abend zog sich, aber er tat nicht weh. Kein innerer Druck, kein Improvisationstheater mehr, bei dem ich mir vorlog, ich sei „kurz davor, die Kurve zu kriegen“. Ich saß einfach da, trank, rauchte, hörte zu, wie die anderen scheiterten, und wusste, dass ich meiner Version des Scheiterns zumindest ins Gesicht sah. Der Púca blieb an meiner Seite. Manchmal berührte seine Kralle meinen Unterarm, ganz leicht, als müsste er prüfen, ob ich noch da bin. Jedes Mal fuhr ein kurzer, kühler Puls durch mich, der sofort wieder verschwand.

Irgendwann, als die meisten schon auf dem Weg in ihre Löcher waren, legte der Mann mit den Pferdeaugen etwas auf die Theke. Kein Bierdeckel, kein Flyer. Ein schlichter, verschmierter Zettel, aus einem Block gerissen, ohne Logo. Nur ein paar Zeilen in einer Schrift, die zu ordentlich war für diese Umgebung. Er schob ihn zu mir, nicht dramatisch, eher beiläufig, wie die Rechnung nach einem langen Abend.

„Was ist das?“ fragte ich. Er zuckte mit den Schultern. „Nennen wir es eine Gelegenheit, deine neue Ehrlichkeit zu testen“, sagte er. „Nichts Großes. Ein Papier, ein paar Unterschriften irgendwann. Wenn du willst.“ Ich sah auf die fleckige Oberfläche. Es war zu dunkel, um alles zu lesen, und ich war zu betrunken, um mich zu konzentrieren. Der Púca setzte sich richtig neben mich auf den Hocker, so nah, dass seine Schulter meine streifte. Er lächelte. „Manchmal“, flüsterte er, „ist das Einzige, was zwischen dir und einem ruhigeren Leben steht, ein schiefer Kugelschreiber und dein Name darunter.“

Ich legte die Hand auf den Zettel, spürte das raue Papier unter den Fingern. Früher hätte ich gefragt, worum es geht. Früher hätte ich versucht, die Details zu verstehen, mir eine Meinung zu bilden, abzuwägen, ob das gut oder schlecht für mich ist. Jetzt sitze ich da, mit einem Biest im Nacken, das mein Glück gefressen hat, und einem Mann mit Pferdeaugen, der mir Verträge als Bierdeckelersatz hinlegt. Und zum ersten Mal in meinem Leben denke ich: Vielleicht ist es mir wirklich egal, worauf ich unterschreibe. Hauptsache, irgendwer sagt mir, wofür ich ab jetzt offiziell nicht mehr zuständig bin.

Der Púca lachte leise, legte seine Hand über meine. Seine Finger waren kalt, seine Krallen stumpf, aber der Griff war überraschend sanft. Er lächelte mich an, dieses zufriedene, geduldige Lächeln, das sagt: „Wir haben Zeit. Du kommst schon noch.“ Und in diesem Lächeln lag mehr Versprechen als in jedem Kleeblatt, das ich je in der Tasche gehabt hatte. Nur dass ich diesmal genau wusste, was mich das kosten würde.

Du unterschreibst, ohne den Vertrag zu lesen

Der Zettel lag zwischen den Bierflecken und den Zigarettenkrümeln, als wäre er schon immer da gewesen. Ein Stück Papier, das so tat, als wäre es harmlos. Dickes, leicht vergilbtes Zeug, nicht diese dünnen Thermo-Bons, die an der Luft schon anfangen zu verblassen. Einer hatte sich Mühe gegeben. Jemand, der nicht im Akkord Pfandbons ausdruckt.

Die Bar war in diesem Stadium, in dem alle lauter reden, weil sie merken, dass sie längst zu betrunken sind, um noch etwas Kluges zu sagen. Die Lieder aus der Jukebox waren zu vertraut, um noch irgendwas zu fühlen, außer eben: Jo, läuft. Der Barkeeper polierte ein Glas, das nicht sauberer werden konnte, und tat so, als würde er uns nicht beobachten. Der Mann mit den Pferdeaugen hatte die Ellbogen auf der Theke, als wäre er hier geboren worden. Der Púca saß halb auf meinem Hocker, halb auf mir, sein Fell an meinem Arm, als hätten wir uns aneinander gewöhnt.

„Lies doch“, sagte der Mann mit den Pferdeaugen. Er schob den Zettel näher zu mir rüber. Die Kante hinterließ eine feuchte Spur im Bier. „Oder lass es. Es ändert nichts.“ Das war das Problem: Ich glaubte ihm. Ich wusste ja jetzt, wie das läuft. Verträge sind nur die Papierform von Entscheidungen, die du innerlich längst getroffen hast. Der Rest sind nur Zeilen und Formalitäten, damit andere später so tun können, als hättest du noch eine Wahl gehabt.

Ich zog den Zettel zu mir. Die Buchstaben schwammen ein bisschen, entweder wegen dem Alkohol oder weil das Licht genau den falschen Winkel hatte. Es war keine Kanzleischrift, kein offizielles Formular mit Logo. Eher etwas, das jemand in Ruhe geschrieben hatte, mit einem Stift, der nicht billig war. Klare, ordentliche Buchstaben, keine Schnörkel. Kein Briefkopf, kein Datum. Oben stand nur eine Zeile:

VEREINBARUNG ÜBER DIE REGELUNG RESTLICHER ERWARTUNGEN

Ich hätte lachen müssen. Ich tat es nicht. Nur ein kurzes Zucken in der Mundgegend. „Originell“, murmelte ich. „Hat sich jemand richtig Mühe mit der Pointe gegeben.“ Der Púca streckte den Hals, die gelben Augen dicht über dem Papier. Seine Schnauze verzog sich zu einem Lächeln, das fast stolz wirkte. Als hätte er an der Formulierung mitgearbeitet.

Darunter stand viel Kleingedrucktes, sauber in Absätze gepackt. Sätze wie: „Die eine Partei erklärt unwiderruflich…“, „Die andere Partei verpflichtet sich…“ und „Ausdrücklich verzichtet wird auf…“. Ich erkannte einzelne Worte: Verantwortung, Hoffnung, Zukunft, Schuld. Dazwischen schnappte mein Blick immer wieder weg, wie ein störrischer Hund, der nicht genau hinsehen will, wo die Leine endet. Bei „Anspruch auf Besserung“ blieb ich kurz hängen. Man hatte das wirklich so hingeschrieben. Ansprüche auf Besserung. Als wären das offene Rechnungen, die man irgendwann per Mahnbescheid verliert.

„Du musst das nicht lesen“, sagte der Mann ruhig. „Du weißt, worum es geht. Es ist nur eine andere Form von dem, was du draußen mit dem Kleeblatt gemacht hast.“ Der Púca nickte eifrig, als wäre die Sache einfach. Sein Schatten schweifte über die Zeilen, und das Papier wirkte für einen Moment dunkler, als hätte es sich erschreckt.

„Und was ist, wenn ich nicht unterschreibe?“ fragte ich. Ich wusste die Antwort, aber ich stellte die Frage, weil sie dazu gehörte. „Dann läuft alles einfach wie bisher weiter“, sagte er. „Nur ohne Struktur. Du driftest, du hoffst ein bisschen, du leidest ein bisschen, du gehst

irgendwann drauf, und niemand weiß genau, ob du das gewollt hast oder nur zu träge warst, was zu ändern.“ Er sah mich an, und in seinen Augen spiegelte sich mein Gesicht, verzerrt durch das Glas vor ihm. „Mit Vertrag weißt du wenigstens, wofür du draufgehst.“

Es klang fast fair. Auf seine perverse Art. Ich strich mit dem Finger über das Papier. Es fühlte sich trocken an, rau, aber nicht alt. Es war das Gegenteil von mir. Ich war weich geworden, innen wie außen, etwas, das man mit zwei Fingern hätte eindrücken können.

„Wer sind eigentlich die Parteien?“ fragte ich. „Hier steht nix von Namen.“ „Du und er“, sagte der Mann und deutete auf den Púca. „Ich bin nur Vermittler. Nenn mich Makler, wenn du willst.“ „Und was kriegst du?“ fragte ich. Er grinste. „Ich sammle Geschichten. Und ich mag es, wenn sich Dinge klar ordnen. Unentschlossenheit ist hässlich.“

Ich versuchte, mich daran zu erinnern, wie es war, als ich noch an irgendwelche Wendepunkte geglaubt habe. Diese Tage, an denen man denkt: „Heute entscheide ich über mein ganzes Leben.“ Neue Stadt, neuer Job, neue Frau, neuer Vorsatz. Meistens endete es damit, dass man einen anderen Supermarkt wählte und eine andere Biersorte kaufte. Das war alles. Vielleicht war das hier die ehrlichere Version davon: Du unterschreibst und sagst damit offiziell, dass du nicht mehr so tust, als würdest du den großen Sprung wagen.

Der Barkeeper stellte kommentarlos einen Kugelschreiber neben den Zettel. Ein Werbestift von irgendeiner Bank, die Leuten wie mir niemals einen Kredit geben würde. Er tat so, als wäre das Zufall. Klar. Reiner Zufall. Der Púca streckte eine Kralle aus und tippte leicht gegen den Stift. Tok. Tok. Tok. Es klang wie der Sekundenzeiger einer Uhr, die nur noch einen Zeiger hat.

„Ich sollte das lesen“, sagte ich, eher in den Raum als zu jemand Bestimmtem. „Eigentlich schon“, sagte der Mann. „Aber du wirst es nicht tun. Du weißt ja, was drinsteht. Alles, was du aufgegeben hast, bevor du die Kneipe heute überhaupt betreten hast. Dies hier ist nur die Quittung.“

Ich dachte an all die Verträge, die ich in meinem Leben unterschrieben hatte, ohne sie zu lesen. Handyverträge, Mietverträge, irgendwelche Arbeitsverträge, bei denen der Chef gesagt hatte: „Das Übliche, musst du dir nicht im Detail geben.“ Und ich hatte genickt, weil ich nicht wie ein Idiot dastehen wollte, der sich mit Paragrafen aufhält. Und jedes Mal war ich hinterher überrascht gewesen, wie wenig die andere Seite für mich übrig hatte.

„Was, wenn ich später bereue?“ fragte ich. „Wenn ich es mir anders überlege?“ Der Mann mit den Pferdeaugen nahm einen Schluck und stellte das Glas sehr genau wieder ab, die Ränder auf der nassen Theke passten perfekt in die alten Ringe. „Bereuen kann man alles“, sagte er. „Das ist kostenlos. Rückgängig machen ist teurer. Und für manche Sachen gibt’s kein Rückgaberecht. Aber seien wir ehrlich: Du bist nicht der Typ, der jahrelang gegen einen Vertrag ankämpft, den er selbst unterschrieben hat. Du bist der Typ, der sich irgendwann sagt: ‚War halt so.‘“

Der Púca grinste. Er roch nach verbranntem Papier und kalter Asche. Ich spürte, wie sich in mir noch einmal etwas sträubte. Irgendein Rest, der sagen wollte: „Lass das. Du hast schon genug abgegeben.“ Aber die Stimme war schwach, weit weg, und der Raum war so laut, dass sie nicht durchkam. Ich sah auf den Zettel, auf den Stift, auf die krakelige Unterschriftenlinie unten, die noch leer war. Es sah lächerlich unspektakulär aus.

Dann passierte genau das, was ich kommen sah: Ich nahm den Stift.

Der Stift war billig, aber schwerer, als er aussah. Irgendjemand hatte die ganze Zeit darauf gewartet, dass ich ihn ergreife, und jetzt, wo ich es tat, fühlte es sich an, als hätte ich etwas übernommen, das nicht zu mir gehörte. Ich drehte ihn einmal in der Hand, so, als würde mich das retten. Die Kappe war ab, die Mine fuhr einen Millimeter vor, bereit, Tinte dahin zu legen, wo mein Name stehen sollte.

Der Púca rückte näher. Sein Fell streifte meinen Oberarm, es war kälter, als es aussah. Seine gelben Augen fixierten die Linie, nicht mein Gesicht. Er war konzentriert wie ein Spieler, der auf das letzte Feld auf dem Brett starrt und weiß: Wenn der andere jetzt noch patzt, gehört ihm alles. Der Mann mit den Pferdeaugen lehnte sich ein Stück zurück, verschränkte die Arme vor der Brust. Er sah zufrieden aus, aber nicht schadenfroh. Eher wie jemand, der bei einem Spiel zusieht, dessen Ende er längst kennt.

Ich setzte die Stiftspitze an. Die Tinte floß sofort, kein Kratzen, kein Stocken. Oben, im Kopf, zappelte noch etwas. Vielleicht das, was mal mein Gewissen war. Es rief nicht, es schrie nicht, aber es klopfte leis an irgendeine Tür, die schon halb zugeschlagen war. „Lies wenigstens eine Zeile“, flüsterte es. „Nur eine. Damit du hinterher sagen kannst, du hättest es versucht.“ Ich senkte den Blick, ließ ihn über den Text huschen. Einzelne Wörter sprangen mir entgegen wie Schlaglichter:

„Verzicht… endgültig… innere Rechtfertigungsmechanismen… Hoffnung auf grundlegende Veränderung… Abtretung sämtlicher… Ruhe im Austausch für…“

Der Rest war Nebel. Ich hätte an jedem Wort hängen bleiben können, herumkauen, Fragen stellen. Stattdessen tat ich das, was ich mein Leben lang am besten konnte: ich zog die Augenbrauen hoch, tat so, als hätte ich alles verstanden, und unterschrieb. Mein Nachname floss in die Zeile wie eine kleine Öllache. Die Buchstaben waren nicht schön, aber lesbar. Ein paar Tropfen Tinte liefen aus, an den Rändern, als wären sie sich ihrer Bedeutung nicht sicher.

In dem Moment, in dem der letzte Buchstabe stand, passierte etwas, das man nur dann ernst nimmt, wenn man schon zu weit gegangen ist, um zurückzulaufen. Die Luft im Raum veränderte sich. Nicht dramatisch, keine Windböe, keine Verdunkelung, die alle zum Schweigen gebracht hätte. Aber die Geräusche der Bar rückten einen Schritt weg von mir. Die Stimmen wurden dumpfer, das Klirren der Gläser klang, als käme es durch eine Wand. Ich hörte meinen eigenen Atem lauter, als hätte jemand das Mikrofon direkt unter meine Rippen geklemmt.

Der Púca schnappte nach dem Zettel, kaum dass ich den Stift abgelegt hatte. Er riss ihn mir nicht aus der Hand, er nahm ihn einfach, als wäre er schon immer seiner gewesen. Die Kralle fuhr entlang der Unterschrift, ganz langsam. Unter seiner Berührung begann die Tinte sich zu bewegen. Sie blieb schwarz, aber sie wuchs in die Tiefe. Es war, als würde jemand das Papier nach unten ziehen, als sei mein Name kein Strich auf der Oberfläche mehr, sondern ein Loch, das in irgendetwas hineinfiel, das ich nicht sehen konnte.

„Ist das normal?“ fragte ich, ohne genau zu wissen, wen. Meine Stimme klang seltsam dumpf, wie durch Watte. Der Mann mit den Pferdeaugen lächelte. „Es passiert“, sagte er. „Nenn es Tintenfraß. Oder Realität. Kommt aufs Gleiche raus.“ Der Púca führte den Zettel zu seinem Maul, aber er fraß ihn nicht sofort. Erst hielt er ihn gegen das Licht der Bar. Ich sah, wie die

Wörter darauf kurz aufleuchteten, heller als der Rest, als würden sie sich ein letztes Mal wehren. Dann biss er zu.

Das Geräusch war leiser als vor dem Kiosk. Kein Knacken, eher ein dumpfes Reissen, wie nasses Papier, das man auseinanderzieht. Er kaute langsam. Ich sah, wie sich seine Wangen bewegten, wie seine Augen dabei schärfer wurden, fokussierter. Er schluckte. Ein zweiter Bissen, ein dritter. Nach jedem Bissen wurde seine Gestalt ein wenig klarer, als würde jemand an den Konturen nachzeichnen. Das Fell verlor etwas von seiner Rauchigkeit, es wirkte dichter, matter, greifbarer. Er war weniger Schatten und mehr Körper.

Jeder Schluck, den er machte, traf mich irgendwo im Inneren. Kein Schmerz, nicht direkt. Mehr wie kleine, trockene Risse. Stellen, an denen früher so etwas wie Sehnsucht gesessen hatte. Plötzlich wurde mir klar, wie viel meiner Zeit aus „Wenn… dann…“ bestanden hatte. Wenn ich weniger trinken würde, dann könnte ich… Wenn ich den Job durchziehen würde, dann vielleicht… Wenn ich nicht immer die falschen Leute an mich ranlassen würde, dann… Alle diese halbfertigen Sätze bekamen kleine Schnitte verpasst, einer nach dem anderen, bis sie rissen. Es tat nicht mal richtig weh. Es war eher ein leises Erschrecken darüber, wie hohl sie von innen waren.

„Du merkst es, hm?“ fragte der Mann. Ich nickte langsam. „Es wird… ruhig“, sagte ich. „Zu ruhig.“ Er schüttelte den Kopf. „Du weißt gar nicht, was Ruhe ist“, meinte er. „Du kennst nur Erschöpfung. Das hier ist neu für dich. Dass kein innerer Richter mehr mitprotokolliert.“ Der Barkeeper rief irgendwo „Runde aufs Haus!“, und der Raum jubelte kurz. Die Freude kam bei mir an, als würde jemand die Lautstärke runterdrehen, bevor sie mich erreicht.

Der Púca hatte den Zettel aufgegessen. Kein Krümel blieb zurück, kein verkohlter Rest, nichts. Er leckte sich die Finger, jeder Nagel glitt noch einmal durch sein Maul. Dann wandte er sich mir zu. Seine Augen waren heller geworden, das Gelb fast schon weiß im Zentrum, nur ein schmaler Ring dunkler Glut außen. Er legte den Kopf schief, musterte mich, als würde er das Ergebnis prüfen.

„Und?“, fragte ich. „Bist du jetzt endlich satt?“ Er grinste und schnarrte eine Folge von Lauten, die irgendwo zwischen Lachen und Knurren lagen. Ich verstand die Worte nicht, aber ich verstand die Bedeutung. Er war nicht satt. Aber er war zufriedener. Und er war näher.

Der Mann mit den Pferdeaugen klopfte mir auf die Schulter. Die Berührung war leichter als vorher, fast freundschaftlich. „Jetzt“, sagte er, „sind wir aus dem nebulösen Bereich raus. Kein ‚vielleicht‘, kein ‚irgendwie‘ mehr. Du hast etwas unterschrieben. Das bedeutet, du hörst auf, dir vorzumachen, dass du jederzeit umdrehen könntest. Das ist viel wert.“ „Für wen?“ fragte ich. „Für euch oder für mich?“ Er lächelte. „Das hängt davon ab, wen du fragst.“

Ich merkte, dass ich nicht mehr nervös war. Das war vielleicht das Beunruhigendste. Früher hätte ich schon beim Gedanken an so einen Vertrag Panik gekriegt, hätte mir ausgemalt, was alles passieren könnte, hätte mich im Kreis gequält mit „Was, wenn ich anders gekonnt hätte?“ Jetzt war da nur diese flache, weitläufige Müdigkeit. Sie lag wie ein See über meinem Inneren, in dem nichts reflektiert wurde, weil das Wasser dunkel war.

„Was steht genau drin?“ fragte ich in einem letzten Anflug von Anstand. „Im Vertrag?“ Der Mann zuckte die Schultern. „Dass du ab jetzt keine Ausreden mehr benutzt, um dich besser zu fühlen“, sagte er. „Dass du auf die Idee verzichtest, du könntest morgen plötzlich ein anderer Mensch sein. Dass du akzeptierst, dass das hier dein Level ist. Und dass du unseren Freund

hier“ – er tippte gegen die Schulter des Púca – „offiziell als Mitbewohner in deinem Kopf akzeptierst.“

„Und rechtlich?“ fragte ich. Es war ein dummer Scherzversuch, aber ich brauchte irgendwas. „Rechtlich“, sagte er, „interessiert sich niemand für Leute wie dich. Das hier ist außerhalb von Aktenordnern. Das ist nur zwischen dir, ihm und dem Teil von dir, den du gerade abgegeben hast.“ Der Púca nickte, als hätte er eine Rede bestätigt.

Ich griff nach meinem Glas. Meine Hand zitterte nicht. Kein Dilemma mehr, ob ich das nächste Bier nehmen sollte oder nicht. Entscheidung war weg. Der Vertrag hatte den Teil in mir gefressen, der noch so tat, als sei er für meine Rettung zuständig. Übrig blieb einer, der nur noch für das Trinken, Arbeiten gerade so, Schlafen und Durchhalten bis zum nächsten Tag verantwortlich war. Eine vereinfachte Version meiner selbst.

„Tut mir das langfristig gut?“ fragte ich halblaut. Der Mann mit den Pferdeaugen legte den Kopf schräg und schob mir das gefüllte Glas hin. „Wen interessiert langfristig?“ fragte er zurück.

Am nächsten Morgen wachte ich auf, als hätte mich jemand sauber abgeschaltet und wieder angemacht. Kein Stolpern durch Albträume, kein zähes Hängenbleiben im Halbschlaf. Augen auf, Körper schwer, Kopf trocken auf eine seltsame Art. Der Kater war da, klar, er hämmerte hinter den Augen und nagte am Magen. Aber er war anders. Er war nur körperlich. Keine moralische Komponente, keine hämmernden Gedanken, die dazu passten: „Warum hast du…? Wieso schon wieder…?“ Er machte einfach nur seinen Job: Tat weh. Punkt.

Die Wohnung sah aus wie immer: Geschirr, das seit Tagen im Becken wohnte, Klamottenhaufen auf dem Stuhl, leere Flaschen in einer Ecke, die längst eine eigene Biografie hatten. Früher hätte ich bei dem Anblick das übliche innere Programm abgespult: Du bist ein Wrack, du musst das ändern, du bist zu alt für diesen Scheiß, reiß dich zusammen, morgen fängst du wirklich an. Diesmal ging ich ins Bad, sah in den Spiegel und dachte nur: Ja. So siehst du halt aus.

Der Púca saß auf dem Spülkasten, die Beine baumelten über den Fliesen. Er grinste mich im Spiegel an, nicht hämisch, eher wie jemand, der mit dem Ergebnis zufrieden ist. Sein Fell war dunkler geworden, die Konturen schärfer. Er wirkte, als wäre er mitten in mir zu Hause und nur aus Höflichkeit kurz sichtbar geworden. Ich wusch mir das Gesicht, das Wasser war kalt, meine Hände zitterten leicht. Er beobachtete jede Bewegung.

„Na?“ fragte ich. „Schon Frühstück gehabt?“ Er legte den Kopf schief und schnatterte eine Reihe von Lauten, die in meinem Kopf übersetzt wurden wie: Immer. Ich merkte, dass ich nicht mal mehr versucht war, ihm zu widersprechen. Es war, als hätte ich einen neuen Mitbewohner, von dem klar war, dass er die besseren Rechte im Mietvertrag hatte.

In der Küche wühlte ich in dem Stapel Post, der sich auf dem Tisch angesammelt hatte. Normalerweise war das der Moment, in dem ich selektierte: Das kann ich noch liegen lassen, das will ich gar nicht sehen, das mach ich auf und ignoriere es dann. Diesmal griff ich wahllos zu. Stromrechnung, Mahnung, irgendwas vom Amt, eine Werbung, die mir Kreditkarten andrehen wollte, obwohl jeder Algorithmus der Welt sehen musste, dass ich kein guter Kunde wäre. Ich machte alles auf. Nicht, weil ich plötzlich vorbildlich geworden wäre, sondern weil es mir egal war, was drin stand.

Strom gesperrt, wenn nicht bis… Bla bla. Noch eine Stufe Mahnverfahren. Bla. „Wir müssen mit Konsequenzen rechnen." Ich las die Sätze, nahm sie zur Kenntnis, legte die Briefe ordentlich auf einen Stapel. Kein Knoten im Magen, keine hektischen Gedanken, wie ich das alles noch irgendwie hinbiegen könnte. Die Perspektive „Ich krieg das schon noch geregelt" war einfach weg. Stattdessen dachte ich: Okay. Wird halt irgendwann dunkel. Dann sitz ich eben bei Kerzenlicht. Romantischer wird es bei mir sowieso nicht mehr.

Der Púca saß auf dem Tisch, zwischen Kaffeetasse und Mahnungen, und betrachtete die Briefe, als wären es Lose. „Kein Drama", schien sein Blick zu sagen. „Das ist alles nur Inventur. Wir sortieren dein Leben durch, und was sich nicht hält, fliegt raus." Es war fast befreiend, das so zu sehen. Sachen, die gehen, weil sie sowieso nie richtig da waren. Ich, die Person, die „es noch irgendwie schafft", war eine Karikatur gewesen, die ich vor anderen aufgeführt hatte. Der Vertrag hatte sie gestrichen.

Später, auf dem Weg zur Bar – ja, mittags, was sonst –, fiel mir auf, dass ich nicht mal mehr versuchte, mir Ausreden einfallen zu lassen. Kein „Nur eins, um den Kreislauf in Gang zu bringen", kein „Eigentlich wollte ich ja nur kurz Hallo sagen". Ich ging hin, weil ich hinwollte. Weil das mein Ort war. Punkt. Die Stadt war grau, aber das war sie schon immer gewesen. Menschen eilten an mir vorbei, mit Taschen, mit Ziel. Ich war zum ersten Mal seit langem nicht mehr wütend auf sie. Soll doch jeder rennen, wie er will.

In der Bar war es stiller als abends. Ein paar Frühtrinker, ein Typ an der Theke, der so aussah, als wäre er direkt nach der Nachtschicht reingefallen. Der Barkeeper nickte mir zu, stellte mir ungefragt ein Bier hin. „Ziemlich früh für dich", meinte er. „Oder spät, je nachdem, wie man's sieht." Ich zuckte mit den Schultern. „Ich hab nichts anderes zu tun", sagte ich. Es war das ehrliche Wort, nicht kokett, nicht selbstmitleidig. Einfach eine Bestandsaufnahme.

Der Mann mit den Pferdeaugen kam später. Er tauchte nicht dramatisch auf. Irgendwann war er einfach da, auf dem Hocker neben mir, als hätte er schon die ganze Zeit dort gesessen und ich hätte nur nicht hingesehen. Der Púca hockte zwischen uns, die Füße auf dem Metallring des Hockers, die Hände im Fell vergraben, als wäre ihm langweilig. „Und?" fragte der Mann. „Wie fühlt sich Vertragskunde sein an?" Ich nahm einen Schluck, ließ das Bier kurz im Mund, bevor es runterrutschte. „Leiser", sagte ich. „Und hässlicher. Aber ehrlicher."

Er nickte. „So fangen die besseren Lügen an", sagte er. „Mit ein bisschen Wahrheit." Ich sah ihn an. „Gibt's noch mehr Papier?" fragte ich. Er lachte. „Immer", sagte er. „Die Welt ist voll von Blättern, auf die Leute ihren Namen setzen. Aber für heute reicht's. Du musst erst mal merken, wie es ist, wenn du offiziell aufgegeben hast." Das Wort traf mich, aber es tat nicht weh. Aufgeben. Früher wäre das das Schlimmste gewesen, was man mir nachsagen konnte. Jetzt klang es fast nach einem Entgegenkommen. Ich hatte aufgehört, einen Kampf zu führen, bei dem ich nicht mal wusste, wer der Gegner war.

Der restliche Tag floss. Ich trank, aber ich soff nicht panisch. Ich spielte eine Runde am Automaten, nicht, weil ich hoffte zu gewinnen, sondern weil ich die Bewegung kannte, das Drücken, den Klang, das Rattern. Ich dachte nicht mal mehr daran, dass die Maschine mich „kannte". Sie war einfach eine Maschine. Wenn sie was fraß, fraß sie halt. So wie der Púca. Jede Sache hatte ihren Hunger.

Abends, als ich wieder durch den Regen nach Hause lief, zog ich den Vertrag – den es nicht mehr gab – in Gedanken noch einmal aus der Tasche. Kein Papier mehr da. Nur die Konsequenz. Ich spürte keine Panik, nur dieses flächige, kalte Einverständnis. Vielleicht war

das die Ruhe, von der er geredet hatte. Keine große Erleuchtung. Kein Sinn. Nur das Ende der Ausreden.

In der Wohnung setzte ich mich auf das Sofa, das mehr Flecken als Polster hatte. Der Púca ließ sich neben mich fallen, die langen Beine über die Kante, die Hände hinterm Kopf verschränkt. Wir starrten gemeinsam an die Decke. „Und jetzt?“ fragte ich. „Jetzt kommt der Alltag mit Vertrag“, schien er zu sagen, ohne den Mund zu bewegen. „Kippen, Kater, keine Ausreden mehr. Genau dein Format.“

Ich griff nach der Zigarettenschachtel, klopfte eine raus, zündete sie an. Der Rauch zog eine graue Linie zur Decke. Ich dachte nicht daran, das Rauchen „aufzugeben“, ich dachte nicht an Gesundheit, an Lunge, an später. Ich dachte nur: Eine geht noch. Und vielleicht später noch eine. Nichts zu verhandeln, nichts zu beschönigen.

Zum ersten Mal seit langer Zeit saß ich da und fühlte keine zwei Personen im selben Körper, die sich gegenseitig Vorträge hielten. Es gab nur mich, den Púca daneben, und einen Vertrag, den niemand mehr sehen konnte.

Kippen, Kater, keine Ausreden mehr

Der Kater war nicht härter als früher. Nur ehrlicher. Früher bin ich mit pochendem Schädel aufgewacht und hatte sofort eine Ausrede parat: falscher Schnaps, zu wenig gegessen, die Woche war stressig, das Leben ungerecht. Jetzt wachte ich auf, die Zunge pelzig, der Kopf voll Watte, die Lunge am Rande einer Revolte, und dachte: Ja. Klar. Was sonst. Wenn du jeden Abend am Zapfhahn der Realität hängst, wirst du morgens halt nicht mit Vogelgezwitscher begrüßt.

Die ersten Minuten nach dem Aufwachen gehörten dem Körper. Kein Denken, kein Planen, nur Bestandsaufnahme: Schmerzen, Druckstellen, ein Ziehen im Rücken, das langsam in die Hüften wanderte. Ich lag auf der durchgelegenen Matratze, die Federn hatten sich längst durch den Stoff gebohrt und markierten meine Rippen wie kleine, rostige Finger. Die Luft im Zimmer war ein Gemisch aus altem Rauch, feuchter Wäsche und diesem süßlichen Film, den billiger Alkohol im Mund hinterlässt. Ich drehte mich zur Seite, hustete trocken und wartete, bis das Flimmern am Rand meines Blickfeldes wieder nachließ.

Der Púca saß auf der Fensterbank, die Knie angezogen, das Kinn auf die Hände gestützt. Er starrte mich an, als würde er prüfen, ob die Maschine noch läuft. Die Ohren standen wach in den Raum, die gelben Augen waren viel zu hell für diese Uhrzeit. Er wirkte nicht ausgeschlafen, er wirkte zeitlos. Als würde er gar nicht schlafen, sondern nur in einem anderen Teil von mir sitzen, wenn ich die Augen zu habe. Er grinste, nicht breit, nur ein kleines Zucken in den Mundwinkeln. Ein „Na, wieder geschafft?“ ohne Worte.

Ich setze mich auf, langsam, weil alles andere gefährlich war. Es gab einen Moment, in dem das Blut hochschoss und die Welt sich kurz neigte, als hätte sie es sich anders überlegt, ob sie mich heute trägt. Früher hätte ich in diesem Moment gedacht: Du musst weniger trinken, Alter. Das hier geht irgendwann schief. Diesmal dachte ich nur: Noch da. Okay. Kaffee. Kippe. Reihenfolge egal.

In der Küche war es kalt. Die Heizung klang, als hätte sie sich vor Jahren gekündigt, die Rohre gaben nur noch beleidigte Geräusche von sich. Ich stellte den Wasserkocher an, obwohl die Hälfte der Heizwendel längst von Kalk gefressen war. Der Púca hockte auf dem Kühlschrank, einer dieser alten weißen Kästen mit vergilbten Rändern und einem Gefrierfach, das mehr Eis als Inhalt hatte. Er ließ die Beine baumeln und beobachtete, wie ich den Kaffee löffelte, zu stark wie immer, als wäre Stärke das Einzige, was ich mir noch leisten konnte.

Die erste Zigarette des Tages war die schlimmste und die beste zugleich. Schlimm, weil der Hals brannte, als würde ich Schmirgelpapier inhalieren. Gut, weil jeder Zug ein Versprechen war: Du bist noch hier. Dein Brustkorb bewegt sich. Dein Herz macht seinen Job. Die Finger zitterten, als ich das Feuerzeug an den Filter brachte. Der Púca war plötzlich näher, auf dem Küchentisch, direkt vor mir, die Augen auf den Rauch gerichtet, der sich in Spiralen Richtung Zimmerdecke schlängelte. Er folgte jeder Bewegung, als wäre der Rauch eine Landkarte, und er müsse sich darin zurechtfinden.

Früher habe ich bei der ersten Kippe des Tages immer so getan, als wäre sie „vorübergehend". Eine schlechte Angewohnheit, die ich „bald mal angehen" würde. „Wenn das mit dem Trinken läuft, hör ich auch mit den Kippen auf", hatte ich mir erzählt, als wäre ich eine Art Sanierungsprojekt. Stiftung Denkmalschutz für kaputte Lebensentwürfe. Inzwischen gab es keine Projekte mehr. Ich rauchte, weil ich rauchte. Ich trank, weil ich trank. Fertig. Kein Morgen, an dem ich „clean" durchstarten würde. Der Vertrag hatte diesen Teil von mir entsorgt, der noch Listen schreiben wollte.

Der Kater saß nicht mehr nur im Kopf. Er rutschte nach unten, in die Schultern, in den Rücken, in die Knie. Eine müde Schwere, die jede Bewegung mit „Überleg dir das gut" kommentierte. Ich stand trotzdem auf, bewegte mich durch die Küche wie durch eine zu enge Jacke. Der Púca wich nicht von meiner Seite. Manchmal war er vor mir, manchmal hinter mir, manchmal nur als Reflex im Rand des Spiegels, wenn ich mir die Zähne schrubbte, halbherzig und viel zu kurz. Er war ständiger Beifahrer in meinem Körper geworden. Ich war nicht mehr alleine in meiner Müdigkeit. Das war der seltsame Trost daran.

In den ersten Tagen nach dem Vertrag fiel mir immer wieder auf, wann sonst das schlechte Gewissen laut geworden wäre. Wenn ich vormittags das erste Bier aufmachte. Wenn ich einen Anruf ignorierte, weil „ich gerade nicht kann" – und wir beide wussten, dass „nicht können" nur hieß: keine Lust, dem eigenen Elend Worte zu geben. Wenn ich einen Brief in der Küche von links nach rechts schob, statt ihn einzutüten und irgendwem zu antworten. Früher wäre da jedes Mal eine Stimme eingesprungen: Du musst, du solltest, du kannst doch nicht immer… Jetzt war nur noch eine Feststellung da: Ich will nicht. Also mache ich es nicht.

Der Púca kommentierte nichts davon. Er musste nicht. Er saß einfach da, immer in der Nähe, immer leicht lächelnd, als würde er jeden kleinen Verzicht als Snack mitnehmen. Eine Einladung, einen Termin, ein „Ich komm schon noch mal vorbei" – alles kam nicht mehr vor. Jede Möglichkeit, die ich links liegen ließ, machte ihn sichtbarer. Sein Fell wurde dichter, seine Konturen schärfer. Und in meiner Brust wurde es gleichzeitig leerer. Dort, wo früher so etwas wie Erwartung gesessen hatte, war jetzt ein Loch mit klaren Rändern. Nicht schön, aber geordnet.

Ich fing an, den Tag in Zigaretten zu zählen, nicht in Stunden. Eine bis zum Kaffee. Eine nach dem Duschen, wenn ich es schaffte. Eine auf dem Weg zur Bar, falls ich tatsächlich vor die Tür ging und nicht einfach den ganzen Tag in der Wohnung rumhing. Eine, wenn der Kater in den Hintergrund trat und das Zittern Platz machte für diese dumpfe, klebrige Ruhe. Jede

Kippe war ein kleiner Punkt, der sagte: Du bist immer noch hier. Nicht gut, nicht schlecht. Nur: vorhanden.

Und doch war da etwas Neues im Kater. Er war nicht mehr begleitet von diesem schlechten Film, den mein Kopf sonst abspulte: zusammengeschnittene Szenen von peinlichen Auftritten, verpassten Gelegenheiten, Geschrei, Türen, die zufielen. Es gab keine Rückblicke mehr. Nur eine Linie: Gestern gesoffen, heute verkatert. Punkt. Der Púca gefiel das. Er saß morgens mit mir am Tisch, die langen Finger auf der Tischplatte trommelnd, und jedes Mal, wenn ein Gedanke an „früher“ anklopfte, schnippte er ihn weg wie Asche vom Filter.

Es war, als hätte mir jemand die halbe Persönlichkeit amputiert – die Hälfte, die zwar nervte, aber wenigstens noch an so etwas wie Veränderung glaubte. Zurück blieb ein Kerl, der rauchte, trank, arbeitete, wenn er musste, und aufhörte, sich dabei selbst im Weg zu stehen. Kippen, Kater, keine Ausreden mehr. Ich war nicht stolz darauf. Aber ich war, zum ersten Mal seit langer Zeit, nicht überrascht über das, was ich jeden Morgen im Spiegel sah. Und das war mehr, als man von den meisten Tagen sagen kann.

Arbeit war nie mein Zuhause, eher eine Zwangsübernachtung. Ich hing in einem dieser Nebenjobs, die man bekommt, wenn man in Lebensläufen mehr Lücken als Daten hat: Lager, schleppen, sortieren, Kartons von links nach rechts tragen, gelegentlich was einscannen, damit einer in einem Büro behaupten kann, es laufe alles „digital“. Drei Tage die Woche, halboffiziell, bar auf die Hand, wenn der Chef gute Laune hatte, sonst verspätet oder gar nicht. Früher habe ich mir eingeredet, das sei nur Übergang. Ein Sprungbrett. Wohin eigentlich, wusste ich nie.

Seit der Sache mit dem Vertrag war das Lager nur noch ein Raum mit Regalen. Kein Sprungbrett, keine Bühne, kein „hier hältst du dich über Wasser, bis…“. Es war, was es war: ein Ort, an dem ich gegen Geld meinen Rücken ruinierte. Ich stand morgens im Neonlicht, die Hände rissig vom Kartonstaub, die Lunge klebrig vom Rauch, und spürte, wie der Kater sich mit jeder Bewegung tiefer in die Muskeln setzte. Der Púca war natürlich dabei. Er balancierte auf den oberen Regalreihen, hockte auf Paketen, schlitterte über Paletten wie ein Kind über einen Spielplatz. Niemand sah ihn, keiner stolperte über ihn, aber er war überall.

Mein Chef, so ein drahtiger Typ mit ständigem Geräusch im Hals, der nach unausgesprochener Wut klang, hatte eine Kunst darin entwickelt, Vorwürfe zu verpacken wie Komplimente. „Gut, dass du heute gekommen bist“, sagte er an diesem Montag, „ich hatte schon Sorge, du findest den Weg nicht mehr.“ Früher hätte ich mich gerechtfertigt. „Harte Woche, Chef“, „War krank“, irgendwas, um mir selbst zu beweisen, dass ich noch auf der guten Seite der Welt stand. Diesmal zuckte ich nur mit den Schultern. „Hätte auch sein können“, sagte ich. „War knapp.“

Er starrte mich an, als hätte ich ihm direkt ins Gesicht gesagt, dass sein Lebensmodell Schrott ist. „Du weißt schon, dass man sich auf dich verlassen muss, oder?“ fragte er. „Muss man?“ fragte ich zurück. Kein Trotz in der Stimme, nur Neugier. Als würde ich ernsthaft wissen wollen, wer sich da auf wen verlässt. Der Púca hatte sich auf einen Stapel Kartons gesetzt, die Beine baumelnd, und grinste breit. Er liebte solche Momente, in denen die Wahrheit ohne Verpackung rausfiel.

„Wenn du hier weiter arbeiten willst, dann ja“, knurrte der Chef. „Wir sind ein Team.“ Er sagte das Wort „Team“, als würde er es zum ersten Mal aussprechen und schon bereuen. Früher hätte ich das als Drohung empfunden. Diesmal hörte ich nur „Wenn du willst“. Und

ich wusste: Ich wollte nicht. Nicht im Sinne von „Traumjob“, nicht im Sinne von „Perspektive“. Ich wollte nur gerade keine Diskussion führen. Also nickte ich. „Bin ja da“, sagte ich. „Heute.“

Der Púca flüsterte irgendwas in meiner Kopfgegend, ein leises Summen, das übersetzt hieß: Sag ihm doch, dass er sich Leute suchen soll, die noch an „Team“ glauben. Ich tat es nicht. Nicht aus Angst, den Job zu verlieren. Sondern weil es keinen Sinn hatte. Der Chef brauchte seine Illusionen genauso wie ich meine früher gebraucht hatte. Soll er sich weiter einreden, wir wären hier irgendeine Art von Gemeinschaft. Wir waren nur Körper, die Kisten bewegten. Punkt.

Den Rest des Tages arbeiteten wir nebeneinander her, der Chef und ich, die anderen im Hintergrund, jeder in seiner eigenen Blase aus Müdigkeit und Musik aus billigen In-Ears. Ich merkte, wie mein Körper streikte. Der Kater mischte sich mit den langen Wegen durch die Gänge, mit zu schweren Kisten, mit schlecht gehobenen Lasten. Ein Ziehen im Kreuz, das beim Bücken wie ein kurzer Stromschlag in die Beine schoss. Früher hätte ich daraus eine große Nummer gemacht, mir eingeredet, das sei „das Zeichen“, dass ich endlich „was anderes machen muss“. Jetzt dachte ich nur: Der Körper beschwert sich. Klar. Was soll er sonst tun.

In der Pause saß ich draußen auf der Rampe, eine Zigarette in der Hand, den Rücken an die kalte Betonwand gelehnt. Die anderen redeten über Fußball, über Frauen, über irgendwas im Fernsehen. Ich hörte mit halbem Ohr zu und war anschaulich abwesend. Der Púca saß auf der Kante der Rampe, die Beine in der Luft, und ließ den Blick über die parkenden Lieferwagen streifen. Er sah aus, als würde er sich überlegen, auf welchem er als Nächstes mitfahren könnte, wenn er genug von mir hat.

„Du siehst fertig aus“, sagte einer der Kollegen. Er war ein bisschen jünger, hatte noch diesen Rest Zukunft im Blick, der bei mir längst rausgebrannt war. „Ja“, sagte ich. „Bin ich.“ Normalerweise folgt auf so einen Satz ein „aber“ – „aber wird schon“, „aber ich reiß mich zusammen“, „aber ich muss ja“. Diesmal nicht. Der Satz stand da wie ein leerer Karton: „Ich bin fertig.“ Keine Deko.

„Vielleicht solltest du mal zum Arzt“, schlug er vor. Ein gut gemeinter Rat, der in dieser Ecke der Stadt ungefähr so nützlich ist wie eine Regenjacke im Hausbrand. Ich sah ihn an, zog an der Kippe, spürte, wie der Rauch mir die Lunge auskleidete wie billige Tapete. „Wozu?“ fragte ich. „Damit er mir sagt, dass ich weniger saufen und mehr schlafen soll? Spar ich ihm die Zeit. Hab ich verstanden.“ Der Púca klatschte stumm in die Hände, begeistert von dieser Effizienz.

Der Kollege schnaubte, schüttelte den Kopf und widmete sich wieder seinem Handy. Ich hätte mich früher noch lange in diesem Gespräch eingerollt: „Ja, du hast ja recht“, „Ich weiß, ich muss echt mal…“. All diese ritualisierten Selbstanklagen, die man benutzt, um Zeit zu schinden. Stattdessen saß ich da, drückte die Zigarette aus, stand auf, ging wieder rein. Nicht, weil ich pflichtbewusst war. Sondern weil der Tag noch nicht vorbei war und irgendwer die Kartons bewegen musste, bis einer sagt: Feierabend.

Als ich später am Tresen saß – natürlich wieder in der Bar, wo sonst –, fiel mir auf, wie unterschiedlich sich Müdigkeit anfühlen kann. Körperliche Müdigkeit war wie ein schwerer Mantel, den ich mir jeden Tag neu überzog. Die andere Müdigkeit, die vom Kopf, die war weg. Nicht, weil ich ausgeruht war. Sondern weil der Kopf aufgehört hatte, gegen das anzuargumentieren, was der Körper sowieso tat. Ich trank, mein Rücken tat weh, meine

Lunge kratzte, und ich dachte: Ja. Das ist das Paket. Nimmst du oder lässt du. Ich hatte längst genommen.

Der Púca saß neben meinem Glas, die Beine verschränkt, und beobachtete die anderen. Er war jetzt so selbstverständlicher Teil meines Alltags geworden, dass ich ihn manchmal erst bemerkte, wenn er irgendwas in Bewegung setzte. Zum Beispiel, als der Chef später in der Bar auftauchte – was selten vorkam – und mir auf die Schulter klopfte. „Du warst heute konzentriert", sagte er. „Hab ich selten so gesehen." Ich lachte trocken. „Ich denke an nichts mehr nebenbei", sagte ich. „Ist gut fürs Tempo." Er fand das lustig und bestellte eine Runde.

Früher hätte ich seine Anerkennung als Sprungbrett benutzt, als „Chance". Heute war es nur ein Satz in einem Raum voller Sätze. Der Kater von heute mischte sich mit dem Kater von morgen, schon in Vorbereitung, und die Kippen reihte ich so sauber aneinander wie die Kartons im Lager. Alles hatte seine Reihen. Und wenn ich mich zwischendurch fragte, ob ich gerade dabei war, mich endgültig zu ruinieren, hörte ich meine eigene Antwort so klar wie nie: Ja. Natürlich. Was hast du denn gedacht, worauf das hinausläuft?

Der Unterschied war: Ich hörte auf, so zu tun, als würde ich mimt einem brennenden Haus verhandeln, ob es nicht vielleicht doch noch zu retten ist. Ich saß drin, trank, rauchte, und der Púca saß neben mir, die Hände im Schoß, lächelnd, als sähe er dem Feuer gerne beim Arbeiten zu.

Es gibt Kater, die sind einfach nur eine Quittung. Und es gibt Kater, die sehen aus wie eine Vorwarnung, geschrieben mit Neonbuchstaben in deinem Nervensystem. Der, der mich in dieser Nacht erwischte, gehörte zur zweiten Sorte. Er kam nicht morgens, er kam schon, während ich noch trank.

Der Abend hatte harmlos angefangen. Ein paar Biere nach der Arbeit, ein paar Zigaretten, die Zeit verstrich, wie sie es immer tat – ohne Überraschungen. Der Mann mit den Pferdeaugen war nicht da, zumindest sah ich ihn nicht. Der Púca allerdings war in Hochform. Er saß abwechselnd auf der Theke, auf meinem Hocker, auf der Rückenlehne, stellte sich in den Türrahmen wie ein Rausschmeißer, der alle reinlässt. Er war leicht überdreht, seine Bewegungen etwas schneller als sonst, die Augen heller. Vielleicht lag es daran, dass ich in den letzten Tagen alles noch konsequenter habe liegen lassen, was nach „Rettungsversuch" aussah. Ich war ein All-you-can-eat-Buffet aus verpassten Chancen geworden.

Irgendwann – nach wieviel Bier? keine Ahnung – wechselte der Alkohol die Farbe. Nicht im Glas, in mir. Bis dahin hatte er mich weich gemacht, die Kanten abgeschliffen, dem Tag die Härte genommen. Jetzt wurde er scharf. Meine Hände wurden schwerer, aber innen drin begann etwas zu vibrieren. Ein flacher, nervöser Strom, der die Muskeln zucken ließ und die Gedanken schneller machte, obwohl sie inhaltlich leer blieben. Ich saß auf meinem Hocker und hatte das Gefühl, gleichzeitig zu sinken und zu rasen.

Der Púca bemerkte die Veränderung zuerst. Er kroch näher, setzte sich so dicht an mich, dass sein Fell meine Seite streifte. Die gelben Augen waren schmal, konzentriert. Er legte eine Kralle an meine Rippen, ganz leicht, als würde er abklopfen, wie voll der Kessel ist. „Noch nicht", schien das zu bedeuten. „Da geht noch was." Und weil ich inzwischen konditioniert war wie ein Hund auf Glöckchen, hob ich das Glas und trank weiter.

Das Herz meldete sich. Nicht mit dramatischen Stichen, sondern mit diesem dumpfen, zu schnellen Pochen, als wollte es an die Wände schlagen: Hallo? Erinnerung: Ich bin hier. Die

Luft in der Bar schien dicker, schwerer. Der Rauch hing nicht mehr nur im Raum, er klemmte sich zwischen die Menschen, wurde zu einer zweiten Haut. Ich spürte einen Druck in der Brust, nicht massiv, aber stetig. Früher wäre das der Moment gewesen, in dem ich panisch eine Pause gemacht hätte. Jetzt dachte ich: Logisch. Irgendwann muss der Körper ja auch mal was sagen.

Die Zigaretten schmeckten anders. Bitterer, metallischer. Jeder Zug war, als würde ich an einem alten Ofenrohr nuckeln. Ich hustete, ein tiefes, bellendes Ding, das irgendwo aus dem Bauch kam und mir kurz schwarze Punkte vor die Augen jagte. Der Barkeeper sah rüber, die Stirn in Falten. „Alles okay bei dir?“ fragte er. Eine Standardfrage, aber sie klang schwerer heute. Ich nickte. „Nur der Motor, der sich meldet“, sagte ich. „Der braucht Öl.“ Ich hob das Glas. Billiger Witz, dünnes Lächeln. Er ließ es durchgehen.

Der Púca war jetzt direkt vor meinem Gesicht. Er hockte auf der Theke, die langen Beine über die Kante geschoben, die Hände auf den Knien. Er beugte sich vor, sah mir tief in die Augen. Sein Blick ging durch mich durch, als würde er nicht meine Pupillen, sondern irgendwas dahinter untersuchen. Vielleicht den Vertrag, den ich unterschrieben hatte. Vielleicht die Reste von mir, die noch irgendwo zwischen Leber und Lunge hingen. Er grinste, aber sein Grinsen war konzentriert, fast professionell. Wie der Blick eines Mechanikers, der ein Geräusch hört und weiß: Das hält nicht mehr lange.

Es wäre der perfekte Zeitpunkt gewesen, aufzustehen. Wasser zu trinken. Nach Hause zu gehen, mich hinzulegen, den Körper machen zu lassen, was er eben macht nach so einem Abend. Aber der Teil von mir, der solche Entscheidungen früher getroffen hatte, war jetzt eine verwaiste Wohnung. Lichter aus, Post stapelte sich vor der Tür. Keiner machte mehr auf. Also blieb ich sitzen. Kippen, Kater, keine Ausreden mehr. Du kannst dich nicht vor dir selbst rechtfertigen, wenn du dir selbst schon das Mandat entzogen hast.

Die Geräusche in der Bar fingen an, sich voneinander zu lösen. Das Lachen in der Ecke war zu laut, das Klirren eines Glases klang wie ein Unfall, bei dem jemand verletzt wird. Der Fernseher über der Theke flimmerte stumm, irgendein Spiel, irgendwelche Männer, die hinter einem Ball herrannten, als würden sie damit ihr Leben retten. Mein Herz machte einen Sprung, ließ einen Schlag aus, holte dann mit doppelt so viel Druck nach. Mir wurde kurz schwarz vor Augen. Ich hielt mich am Tresen fest, fühlte das klebrige Holz unter den Fingern.

Der Púca legte seine Hand auf meine. Kalt. Nicht eisig, aber kalt genug, dass es durch die Haut in die Knochen zog. In seinen Augen glomm etwas Zufriedenes. Kein Sadismus, eher sowas wie: Aha. Wir nähern uns. Ich hörte meine eigene Atmung, kratztend, unregelmäßig. „Vielleicht…“, setzte ein schwacher Rest in mir an. Vielleicht Arzt. Vielleicht Wasser. Vielleicht eine Pause. Vielleicht leben. Die Gedanken waren da, aber sie hatten keine Durchsetzungskraft mehr. Sie standen auf der falschen Seite der Tür.

„Jetzt keine Panik,“ hörte ich die Stimme des Mannes mit den Pferdeaugen in meinem Hinterkopf, obwohl er nicht da war. Oder ich sah ihn einfach nicht. „Du wolltest doch ehrlich sein. Ehrlichkeit heißt auch, zu akzeptieren, dass der Körper dir irgendwann die Rechnung zeigt.“ Ich setzte das Glas ab. Meine Hand war nass, nicht nur vom Bier. Schweiß. Die Haut fühlte sich dünn an, als könnte sie reißen, wenn man sie falsch anfasst.

Ich ging auf Toilette, der Weg war länger, als ich ihn kannte. Jeder Schritt hinterließ eine kleine Welle im Boden. Der Spiegel im Klo war blind, zerkratzt, die Neonlampe flackerte. Ich sah mich selbst darin, verschwommen, graue Haut, Augen wie zwei müde Löcher. Der Púca

stand hinter mir, sein Kopf direkt neben meinem. Er grinste mich im Spiegel an. Ein schönes Bild: ich und mein persönlicher Untergang, Schulter an Schulter.

Ich drehte den Wasserhahn auf, hielt die Hände darunter, spritzte mir das Gesicht nass. Das Herz raste, dann stolperte es wieder, als würde es eine Treppe runterfallen. Ein klarer Gedanke bohrte sich durch das Rauschen: Du kannst sterben. Nicht irgendwann, nicht theoretisch, sondern jetzt. Heute. Hier, in dieser beschissenen Toilette, zwischen Urinflecken und Graffiti, während draußen irgendein Lied läuft, das keiner wirklich hört. Und das Erschreckende daran war: Der Gedanke machte mir weniger Angst, als er sollte.

Früher hätte ich an Familie gedacht, an Menschen, die mich vermissen würden, an Dinge, die ich noch „erledigen" wollte. Jetzt stand ich da, tropfnass, keuchend, mit dem Púca im Rücken, und mir fiel nichts ein, was ich noch unbedingt sehen musste. Kein Traum, kein Ziel. Nur ein paar Schulden, ein paar offene Rechnungen, ein paar Gesichter, die mich bestenfalls mit einem Schulterzucken abheften würden: „Na ja. War ja klar."

Ich lachte. Kurz, trocken, wie jemand, der einen schlechten Witz hört, aber den Versuch anerkennt. „Schöner Abgang wär das", murmelte ich. „Mitten in der Nacht, auf dem Klo, im falschen Licht." Der Púca lehnte den Kopf an meinen, als wollte er Zuneigung simulieren. Seine Augen funkelten. Er sah nicht so aus, als hätte er etwas dagegen.

Ich ging wieder raus, setzte mich noch mal an die Theke. Nicht aus Todessehnsucht, sondern aus Trägheit. Wohin sonst? Nach Hause? Um was zu tun? Im Dunkeln liegen und warten, ob das Herz sich beruhigt oder endgültig aussetzt? Hier gab es wenigstens Lärm, Alkohol und jemanden, der im schlimmsten Fall den Notarzt rufen würde – oder den Wirt.

Der Barkeeper stellte mir vorsichtig ein Wasser hin. „Aufs Haus", sagte er. Er sagte nicht: „Du siehst scheiße aus", aber es stand ihm im Gesicht. Ich trank das Wasser. Langsam. Schluck für Schluck. Der Kater kroch jetzt schon in meinen Schädel, noch bevor ich überhaupt aufgehört hatte zu trinken. Ein Vorab-Exemplar. Ein Demo. Eine Beta-Version des morgigen Schmerzes.

Der Púca setzte sich zurück auf meinen Hocker, so nah an mich, dass ich seine Präsenz spürte wie ein zweites Herz. Er lächelte. Auf seine Art war das hier für ihn ein Fest: ein Körper, der nicht mehr wegrennt, ein Kopf, der nicht mehr verhandelt, ein System, das Richtung Wand fährt, ohne auf die Bremse treten zu wollen. Kippen, Kater, keine Ausreden mehr. Genau das hatte ich unterschrieben.

Spät in der Nacht, als ich schließlich langsam die Straße runter Richtung Wohnung taumelte, war der Himmel klar. Der Regen hatte aufgehört, die Luft war kalt und trocken. Der Mond hing über den Häusern, rund und hell, wie ein Auge, das alles sieht und nichts sagt. Ich sah hinauf, blinzelte in sein Licht und hatte für einen Moment das Gefühl, er würde grinsen. Nicht freundlich, nicht gemein. Nur wissend.

In mir drin klopfte das Herz unregelmäßig, der Rauch kratzte in der Lunge, der Geschmack von Bier hing mir zwischen Zunge und Gaumen fest. Ich zog an der letzten Kippe, die ich noch hatte, und dachte: Wenn der Körper das hier noch lange mitmacht, ist er dümmer, als ich dachte. Und irgendwo neben mir, unsichtbar für alle anderen, lachte der Púca leise mit, als hätte ich gerade den besten Witz des Abends gemacht.

Die Nacht, in der der Mond dich auslacht

Die Nacht hatte diese Sorte Kälte, die nichts mit der Temperatur zu tun hat. Es war nicht wirklich kalt draußen, das Thermometer hätte wahrscheinlich irgendwas Langweiliges gesagt, irgendwas zwischen „Jacke reicht“ und „zieh dir halt was drüber“. Aber in mir drin war Frost. Kein schöner, glitzernder Schnee, sondern dieses graue Eis, das sich auf Pfützen legt und nur halb trägt. Du trittst drauf, und du weißt, es knackt. Die Stadt war halb leer, halb betrunken. Ich war beides.

Die Straßenlaternen warfen gelbe Flecken auf den Asphalt, der noch nass war vom Regen früher. Die Luft roch nach feuchtem Beton, Auspuff und altem Fett von Imbissen, die schon längst zu hatten. Ich torkelte nicht mal so sehr, ich ging nur zu weich, zu breit, wie jemand, der sich mit dem Boden geeinigt hat, dass sie sich gegenseitig in Ruhe lassen. Über mir hing der Mond, rund und hell, größer als sonst, als hätte er sich extra Mühe gegeben heute. Er sah aus wie ein Auge, das nicht blinzelt. Wenn du lange genug reinschaust, glaubst du irgendwann, es schaut zurück.

Der Púca lief neben mir her, barfuß auf dem nassen Asphalt, als wäre er aus dem gleichen Material. Sein Fell nahm kein Wasser an, jeder Tropfen, der ihn traf, ging einfach durch ihn durch und landete auf dem Boden. Die Ohren standen spitz nach oben, als hörten sie etwas, das ich nicht hören konnte. Er war hellwach, jede Sehne in ihm gespannt, als wäre diese Nacht sein Spielfeld. Ab und zu sprang er auf eine Parkuhr, eine Mülltonne, einen Briefkasten, hockte da oben, sah mich an, sprang wieder runter. Er war wie ein Kind mit zu viel Energie und einem Bosheitslevel, das man nicht mehr nett nennen konnte.

Ich hätte nach Hause gehen können. Einfach rechts ab, noch zwei Seitenstraßen, Treppen hoch, Tür zu, hinfallen. Mein Körper schrie danach: genug. Die Beine schwer, der Kopf dumpf, das Herz nicht einverstanden mit der Taktung. Aber irgendwas in mir wollte noch laufen. Nicht, weil es ein Ziel gab. Eher so wie ein alter Kühlschrank, der weiter brummt, obwohl keiner mehr was drin lagert.

Der Mond hing über den Dächern, und mit jedem Schritt hatte ich das Gefühl, er rückt näher. Früher mochte ich ihn. Ja, wirklich. Als ich jünger war und noch Vokabeln wie „Magie“ und „Schicksal“ ernst genommen habe, da bin ich nachts raus, hab mich irgendwo an den Rand der Stadt gesetzt, auf irgendeinen Hügel, irgendein Parkhausdach, und den Mond angeguckt, als könnte er mir was erklären. Er stand da oben, schön, unbeteiligt. Ich hab ihm meine Pläne erzählt. „Ich hör auf zu saufen“, „Ich zieh in ’ne andere Stadt“, „Ich mach mein Ding“, dieses ganze Programm. Er hat nie geantwortet. Heute auch nicht. Heute grinste er nur.

Ich blieb an einer Kreuzung stehen, einfach so. Kein Auto, nur eine Ampel, die sinnlos auf Rot schaltete, dann auf Grün, dann wieder zurück, als würde sie für Geister arbeiten. Ich steckte mir eine Kippe an, obwohl der Kopf schon schwamm. Der erste Zug schmeckte nach Batterie. Ich hielt sie trotzdem zwischen den Fingern, weil es irgendwas war, das man festhalten konnte. Der Púca hockte sich mitten auf den Zebrastreifen und blinzelte hoch zum Mond. Er legte den Kopf in den Nacken und begann zu kichern. Es war ein hohes, kratziges Lachen, das nicht in diese leere Straße passte.

„Was ist?“ fragte ich, obwohl ich wusste, dass er es genießt, wenn ich frage. Er deutete mit einer Kralle nach oben. Sein Schattenfinger zog eine dünne Linie durchs Licht. Der Mond schwebte da, groß und unverschämt hell. Und in dem Moment, in dem ich genauer hinsah,

hatte ich das Gefühl, er verändert sich. Nur minimal, nur so, dass man später sagen könnte, man hätte sich geirrt.

Da waren Falten, da, wo eigentlich keine sein sollten. Schatten, die nicht von Wolken kamen, sondern von irgendetwas, das in der Oberfläche lag. Zwei Vertiefungen, etwas zu weit auseinander für Sterne, ein breiter, heller Streifen dazwischen. Es sah aus wie ein Gesicht, aber nicht wie die süßen Kindermond-Gesichter aus Bilderbüchern. Das hier hatte etwas Spöttisches. Als würde da oben einer sitzen, der seit Jahrhunderten denselben Witz erzählt bekommt und immer noch so tut, als wäre er begeistert.

Ich lachte auf, kurz, hart. „Na los“, sagte ich in den Himmel. „Wenn du was zu sagen hast, dann sag’s. Oder guck woanders hin.“ Es sah bescheuert aus, ich wusste das. Ein halb besoffener Typ in einer leeren Seitenstraße, der eine Zigarette in der Hand hält und den Mond anpampt. Aber es war egal. Niemand war da, der urteilen konnte, außer einem Himmelskörper und einem Kobold, den sonst keiner sah.

Der Púca schnaubte und setzte sich neben meine Füße. Er sah erst mich an, dann den Mond, dann wieder mich. Dann formten sich seine Lippen zu einem breiten Grinsen, das zu viele Zähne zeigte. „Er lacht“, hörte ich in meinem Kopf. Es war seine Stimme, aber sie klang, als würde sie durch ein altes Radio kommen. „Über dich? Über alles. Über sich. Ist egal. Er lacht, weil er weiß, wie’s ausgeht.“

„Wie denn?“ fragte ich. Ich war nicht sicher, ob ich wirklich eine Antwort wollte, aber die Worte waren draußen. Der Mond stand still. Er brauchte keine Bewegung, um überheblich zu wirken. Der Púca nickte zur Seite, als würde er sagen: Komm mit. Er sprang voran, die Straße runter, und ich folgte ihm wie ein Hund ohne Leine. Vielleicht war ich das.

Wir landeten in einem dieser Spielplätze, die nachts aussehen, als wären sie aus einer anderen Welt. Tagsüber Kinder, Kreischen, Sand, bunte Eimer, besorgte Eltern. Jetzt nur Metall, Schatten, ein paar leere Dosen, Zigarettenstummel, eine Schaukel, die im Wind knarrte, obwohl es kaum Wind gab. Ich setzte mich auf eine Bank, die Rückenlehne kalt im Nacken, und der Mond hing direkt über dem Klettergerüst. Er war groß, viel zu groß, sein Licht ließ die Plastik-Rutschen aussehen wie Knochen.

Der Púca kletterte das Gerüst hoch, schneller als jedes Kind. Er hockte sich ganz oben hin, direkt unter die Scheibe aus Licht. Von dort aus sah er aus wie eine dunkle Warze im Himmel. Er streckte die Arme aus, als würde er das Licht auffangen. Es prallte an ihm ab, floss um ihn herum, als wäre er ein Loch in der Nacht. Er neigte den Kopf und lachte. Und ich hatte das Gefühl, der Mond lacht mit.

Es war kein lautes Lachen, kein Kinogelächter. Eher ein inneres Zucken, etwas, das sich über die Stadt legte. Die Fenster, die noch beleuchtet waren, wirkten kleiner, die Menschen darin noch mehr wie Ameisen. Die Autos auf der großen Straße in der Ferne wurden zu Spielzeug, das jemand hin- und herschiebt. Und ich war ein Punkt auf einer Bank in einem kleinen Park, mit einer Kippe in der Hand und einem Biest über mir, und über allem hing dieses weiße Auge, das sagte: „Seht euch an. Ihr rennt, ihr trinkt, ihr schreit, ihr fallt, ihr steht wieder auf. Und wofür? Für nichts. Und das ist der Witz.“

Ich zog den Rauch tief rein, bis es schmerzte. Der Kater von vorhin, dieser Vorab-Kater, meldete sich wieder. Ein Druck hinter den Augen, ein Pochen im Nacken, ein Ziehen in der Brust, als würde einer die Saiten nachspannen. Früher hätte ich mir in solchen Momenten

gesagt: Du musst was ändern. Du musst irgendwas retten. Heute saß ich da und dachte: Wenn der Mond über irgendwen lachen darf, dann über uns. Wir machen es ihm leicht.

Der Púca sprang von oben herunter, landete neben mir auf der Bank, ohne Geräusch. Er setzte sich so, dass unsere Schultern sich beinahe berührten. Sein Fell sah im Mondlicht anders aus, nicht mehr tiefschwarz, sondern mit einem silbrigen Rand, als hätte einer ihn mit kalter Kreide nachgezogen. Er lächelte, aber nicht mehr so spöttisch wie sonst. Eher vertraut, wie jemand, der dir sagt: „Siehst du, war doch klar."

„Du bist nicht wütend", stellte er fest. Oder ich hörte es nur als Feststellung in meinem Kopf. „Worauf denn?" fragte ich. „Auf den Mond? Auf mich? Auf dich?" „Auf irgendwas", sagte er. „Früher warst du das. Auf die Welt, auf die Leute, auf dich. Jetzt nicht mehr. Du lässt es einfach laufen." Ich zuckte die Schultern. „Hab unterschrieben", murmelte ich. „Ich hab doch offiziell für die Wut gekündigt."

Der Mond stand über uns, und ich schwor, ich sah ihn wirklich grinsen. Nicht so, dass man es hätte fotografieren können. Nur so, dass man nachts auf einer Parkbank sitzt, eine Zigarette im Mund, ein Biest im Nacken und weiß: Da oben ist jemand, der dein Theater lange genug gesehen hat, um es nicht mehr ernst zu nehmen. Und das Schlimme – oder Befreiende – war: Ich nahm es selbst nicht mehr ernst. Nicht den Kater, nicht das Zittern, nicht die Zukunft, die sich schon seit Jahren nicht blicken ließ. Es war alles nur eine lange, schlecht beleuchtete Szene, und der Mond hatte den besten Platz im Publikum.

Ich weiß nicht, wie lange ich auf dieser Bank saß. Die Zeit dehnt sich in solchen Nächten wie Kaugummi, zäh und geschmacklos. Ich rauchte eine Zigarette nach der anderen, ohne richtig mitzubekommen, wann ich die nächste anzündete. Irgendwann war die Schachtel leer, und ich hielt trotzdem noch eine unsichtbare Kippe zwischen den Fingern, reine Gewohnheit. Der Púca war mal neben mir, mal über mir, mal irgendwo am Rand des Spielplatzes, wo die Schatten tiefer waren. Es war, als würde er die Grenzen der Nacht ablaufen, um zu prüfen, ob alles da ist, was er braucht.

Der Mond war inzwischen höher gewandert, aber immer noch zu hell für diese Gegend. Er ließ die Graffiti an der Mauer aussehen wie schlechte Entscheidungen, die jemand mit Farbe auf Beton gebrannt hat. Ein paar der Sprüche kannte ich seit Jahren: „NO FUTURE", „FUCK ALL", „LIEBE IST KRIEG". Früher habe ich darüber gelächelt, müde, so nach dem Motto: Teenager halt. Heute sah ich sie an und dachte: Mehr Zusammenfassung brauchst du nicht.

„Du hast ihm mal was versprochen", sagte die Stimme in meinem Kopf plötzlich. Ich wusste nicht, ob sie vom Púca kam oder von irgendwo anders. „Wem?" fragte ich. „Dem da oben." Der Púca lag jetzt auf dem Rücken im Sand, die Arme ausgebreitet, die Beine angewinkelt. Er sah aus wie ein Kind, das einen Schneeengel macht, nur dass der Abdruck, den er hinterließ, ein dunkler Fleck war, kein heller. Er wackelte mit den Zehen und sah in den Himmel. „Du hast dem Mond erzählt, wer du sein willst", sagte er. „Ganz früher. Weißt du noch?"

Ich erinnerte mich. Nicht an konkrete Sätze, aber an die Haltung. Das war in diesen Nächten, in denen du jung bist, halb besoffen, halb größenwahnsinnig, und irgendwo sitzt, vielleicht an einem Fluss, auf einem Dach, und denkst: Ich werde es anders machen. Ich werde nicht so enden wie die. Ich werde meine Träume nicht in Kneipen ertränken. Ich werde kein Lagerjob-Karton-Schieber, kein gescheiterter Irgendwas. Du ziehst an deiner Kippe, trinkst billigen Wodka aus der Flasche, spürst, wie der Wind dir durch die Klamotten fährt, und erzählst dem Mond deine Pläne, weil du niemand anderen hast, der zuhört, ohne zu lachen.

„Er lacht jetzt“, sagte der Púca, halb fröhlich, halb sachlich. „Nicht, weil du gelogen hast. Du hast es ja geglaubt damals. Er lacht, weil er das schon so oft gehört hat. Und weil das Ende fast immer gleich ist.“ Ich sah wieder nach oben. Der Mond schien näher gerückt zu sein, oder meine Pupillen hatten sich einfach zu weit geöffnet. In seinem Licht lagen all diese kleinen Bühnen der Stadt: Balkone, Dächer, einsame Bushaltestellen, Hinterhöfe. Wie viele Leute haben da schon nach oben geguckt und geschworen, sie würden es anders machen. Und wie viele sitzen jetzt in Bars, in Küchen, in Lagern, in irgendwelchen Billigwohnungen, mit Kater und Kippen, und überlegen, wann genau der Schnitt kam, an dem alles in den Eimer gefallen ist.

„Und du?“ fragte ich den Púca. „Worüber lachst du?“ Er rollte sich auf den Bauch, stemmte sich hoch und setzte sich wieder neben mich. Sein Fell sah im Licht fast blau aus, wie die Schatten unter den Augen von Leuten, die zu wenig schlafen. „Ich lache, wenn Leute glauben, sie hätten die Kontrolle“, sagte er. „Wenn sie denken, sie könnten Deals machen, bei denen sie gewinnen. Ich lache, wenn sie hoffen, sie seien die Ausnahme. Du warst auch mal so. Du glaubst es nur nicht mehr.“ Ich nickte. „Mag sein“, murmelte ich. „Aber du hast ja gut mitgefressen.“

Er grinste breiter. „Natürlich“, sagte er. „Ich bin nicht hier, um dir zu helfen. Ich bin hier, um satt zu werden. Aber ich mag dich. Du bist ehrlich, seit wir den Papierkram erledigt haben. Andere strampeln länger.“ Er klopfte mir mit einer Kralle gegen die Brust. Es war kein harter Schlag, eher ein Takt. Das Herz reagierte mit einem Stolperer, dann fing es sich wieder. „Das da drin“, sagte er, „das weiß jetzt, dass keine Überraschungen mehr kommen.“

Der Gedanke war so traurig, dass er schon wieder beruhigend war. Keine Überraschungen mehr. Kein Lottogewinn, kein Deus ex Machina, keine magische Rettung. Aber auch keine plötzliche Verpflichtung, irgendwem gerecht zu werden. Es war alles, wie es war: Ich, diese Stadt, diese Bar, dieser Job, dieser Körper, der langsam protestiert. Und der Mond, der sich das Ganze von oben ansieht und lacht, weil er weiß, dass es keine Pointe gibt, die er noch nicht gehört hat.

Ich stand auf, die Beine steif vom Sitzen. Der Kater gab mir einen kurzen Stich in den Hinterkopf, als Strafe fürs Aufstehen. Ich wankte zum Klettergerüst, legte eine Hand an das kalte Metall. Es war klamm und rau, Griffspuren von Kinderhänden, Graffiti-Schmierer, Regen. Ich dachte daran, wie ich früher auf sowas draufgeklettert bin, ohne nachzudenken, ohne Balanceprobleme, ohne, dass das Herz beim dritten Sprossenversuch meldet: Wir reden da noch mal drüber. Jetzt hätte ich mir wahrscheinlich beim zweiten Versuch das Kreuz verrissen.

Der Púca sprang vor mir auf die Schräge der Rutsche, rutschte langsam runter, als würde er den Weg markieren. Unten angekommen, blieb er stehen und sah zu mir hoch. „Du willst wissen, ob du noch was verpasst“, sagte er. „Ob da draußen, irgendwo, noch eine Version von dir rumläuft, die es geschafft hat.“ Der Gedanke war mir tatsächlich gerade durch den Kopf geschossen. Vielleicht war da irgendwo ein Typ, der mal ich hätte sein können, bloß mit weniger Bier, mehr Mut, irgendeinem verdammten Plan.

„Es gibt keine anderen Versionen“, sagte der Púca, als würde er meine Gedanken aus dem Regal nehmen. „Es gibt nur dich. Hier. Jetzt. Dieser Körper, diese Lunge, diese verbrannte Leber, diese müde Birne. Alles andere sind Geschichten, die du dir erzählt hast, um nicht hinsehen zu müssen. Du bist der, der du geworden bist. Und der Mond lacht, weil er weiß, dass du das irgendwann kapieren musstest.“

„Und warum lachst du nicht mehr?“ fragte ich. Es stimmte: Sein Grinsen war da, aber das laute, irre Lachen von vorhin war weg. Er sah plötzlich ernster aus, fast zärtlich, wenn man das Wort in den Mund nehmen will für ein Biest mit Kaninchenohren. „Weil es jetzt langweilig wird“, sagte er. „Die Show mit dem Aufbäumen ist vorbei. Du hast unterschrieben. Der Rest ist Routine. Ich mag Routine. Aber zum Lachen ist sie nicht.“

In diesem Moment jaulten irgendwo in der Ferne Sirenen. Nicht direkt hier, weiter weg, aber das Heulen kroch über die Dächer wie ein Tier auf Futtersuche. Blaulicht blitzte schwach zwischen den Häusern. Ein Krankenwagen, ein Polizeiwagen, irgendwer, der heute seine persönliche Nacht hatte, in der nicht der Mond lacht, sondern die Geräte. Ich sah dorthin, dann wieder zum Mond. Der war unbeeindruckt. Für ihn war das nur ein weiterer Punkt im Muster.

Ich setzte mich wieder auf die Bank, schwer, als hätte ich gerade einen Berg bestiegen. Einmal hätte ich fast angefangen zu weinen. Nicht richtig, nicht mit Schluchzen, nur dieses Brennen hinter den Augen, das sagt: Da wäre was, wenn du noch die Energie hättest. Aber es kam nichts. Kein Tropfen. Der Kater hatte das Wasser schon anders verplant. Der Púca legte den Kopf kurz gegen meine Schulter, eine Geste, die man bei einem Menschen „tröstend“ genannt hätte. Bei ihm wusste ich nicht, ob er tröstet oder nur hört, wie der Knochen klingt.

„Ich war mal verliebt“, sagte ich plötzlich. Die Worte kamen von weit her. „Ganz früher. Wir haben nachts auf einer Wiese gelegen, die Sterne gezählt, uns den Hals verrenkt. Ich hab ihr erzählt, was ich alles nicht werden will. Und sie hat gelacht. Und der Mond war Zeuge.“ Der Púca hob eine Augenbraue. „Und?“ fragte er. „Und jetzt liegt sie wahrscheinlich irgendwo anders“, sagte ich. „Vielleicht glücklich, vielleicht genauso im Eimer. Der Mond lacht über sie auch. Und über mich. Und über dich. Das mögen wir gemeinsam haben.“

Der Púca nickte bedächtig. „Er lacht, weil ihr alle glaubt, ihr wärt wichtig“, sagte er. „Dabei seid ihr nur kleine Lichter, die kurz aufflackern und dann ausgehen. Ich mag das Aufflackern. Er mag das Ausgehen.“ Er grinste wieder. „Und du hängst dazwischen. Perfekte Position für jemanden wie mich.“

Ich lehnte den Kopf nach hinten, bis der Nacken knirschte, und sah dem Mond direkt in die Fresse. „Na dann lach“, sagte ich. „Lach dir die Krater aus dem Leib. Ich trink mein Bier, du schreibst deine Chronik. Wir kommen schon klar.“ Und zum ersten Mal seit langer Zeit hatte ich das Gefühl, dass ich nicht mehr gegen irgendwas Unsichtbares diskutierte. Dass ich einfach nur festgestellt hatte. Da oben der Mond, der alles sieht und nichts tut. Daneben ein Biest, das von der Leere lebt. Und hier unten ich, mit einem Körper, der langsam müde wird, und einer Kehle, die trotzdem nach dem nächsten Schluck schreit.

Irgendwann stand ich auf, weil man nicht ewig sitzen kann, ohne dass der Körper anfängt zu rosten. Der Sand unter der Bank war feucht, die Schuhe schwer. Die Stadt war leiser geworden, das Sirenengeheul war verstummt oder weitergezogen. Der Mond war ein Stück gewandert, aber immer noch oben, immer noch dieses kalte Auge. Er hatte Zeit. Ich nicht. Zumindest nicht auf die Art, wie man sich Zeit vorstellt, wenn man zwanzig ist.

Der Weg zurück zur Wohnung führte durch ein paar Straßen, in denen die Laternen zu weit auseinander standen. Da lagen die Schatten wie Stoffbahnen auf dem Gehweg. Der Púca lief jetzt dicht neben mir, manchmal so nah, dass ich glaubte, seine Schulter zu spüren. Er war ruhiger geworden, weniger hüpfend, mehr gleitend. Ab und zu sah er nach oben, als würde er

sich mit dem Mond über mich austauschen. Vielleicht taten sie das. Vielleicht war ich nur das Thema eines Gesprächs, das zwei Wesen führten, die keine Rechnungen bezahlen müssen.

Vor einem Kiosk, der schon zu hatte, blieb ich stehen. Die Metallrollos spiegelten den Mond als verzogene, glänzende Scheibe. Ich sah mein Gesicht darin, doppelt, dreifach, verschmiert. Augenringe wie Schatten, Mund ein Strich, Haut fahl. Neben mir, im Blech, war der Umriss des Púca zu sehen, deutlicher als in jedem normalen Spiegel. Sein Körper war eine dunkle, zottelige Silhouette, die Ohren ragten wie Hörner nach oben, und dort, wo seine Augen waren, glänzten zwei kleine, helle Punkte. Und da, ganz oben in der Rundung der verzerrten Scheibe, war der Mond – als helle Delle im Metall.

„Dreifachbelichtung", murmelte ich. „Der Versager, sein Haustier und der Zuschauer." Der Púca grinste und drückte seine Nase gegen das Rollo. Kein Abdruck. Er war kein Körper im herkömmlichen Sinn. Eher eine Entscheidung mit Zähnen.

Beim nächsten Block zog es mir plötzlich den Boden weg. Kein großes Drama, einfach ein kurzer Schwächeanfall. Das Herz machte dieses Ding, das es neuerdings gern machte: Es stolperte, ließ einen Schlag aus, holte mit zweien nach, verlor den Takt. Die Knie wurden weich, die Luft wurde knapp. Ich blieb stehen, lehnte mich an eine Hauswand. Der Putz war kalt, bröselig unter den Fingern. Der Kater von morgen schob sich schon mal durch den Türspalt und sah sich um.

Ich atmete flach, hörte mein eigenes Pfeifen. Früher hätte ich in so einem Moment Panik bekommen. Diese plötzliche, nackte Angst: Das war's. Herzinfarkt. Schlaganfall. Ende der Vorstellung. Heute stand ich da und dachte: Könnte sein. Könnte auch noch nicht. Schauen wir mal. Der Púca stellte sich vor mich, so nah, dass sein Gesicht direkt vor meinem war. Seine Augen waren groß, die Pupillen schmal, als hätten sie sich auf etwas fokussiert, das ich nicht sah.

„Wenn du jetzt umkippst", schien er zu sagen, ohne den Mund zu bewegen, „dann ist das die Konsequenz. Kein Drama. Nur Bilanz." Ich spürte einen leichten Zorn in mir aufsteigen, nicht stark, aber genug, um meine Stimme wiederzufinden. „Du willst doch gar nicht, dass ich jetzt draufgehe", sagte ich. „Du hast noch Hunger." Er grinste breiter, und ich hatte zum ersten Mal das Gefühl, ihn getroffen zu haben. „Stimmt", hörte ich. „Du bist zäh. Und langweilig. Aber ich bin noch nicht fertig mit dir."

Der Mond hing zwischen den Häusern wie eine Münze, die einer in den Himmel geworfen hat und die sich weigert, wieder runterzukommen. Ich starrte ihn an, während ich mich langsam wieder von der Wand löste. Die Luft kam zurück, das Herz beruhigte sich ein bisschen, der Schweiß trocknete kalt auf meinem Rücken. Es war einer dieser Momente, in denen man sich danach sagt: „Das war knapp." Nur dass ich mir nicht mal mehr die Mühe machte. Auf knapp oder nicht kam es nicht an. Es gab keinen Plan, bei dem ich heil rausgehen sollte.

Eine alte Frau mit Einkaufstrolley kam an mir vorbei, zog den Wagen hinter sich her, als würde sie eine Leiche über den Boden schleifen. Sie war klein, krumm, das Gesicht voller Furchen. Ihre Augen streiften mich, dann glitten sie weiter. Sie sah den Púca nicht, sie sah nur einen Mann, der zu spät nach Hause ging, zu bleich, zu müde. Vielleicht dachte sie: Der macht's nicht mehr lange. Vielleicht dachte sie gar nichts. Auch sie hatte ihren eigenen Púca, vielleicht in anderer Form: Krankheit, Einsamkeit, Erinnerungen. Der Mond lachte über sie genauso wie über mich.

Als ich endlich vor meiner Haustür stand, brannte die Lunge, als hätte ich einen Berg bestiegen. Dabei waren es nur ein paar Straßenzüge gewesen. Ich fummelte mit dem Schlüssel, traf das Schloss beim dritten Versuch. Meine Hände zitterten nicht mehr vor Nervosität, sondern einfach vor Erschöpfung. Der Púca glitt durch die Tür, ohne sie zu berühren, als wäre er Rauch. Ich stapfte hinterher, die Treppen hoch, jeder Schritt ein kurzer Dialog mit Schmerz und Schwerkraft.

In der Wohnung war es still. Kein Summen vom Kühlschrank – der hatte beschlossen, nur noch gelegentlich zu arbeiten –, kein Radio, kein Fernseher. Nur das Rauschen meines Blutes in den Ohren. Ich ließ mich auf das Sofa fallen, Schuhe noch an, Jacke noch zu. Der Púca setzte sich auf die Lehne, direkt neben meinen Kopf. Er sah mich an, und ich hatte das Gefühl, dass auch der Mond mich noch sah, obwohl ich ihn durch die Decke nicht mehr sehen konnte. Sein Licht drang durch die dünnen Vorhänge, legte einen blassen Fleck auf den Boden, auf dem Staub und Asche tanzten.

„Hast du Angst?“ fragte irgendwas in mir. Vielleicht ich selbst, vielleicht der Rest Gewissen, der sich noch nicht verabschiedet hatte. Ich wartete auf eine Antwort, die mit „ja“ anfängt. Sie kam nicht. Stattdessen dachte ich: Ich habe keine Kraft mehr für Angst. Angst macht nur Sinn, wenn du glaubst, dass du noch irgendwas retten kannst. Ich war über diese Phase hinaus.

Der Púca legte seine Hand auf meine Brust, genau da, wo das Herz schlägt. Es war kein Druck, eher ein Zeichen: Ich bin hier. Seine Finger streckten sich, die Krallen ruhten auf meinem Shirt, und ich spürte die Kühle durch den Stoff. Das Herz reagierte, ein wenig schneller, ein wenig unruhig, wie ein Tier, das merkt, dass jemand seine Käfigtür anfasst. Ich atmete tief ein, so tief es ging, ohne dass es stach. Die Lunge füllte sich mit Luft, die nach Rauch roch, nach altem Zimmer, nach fehlender Zukunft.

„Soll er lachen“, dachte ich. „Der da oben kann lachen, solange er will.“ Ich schloss die Augen. Hinter den Lidern war der Mond trotzdem da, als heller Fleck. Der Púca war näher gerückt, ich spürte seine Stirn an meiner. Vielleicht tat er so, als würde er mich trösten. Vielleicht wollte er nur hören, wie ruhig es da drinnen geworden war, nachdem er gefressen hatte, was es zu fressen gab.

Die Nacht lag über der Stadt wie eine schwere Decke, und irgendwo darüber hing dieser riesige Klumpen aus Stein und Staub und Geschichte, der seit Millionen Jahren dasselbe Programm fährt: Er steht auf, er geht unter, er guckt zu. Und in irgendeiner kleinen Ecke dieser Show lag ich auf einem zerschlissenen Sofa, ein Biest über mir, ein Vertrag in mir, das Herz nicht einverstanden, aber nicht in der Position, was zu sagen. Und ich wusste: Das ist die Nacht, in der der Mond mich auslacht. Und das Einzige, was ich ihm entgegensetzen konnte, war ein müdes Grinsen, das niemand sah.

Bevor ich wegdriftete, dachte ich noch: Wenn ich morgen wieder aufwache, wird alles genauso sein. Kippen, Kater, keine Ausreden mehr. Und der Mond wird sich den Bauch halten vor Lachen, weil er weiß, dass ich trotzdem weitermache. Nicht aus Mut. Nur aus Trägheit. Und der Púca, dieser verdammte Mitbewohner, wird wieder neben mir sitzen und lächeln, als hätte er auf genau diese Art von Endlosschleife gewartet.

Glück auf Raten, bezahlt in Blut

Als ich das erste Mal Blut gespuckt habe, war ich fast erleichtert. Nicht, weil ich besonders masochistisch wäre, sondern weil der Körper endlich mal mit klaren Worten redete. Jahrelang hatte er nur angedeutet, geschubst, gedrückt, gejault: hier ein Stechen, da ein Ziehen, Herz stolpert, Lunge rasselt. Alles noch im Bereich „vielleicht wird's wieder, wenn du dich zusammenreißt". Aber als ich morgens über dem Waschbecken hing, hustete und diese dunkle, rostige Spur im Wasser sah, wusste ich: Das ist kein vielleicht mehr. Das ist eine Rechnung.

Das Bad war klein, der Spiegel beschlagen vom heißen Wasser, mit dem ich versucht hatte, den Kopf wachzukriegen. Der Púca saß auf dem Spülkasten, die Beine angewinkelt, das Kinn auf den Knien, und beobachtete mich wie ein Kind, das einer Doku über Schlachthöfe zuguckt. Neugierig, nicht erschrocken. Ich hielt mich am Rand des Waschbeckens fest, die Fingerknöchel weiß. Die Lunge brannte vom Husten. Im Wasser mischte sich Zahnpastaschaum mit diesem dünnen, roten Faden, der sich langsam verteilte, bis alles nur noch schmutzig rosa war.

Früher hätte ich Panik gekriegt. Arzt. Krankenhaus. Lunge. Krebs. Tbc. Irgend so ein Wort, das man aus Filmen kennt, aber nie für sich selbst reservieren wollte. Ich hätte mir geschworen, „heute ist Schluss", hätte Zigaretten in den Müll geworfen, Flaschen ausgekippt, Google mit Symptomen gefüttert, bis der Bildschirm nur noch „Sterben" zurückgibt. Stattdessen spülte ich. Einfach so. Wasser an, kurz gewartet, bis alles im Abfluss verschwunden war. Weg mit der Farbe. Weg mit dem Beweis. Nur das Brennen blieb.

Der Púca klatschte leise, zwei, drei Mal, als hätte ich eine Nummer beendet. „Da ist es", sagte er in meinem Kopf. „Die erste richtige Rate." Ich sah ihn im Spiegel an. Seine Augen glänzten heller als sonst, fast erfreut. „Wovon?" knurrte ich. Meine Stimme war rau, meine Kehle trocken. „Von allem", sagte er. „Vom Kredit, den du dir seit Jahren bei dir selbst genommen hast. Glück auf Raten. Jetzt kassiert einer."

Ich musste lachen, obwohl mir nicht danach war. „Welches Glück denn?" fragte ich. „Ich hab doch gar keins mehr." Der Púca legte den Kopf schief. „Du hast oft genug auf Pump gelebt", meinte er. „Immer wieder kleine Momente, in denen du so getan hast, als wäre alles halb so wild. Feierabendbier, das sich angefühlt hat wie ein Sieg. Ein Fünferfund auf der Straße. Eine Frau, die dich länger angesehen hat, als du verdient hast. Kleines Glück. Aufgeschoben bezahlt. Die Zinsen holt sich der Körper. In Raten."

Ich spuckte noch einmal aus, nur sicherheitshalber. Diesmal war nichts Rotes zu sehen. Nur Speichel, ein bisschen Schleim, Reste von Zahnpasta. Trotzdem war die Lunge schwer, als hätte ich eine alte Zeitung eingeatmet. Ich stützte mich ab, senkte den Kopf. Der Kater vom Vorabend war da, klar, aber er fühlte sich anders an. Weniger wie „Du hast zu viel getrunken", mehr wie „Du hast zu lange gelebt, als wärst du unkaputtbar."

Ich dachte an Ratenzahlungen. Diese kleinen Beträge, die man so locker übersieht, bis sie einem alles wegfressen. Handyvertrag, Fitnessstudio, Streaming, irgendsoein Online-Quatsch, den man „nur mal testen" wollte. Alles monatlich, alles machbar, bis es nicht mehr machbar ist. Ich hatte nie viel davon, weil ich selten was auf Raten gekauft hatte. Kein Fernseher, keine Küche, kein Sofa auf 36 Monate. Ich dachte immer, das seien die Dummen, die sich sowas

ans Bein binden. Jetzt begriff ich, dass ich mir etwas viel Teureres auf Raten geholt hatte: das Gefühl, dass es „schon noch irgendwie“ gut geht.

Der Púca sprang vom Spülkasten, landete lautlos neben mir. Sein Spiegelbild wäre fast überzeugender gewesen als meins. Er wirkte scharf konturiert, jede Haarlinie sauber. Ich sah aus wie eine Skizze. Er legte eine Kralle an meine Seite, dorthin, wo die Rippen anfangen. „Hier sitzt ein Teil der Schuld“, murmelte er, mehr zu sich selbst. „Hier die andere.“ Seine Hand wanderte hoch zum Brustbein, tippte auf die Stelle, hinter der das Herz pumpte. „Hier bezahlen sie am liebsten. Da merkt man es.“

„Wer sind ‚sie‘?“ fragte ich. Ich wusste, dass ich es nicht wissen wollte, aber Fragen stellen war Reflex. „Die, die das System gebaut haben“, sagte er. „Der Zufall, die Zeit, dein eigener Körper. Nenn es, wie du willst. Am Ende ist es egal. Es gibt kein Kundencenter. Nur Mahnungen.“ Er grinste. „In Blut gedruckt, sehr zuverlässig.“

Ich drehte das Wasser ab, wischte mir mit dem Unterarm über den Mund. Das Handtuch neben dem Waschbecken war nicht sauber, aber ich benutzte es trotzdem. „Soll ich jetzt zum Arzt rennen?“ fragte ich. „Damit er mich mit Zetteln vollschreibt, die ich nicht bezahlen kann?“ Der Púca zuckte mit den Schultern. „Du kannst hingehen“, sagte er. „Du kannst dich durchleuchten lassen, dich terminieren lassen, dich in Wartezimmer setzen, Wochenlang. Vielleicht sagt dir einer, was du hast. Vielleicht schickt er dich nach Hause mit dem Tipp, aufzuhören mit allem, was dein Leben erträglich macht.“

Ich sah ihn an. „Du willst, dass ich es lasse“, stellte ich fest. „Ich will gar nichts“, sagte er. „Ich fresse nur, was du mir hinlegst. Wenn du Hoffnung auf Heilung hinwirfst, nehme ich das auch. Aber seien wir ehrlich: Du bist nicht der Typ für Behandlung. Du bist der Typ für langsames Auslaufen.“

Da war sie wieder, diese seltsame Ruhe. Kein Impuls, sofort irgendwas zu retten. Keine Heroenfantasie vom „Letzten Moment, in dem er alles umkrempelt“. Nur die nüchterne Feststellung: Da ist Blut, da ist Schmerz, da ist ein Körper, der einen Brief schreibt. Und ich bin der, der ihn liest und in der Küche auf den Stapel legt, zu Rechnungen und Mahnungen. Nicht aus Bosheit. Aus Gewohnheit.

Ich ging in die Küche, setzte Kaffee auf, steckte mir eine Zigarette an, obwohl mein Hals rebellierte. Der erste Zug fühlte sich an, als würde ich über Schleifpapier atmen. Die Lunge brannte zweimal so stark wie sonst. Ich hustete tief, und der Púca lächelte zufrieden. „Glück auf Raten“, murmelte ich. „Bezahlt in Blut. Gutes Geschäftsmodell.“

„Es läuft schon seit Jahren“, sagte er. „Du merkst es nur jetzt.“

Geld war knapp, Blut hatte ich noch. Diese simple Rechnung tauchte nicht als klarer Satz in meinem Kopf auf, eher als schleichende Idee. Sie begann mit einem Aushang an einer Litfaßsäule, den ich im Vorbeigehen sah: „Plasmaspender gesucht! Aufwandsentschädigung sofort in bar.“ Ein lächelndes Model auf dem Plakat, gesund, fit, Zähne wie frisch poliert. Neben ihm die Summe, die man pro Spende kriegt. Kein Vermögen, aber genug für ein paar Tage Bar, Kippen, vielleicht sogar die Stromrechnung, die jetzt irgendwo oben auf dem Mahnungsstapel lag und ihren eigenen Countdown runterzählte.

Ich blieb einen Schritt zu lange stehen. Der Púca saß oben auf der Säule, die Beine über den Rand geschlagen, und grinste runter. „Da“, sagte er. „Blut gegen Geld. Ein ehrlicher Deal.

Die mögen wir.“ „Klingt nach Prostitution mit Blutgruppe“, murmelte ich. Er zuckte nur mit den Schultern. „Du gibst, was du eh zu viel hast“, meinte er. „Sie geben dir, was du nie genug hast. Beide Seiten wissen, dass sie dabei verlieren. Das macht es fair.“

Ich hatte nie darüber nachgedacht, mein Blut zu verkaufen. Früher hielt ich mich für zu stolz. Dann für zu desolat. Aber jetzt, mit Blut im Waschbecken und Rechnungen auf dem Tisch, war der Gedanke plötzlich erstaunlich nüchtern: Warum nicht? Der Körper will sowieso raus mit dem Zeug, soll er wenigstens vorher noch ein bisschen Geld draus machen. Und wenn er dabei meckert – na ja, er hat eh die Schnauze voll.

Die Adresse war nur ein paar Straßen weiter, ein modernes Gebäude, das aussah wie alles andere, was in den letzten zehn Jahren aus dem Boden gestampft worden war: Glasfront, graue Platten, ein Eingang, der so sauber war, dass er mir misstrauisch vorkam. Innen roch es nach Desinfektionsmittel und einem Hauch von kaltem Kaffee. Die Leute an der Rezeption trugen Lächeln, die schon zu oft geübt worden waren. „Zum ersten Mal?“ fragte mich die Frau hinterm Tresen. Ich nickte.

Es gab Formulare. Natürlich gab es Formulare. „Hatten Sie in den letzten Monaten…? Nehmen Sie regelmäßig…? Trinken Sie…?“ Ich kreuzte irgendwas an, was halbwegs harmlos aussah. Ich log nicht mal richtig. Ich ließ nur vieles weg. Der Púca hockte auf dem Automaten mit den Wartenummern und zog mir eine, bevor ich den Knopf drückte. „Du hast Blut, die haben Geld“, sagte er. „Keiner fragt nach den Details.“

Im Wartebereich saßen eine Handvoll Leute, die alle aussahen, als hätten sie ihre eigenen Geschichten. Studenten, die zu viel Miete und zu wenig Bafög hatten, ein Typ mit Arbeitshose und Händen, die definitiv nicht nur Papier anfassen, eine blasse Frau mittleren Alters, deren Blick irgendwo hinter der Wand hing. Niemand redete viel. Es war eine ruhige Verzweiflung in diesem Raum, eine, die keine Lust auf Gespräche hatte.

Als meine Nummer aufleuchtete, ging ich in einen der Räume, in denen die Farbe so freundlich war, dass man wusste, sie ist absichtlich ausgesucht worden. Eine Krankenschwester in zu sauberer Kleidung, mit müdem Blick, der schon alles gesehen hatte, nahm meine Werte, fragte das Übliche, ließ mich auf einer Liege Platz nehmen. Sie tastete den Arm ab, suchte eine Stelle, an der die Ader anständig rauskommt. „Trinken Sie genug?“, fragte sie. Ich grinste. „Kommt drauf an, was Sie unter ‚genug‘ verstehen.“

Der Púca saß in der Ecke auf einem Rollhocker, drehte sich langsam im Kreis. Er sah der Schwester auf die Finger, als würde er lernen wollen, wo man Menschen am besten ansticht, ohne dass sie gleich umfallen. „Sie sind ein bisschen blass“, sagte die Frau. „Schon lange müde?“ Ich nickte. „Seit ein paar Jahren“, antwortete ich. Sie lächelte kurz, aber es kam nicht bis zu den Augen. „Kennen wir“, sagte sie.

Die Nadel war kalt, als sie in die Haut drang. Dieses kurze Pieksen, dann der Druck, dieses komische Gefühl, wenn etwas aus dir rausläuft, das eigentlich drinbleiben sollte. Im Plastikschlauch erschien eine dunkle, dicke Linie. Mein Blut sah nicht so aus, wie in Filmen. Es war kein leuchtendes Rot. Eher ein dunkler, schwerer Strom, fast bräunlich. Der Púca beugte sich vor, die Augen groß. Er schien jeden Tropfen zu zählen.

„Wenn Ihnen schwindelig wird, sagen Sie Bescheid“, meinte die Schwester. Ich nickte, legte den Kopf nach hinten. Die Decke war weiß, mit diesen kleinen Löchern, als hätte jemand sie durchlöchert, um dem Himmel zuzuwinken. Ich spürte, wie es in mir leichter wurde, nicht nur

im Arm. Ein Teil der Schwere wich. Nicht angenehm, eher wie das Gefühl, wenn man merkt, dass man gerade sein eigenes Öl ablässt. Draußen irgendwo bekam ich ein paar Scheine dafür.

Der Púca krabbelte näher, setzte sich auf die Lehne der Liege. Er legte seine Hand knapp neben meinen Oberarm, dort, wo der Schlauch in die Vene ging. Er fasste mich nicht an, aber ich spürte ihn trotzdem. „Du zahlst doppelt", sagte er. „Mit Blut und mit der Idee, dass dein Körper dir noch was schuldet." „Tut er das nicht?" fragte ich, der Mund trocken. „Tut er irgendwann auf", murmelte er. „So wie jeden Kredit. Nur ohne Beratungsgespräch."

Ich musste an all die Kleinkredite denken, die ich nie genommen hatte, und an die, die ich ständig nahm, ohne es zu merken. „Noch ein Abend, dann hör ich auf." „Noch eine Schachtel, dann Schluss." „Noch ein Monat in dem Job, dann such ich was anderes." Alles auf Raten. Glücksversprechen mit schweigendem Kleingedruckten. Jetzt lag ich da, während mein Blut in eine Tüte floss, die sanft hin- und herschaukelte, als würde sie mich verspotten. „Sie können den Blick ruhig abwenden", sagte die Schwester. „Viele ertragen das nicht." Ich sah sie an. „Ich hab schlimmeres gesehen", sagte ich. „In Spiegeln."

Nach der Spende gab es Saft und einen Keks. Als wäre man im Kindergarten, nur dass hier niemand so tat, als wäre das gesund. Der Púca schnappte sich imaginär auch einen Keks, verscheuchte eine Fliege, die gar nicht da war, und kicherte. „Wie fühlst du dich?" fragte er. Leicht, schwindelig, ein bisschen hohl. Als hätte man mir nicht nur Blut, sondern ein paar Gedanken abgezapft. „Wie ein Pfandflaschenautomat nach Feierabend", murmelte ich. „Leer, aber irgendwie bereit für die nächste Fuhre."

Am Tresen zahlten sie in bar. Scheine, nicht viele, aber genug, dass sie in meiner Tasche unangenehm auffielen. Der Mann, der sie mir gab, hatte denselben professionellen Blick wie alle hier: Nicht zu interessiert, nicht ganz abwesend. „Danke, dass Sie helfen", sagte er. Ich wollte lachen. Ich half niemandem, außer dem Konto, das später den Alkohol abrechnet. „Immer gern", sagte ich trotzdem.

Draußen vor der Tür war die Luft klarer als in der Bar, aber weniger ehrlich. Ich ging ein paar Schritte, spürte, wie mein Kreislauf schwankte, als hätte er vergessen, dass jetzt weniger Druck im System ist. Der Púca lief neben mir her, den Kopf leicht zur Seite geneigt. „Glück auf Raten, bezahlt in Blut", sagte er. „Du hast gerade ein paar Tage davon gekauft." „Was genau?" fragte ich. „Bier, Zigaretten, warmes Licht in einer Bar", sagte er. „Und ein paar Stunden, in denen du so tun kannst, als wären Mahnungen nur Papier. Ein Schnäppchen, oder?"

Ich sah auf meine Hände. Die Haut war dünn, die Adern sichtbar, die Einstichstelle brannte leicht. „Und was zahl ich langfristig?" fragte ich. Der Púca grinste. „Langfristig", sagte er, „bist du eh pleite."

Mit dem frischen Geld in der Tasche fühlte ich mich nicht reich, nur kurzfristig weniger schuldig. Es war wie ein Fleck auf einem T-Shirt, den man mit Wasser befeuchtet, damit er auf den ersten Blick nicht mehr so auffällt. Der Stoff ist immer noch versaut, aber du kannst dir ein paar Minuten lang einreden, du hättest was getan. Der Kreislauf hing einen Tick hinterher, als ich Richtung Bar schlurfte. Jeder Schritt war ein bisschen weicher, als hätte ich Watte in den Gelenken.

Der Púca war aufgedreht. Er sprang über Mülleimer, rutschte an Geländern entlang, setzte sich auf Straßenschilder und pfiff einen Ton, den nur ich hörte. Es klang wie leises Kichern.

„Du bist ein wandelnder Pfandbon“, sagte er. „Alle nehmen ein Stück, und du freust dich über das Rückgeld.“ Ich tastete nach den Scheinen in meiner Tasche. Es war nicht viel, aber es reichte. Für was, wusste ich schon: Gläser, Rauch, ein bisschen elektrisches Blinken in der Ecke, vielleicht ein paar Drehungen am Automaten, nur um zu sehen, ob noch jemand an mich glaubt.

In der Bar war es voller als sonst um die Uhrzeit. Die Luft war dick von Stimmen und Rauch, der über der Theke hing wie ein zweiter Vorhang. Der Barkeeper sah auf, als ich reinkam, musterte mich kurz, blieb aber neutral. Er war Profi. Er wusste, wann man fragt, und wann man einfach einschenkt. Heute war so ein Tag: keine Fragen. Er stellte mir das Bier hin, bevor ich was sagte. Der Schaum war sauber, die Blasen stiegen so eifrig nach oben, als hätten sie keine Ahnung, in welchen Abgrund sie da geliefert werden.

Als ich das erste Mal ansetzte, meldete sich der Körper. Nicht laut, aber deutlich. Die Lunge brannte von der Mischung aus frischer Einstichstelle und alter Gewohnheit, das Herz schlug ein bisschen zu schnell, die Beine waren schwer. Das Bier roch plötzlich intensiver, bitterer. Der erste Schluck ging trotzdem runter. Der Púca hockte auf dem Zapfhahn, die Beine baumelnd, und sah zu, wie das Glas leerer wurde. „Siehst du“, sagte er. „Geld rein, Blut raus, Bier rein. Es bleibt im System. Nichts geht verloren. Nur du.“

Ich bestellte das nächste, bevor das erste ganz leer war. Das Blut in meinen Adern musste sich vorkommen wie ein schlecht bezahlter Mitarbeiter: eben erst gekürzt, jetzt schon wieder Überstunden. Der Kopf wurde leichter, der Raum weicher. Die Leute um mich herum waren dieselben wie immer, aber sie wirkten fremder. Ein Trainer im Studio würde das „Überforderung“ nennen. Ich nannte es Alltag.

In der Ecke blinkte der Spielautomat. Dieses hysterische, bunte Blinken, das so tut, als hätte es mit Freude zu tun, obwohl es nur anzeigt, dass jemand irgendwo Geld verliert. Ich spürte, wie es mich zog. Nicht die Chance auf Gewinn, die hatte ich aufgegeben. Eher die Geste. Geld reinstecken, Knopf drücken, zusehen, wie etwas anderes entscheidet. Es war eine Art, sich selbst zu zeigen, dass man endgültig raus ist aus dem Fahrerhaus.

Der Púca sprang vor, als ich mich erhob. Er war wie ein Hund, der die Leine sieht. „Na los“, jubelte er still. „Noch eine Rate.“ Ich lachte trocken. „Du kriegst nicht genug, was?“ Er zeigte die Zähne. „Ich bin gierig“, sagte er. „Du bist großzügig. Wir passen gut zusammen.“ Am Automaten stand schon einer, den ich kannte. So ein Typ mit immer derselben Jacke, denselben Augenringen, denselben Sätzen. Er sah mich an, nickte. „Wieder da“, sagte er. „War klar.“ „Wo soll ich sonst hin“, antwortete ich. Eine ehrliche Frage, auf die keiner eine Antwort hatte.

Als er fertig war – fertig im Sinne von „alles verloren“ –, trat er einen Schritt zurück und ließ mich an den Automaten. Ich schob einen Teil meines Blutgelds rein. Es klang im Schacht anders als das, was ich sonst reinschob. Schwerer vielleicht, nur in meinem Kopf, aber trotzdem. Die Zahl auf dem Display sprang hoch, versuchte mich zu beeindrucken. Ich drückte. Die Walzen rasten, Symbole zogen vorbei, Kirsche, Stern, Sieben, irgendein Bonusding, das ich nie ganz verstanden hatte. Der Púca saß oben auf dem Gehäuse, die Hände auf dem Plastik, und lachte in sich hinein.

Ich hörte wieder diese Stimme aus der Maschine. „Du schon wieder“, flüsterte sie. „Konsequent, Respekt.“ Ich grinste schief. „Ich bin Vertragskunde“, murmelte ich. „Ich hab Laufzeit.“ Jede Drehung fühlte sich an wie eine Unterschrift auf einem Blatt, das ich nicht

lesen wollte. Ende vom Lied war das übliche: kein Jackpot, kein Trostgewinn, nicht mal ein Freispiel, das man als „kleines Glück“ hätte bezeichnen können. Die Summe schrumpfte, erst in Zahlen, dann in Papier in meiner Tasche.

„Du weißt, dass das kein Glück mehr ist“, sagte der Púca. Seine Stimme war fast zärtlich. „Das ist nur noch Gewohnheit.“ „Ich erwarte nichts“, sagte ich. „Ich zahl nur ab.“ Er nickte, zufrieden. „Genau“, meinte er. „Du hast verstanden. Glück ist nicht mehr das, was man bekommt. Es ist das, worauf man verzichtet, ohne sich zu beschweren.“

Als das Geld fast weg war, blieb ich kurz stehen. Die Hand auf dem Startknopf, der Finger müde. Ich hätte aufhören können. Den Rest in die Tasche stecken, später was Warmes kaufen, vielleicht sogar die Mahnung aus der Küche ernst nehmen. Ich spürte, wie die Idee kurz Form annahm: Du könntest heute mal nicht alles auf Null setzen. Nur aus Prinzip. Der Púca neigte den Kopf, beobachtete mich. Es war, als würde er mir anbieten, einen Versuch zu wagen.

Ich drückte. Natürlich drückte ich. Der letzte Rest ging durch die Leitung, die Walzen ratterten, der Bildschirm spuckte Nichts aus. Das Display zeigte „0“. Ich sah es an, als wäre das eine Zahl, die schon immer für mich reserviert gewesen war. Null. Kein Guthaben, keine Chance, kein Rest. Ein sauberer Zustand. Der Púca schnurrte – oder das, was bei ihm wie Schnurren klang. „So ist es richtig“, sagte er. „Halbe Sachen machen dich nur nervös.“

Ich ging zurück an den Tresen, das Blut leichter, die Tasche leer. Der Barkeeper sah mich an, als hätte er die ganze Zeit auf dieses Geräusch aus der Ecke gewartet: das Klicken, wenn jemand zum letzten Mal drückt. „Alles gut?“ fragte er. Ich hob das Glas, das schon da stand. „Alles gut“, sagte ich. Kein Zynismus, keine Ironie. Nur eine Feststellung: Ich war noch da, die Lunge kratzte, das Herz motzte, der Kopf summte. Glück war nur noch ein Wort, das andere benutzten. Mein Wort war: weiter.

Der Púca setzte sich wieder neben mich. Er sah satt aus, aber nicht voll. „Weißt du, was das eigentlich Schöne ist?“ fragte er. „Du bist langsam an dem Punkt, an dem du nicht mal mehr so tust, als wärst du überrascht, wie das alles läuft. Kein ‚Warum ich?‘ mehr, kein ‚Wieso passiert mir das?‘. Du weißt es. Du warst bei jedem Schritt dabei.“

Ich nahm einen Schluck, spürte, wie das Bier auf frisches, dünneres Blut traf. Es wurde mir warm, nicht angenehm, eher wie Fieber, das man sich selbst ausgesucht hat. „Glück auf Raten“, murmelte ich. „Bezahlt in Blut.“ „Und in Zeit“, ergänzte der Púca. „Vergiss die Zeit nicht. Die frisst mehr als alles andere.“ Ich nickte. „Die hab ich eh nie richtig gehabt“, sagte ich. „Nur so kleine Reststücke, zwischen Kippen und Kater.“

Die Nacht zog sich, wie sie das immer tut. Irgendwann war die Bar leerer, die Musik leiser, der Barkeeper müder. Ich blieb sitzen, bis er anfing, an der Theke herumzuwischen, dieses Zeichen, das sagt: Es reicht. Auf dem Heimweg fühlte ich jeden Schritt doppelt. Der Körper war leerer, das Herz schwerer, der Kopf leichter. Eine seltsame Kombination. Der Mond war heute nicht so hell wie neulich, aber ich wusste: Er lachte trotzdem. Vielleicht leiser, vielleicht müde. Aber er lachte.

In der Wohnung spürte ich den Einstich am Arm pochend, als Erinnerung daran, dass ich heute mein eigenes Glück in Tüten verpackt hatte. Der Púca setzte sich auf den Rand meines Betts, sah mir beim Ausziehen der Schuhe zu, als wäre das eine religiöse Handlung. „Du zahlst brav“, sagte er. „Das mögen sie.“ „Wer?“ fragte ich. Er lächelte nur. „Alle, die von dir

leben“, meinte er. „Ich, die Automaten, die Bar, der Staat, die Zeit. Du bist ein zuverlässiger Zahler. Selbst, wenn du im Minus bist.“

Ich legte mich hin, die Lunge pfeifend, das Herz stolpernd, den Kopf schwer. Morgen würde ich wieder aufwachen. Noch eine Rate, noch ein Kater, noch ein Tag ohne Ausrede. Kein Glück mehr, nur Restlaufzeit. Und irgendwo im Dunkeln, neben meinem Bett, saß ein Biest und lächelte, während es ausrechnete, wie viel noch drin ist in mir, bevor der Vertrag von allein endet.

Wenn Freunde anfangen wie Fremde zu riechen

Es fing mit Gerüchen an. Nicht mit Worten, nicht mit großen Szenen, keine fliegenden Fäuste, keine Türen, die knallen. Nur Gerüche, die nicht mehr dahin passten, wo sie früher hingehörten. Ein „Kumpel“ – ich setz das Wort mal in Anführungszeichen, weil ich mir nicht sicher bin, ob es das je wirklich war – roch früher nach kaltem Rauch und Motoröl. So hab ich ihn kennengelernt. Bier in der Hand, Öl unter den Nägeln, Zigaretten im Mundwinkel. Ein ehrlicher Gestank. Einer, bei dem du wusstest, womit du es zu tun hast.

Eines Abends sitzt er neben mir in der Bar und riecht plötzlich nach irgendwas anderem. Sauberer, künstlicher, glatt. Ein Deodorant, das in der Werbung verspricht, dich zum Gewinner zu machen. Ein Waschmittel, das angeblich „Bergfrische“ kann, obwohl keiner von uns seit Jahren was anderes gesehen hat als Hinterhöfe und Bushaltestellen. Ich sitze da, heb das Glas, und mein Körper meldet: Hier stimmt was nicht. Die selbe Stimme, die bei schlechtem Fleisch sagt: Lass das. Der Kopf braucht länger, um es zu merken.

Er erzählt von seiner neuen Arbeit. Irgendwas mit Lager, aber in ordentlich. Firmenlogo, Stempelkarten, Pausenraum mit Kaffeemaschine, die mehr kann als nur heißes Wasser. Er redet von „Teamleiter“, von „Übernahmechance“, von „Perspektive“. Worte, die in meinem Mund inzwischen nur noch wie schlechte Witze klingen. Bei ihm klingen sie wie frisch geputzte Zähne. Und während er redet, rieche ich nicht mehr den alten Rauch, den Schweiß, das Öl, das wir gemeinsam abgesessen haben. Ich rieche Waschmittel, Rasierwasser, Ambition.

Der Púca sitzt auf der Rückenlehne meines Hockers und schnuppert. Die langen Nasenlöcher zittern, seine Augen verengen sich. „Der will weg“, sagt er in meinem Kopf. „Der versucht, sich reinzuwaschen aus eurer Suppe.“ Ich ziehe an der Kippe, schmecke die Asche, spüre das Ziehen in der Brust. „Sollen sie“, murmele ich. „Sollen sie sich alle waschen. Vielleicht geht der Geruch von mir dann leichter runter.“

Früher hätten wir über dieselben Dinge geredet: Chefs, die nerven, Frauen, die gehen, Rechnungen, die kommen. Jetzt erzählt er plötzlich von Wochenenden, an denen er nichts trinkt. „Musst du mal probieren“, sagt er. „Der Kopf wird klarer.“ Ich lache, aber es ist kein freundliches Lachen. Mehr ein Bellen. „Mein Kopf ist schon klar“, sage ich. „Das ist ja das Problem.“ Er verzieht das Gesicht, nur kurz, dann lächelt er. Dieses neue Lächeln, das eher für Selfies als für Theken gemacht ist.

Der Geruch bleibt. Dieser saubere Film über ihm. Als hätte ihn jemand in Weichspüler getaucht. Er verstärkt, was drunterliegt. Und das ist: Distanz. Er trinkt langsamer als früher.

Er zündet weniger Kippen an. Er blickt öfter auf die Uhr. Das alles kann man ignorieren. Aber du kannst nicht ignorieren, dass jemand anders riecht. Nicht, wenn du jahrelang Schulter an Schulter mit ihm in denselben Rauchschwaden gehangen hast.

Der Púca beugt sich vor, zieht tief die Luft ein. „Er hat Angst", sagt er. „Du riechst das noch nicht mal, oder?" Ich runzle die Stirn. „Angst?" „Ja", sagt er. „Nach dem ersten sauber gewaschenen Leben riechen alle gleich: nach Angst, wieder abzurutschen. Nach Panik vor Leuten wie dir." Ich lehne mich zurück, schnuppere unauffällig. Ich rieche nur dieses chemische Frisch. „Ich riech nur irgendein Spray", sage ich. „Du bist stumpf geworden", sagt der Púca und grinst. „Dein eigenes Leben stinkt so laut, dass du die Feinheiten nicht mehr mitkriegst."

Später kommt einer rein, den ich seit Ewigkeiten kenne. Wir haben zusammen Automaten gefüttert, uns zusammen Scheißjobs geteilt, zusammen Frauen hinterher geguckt, die nie zu uns rüberkamen. Er setzt sich neben mich, schlägt mir auf die Schulter. Ich bin im Begriff, denselben Spruch wie immer zu bringen – „Na, du alter Versager?" – da halte ich inne. Weil ich es sehe. Die neuen Schuhe. Die saubere Jeans. Ein Hemd. Kein T-Shirt. Ein Mensch, der sich morgens entschieden hat, nicht einfach das anzuziehen, was obenlag.

Und wieder dieser Geruch. Fremd. Fremder als jeder akute Fremde, der an dir vorbeigeht. Fremde riechen nach Parfüm, nach Essen, nach Bus, nach irgendwas. Aber wenn jemand, den du für deinen Spiegel gehalten hast, plötzlich nach einem anderen Leben riecht, dann ist das wie ein Schlag. Er erzählt, dass er „jetzt öfter bei ihr ist". Eine Frau mit Kindern. „Die sind ganz süß", sagt er und lächelt so weich, dass ich kurz den Impuls bekomme, ihm eine zu scheuern. „Ich trink auch weniger", fügt er hinzu. „Geht nicht mehr so mit denen. Muss morgens fit sein."

Früher hätte ich gesagt: „Gönn dir", „Freut mich" – diese leeren Phrasen, die man raushaut, damit keiner merkt, dass man sich vergleicht. Jetzt sage ich gar nichts. Ich sehe nur, wie der Abstand wächst. Wie der Geruch von Familienwaschmittel, Kinderzahnpasta, vielleicht sogar von selbstgekochtem Essen sich über seinen alten Film legt. Und wie ich daneben sitze, nach kaltem Rauch, abgestandenem Schweiß und billigem Bier riechend. Ich bin das „Davor", in einer Szene, in der er hofft, bei „Danach" zu bleiben.

Der Mann mit den Pferdeaugen sitzt weiter hinten in der Bar, beobachtet uns. Er hat kein Glas vor sich, nur diese geduldigen Hände, die so tun, als hätten sie nichts mehr zu tun. Der Púca dreht sich kurz um, nickt ihm zu. Irgendwas geht da zwischen den beiden, was ich nicht checke. Vielleicht wetten sie, wer als nächstes verschwindet. Die Jungs, die früher wie ich gerochen haben, kommen plötzlich seltener. Sie bleiben kürzer. Sie bringen neue Gerüche mit: Büro, Kinderzimmer, Fitnessstudio. Und irgendwann riechen sie gar nicht mehr, weil sie gar nicht mehr kommen.

Ich sitze da, mit meinem Bier, meinem Blut, das inzwischen mehr Geschichten kennt als die meisten Leute, und merke, wie das Wort „Freund" ausfranst. Nicht mit Drama, nicht mit Streit, sondern mit Geruch. Es sind dieselben Gesichter, dieselben Stimmen, dieselben Erinnerungen. Aber sie riechen anders. Nach Zukunft. Nach Fluchtversuch. Nach Angst, wieder hier zu landen. Und ich? Ich rieche nach Bleiben.

Es gab eine Zeit, da hab ich geglaubt, wir wären alle auf demselben Haufen Müll gelandet und würden wenigstens zusammen rumliegen. Brüder im Elend. Shared misery, wie einer mal gesagt hat, bevor er sich einen Busfahrplan und einen gescheiten Wecker zugelegt hat. Wir

standen Schulter an Schulter an der Theke, teilten Kippen, Scheine, Geschichten. Manchmal sogar Frauen, obwohl wir das nie so genannt haben. Es war dreckig, aber es war gleichmäßig dreckig. Keiner roch besser als der andere.

Dann fing es an, leise zu kippen. Erst war es nur einer, der „nur Wasser“ bestellte. Wir haben gelacht, Sprüche geklopft, „Na, machst du jetzt auf gesund?“ Er grinste verlegen, sagte irgendwas von „wegen Arzt“ und „Werten“ und „mal gucken“. Beim dritten Mal lachte keiner mehr. Beim fünften Mal war er plötzlich nicht mehr da, wenn es spät wurde. „Muss morgen früh raus“, sagte er. „Hab Meeting.“ Meeting. Ein Wort, das bei uns so selten war wie frisches Obst.

Der Púca saß oft in der Ecke, wenn diese kleinen Abgänge passierten. Er lehnte an der Wand, die Beine lang ausgestreckt, und beobachtete, wie einer nach dem anderen anfing, anders zu riechen. Der eine nach Druckerraum und Kantinenfett, der nächste nach Babyshampoo und Hausflur, der übermorgen nach Therapie und Mundwasser. Er kommentierte nicht viel. Manchmal flüsterte er mir ins Ohr: „Die haben Angst, dass sie wie du enden. Deshalb kommen sie noch mal gucken, ob du noch da bist. Als Mahnung.“ Ich tat so, als hätte ich das nicht gehört.

Es gab Nächte, da war der Tisch voll. Dieselben Nasen wie immer, dieselben Ketten von Geschichten, dieselben Gläser, die nie ganz leer wurden, weil immer jemand „hier, nimm den Rest“ sagte. Wir rochen alle gleich: nach Rauch, Schweiß, Bier, einem Hauch von falschem Parfüm vom Klo. Ich konnte die Augen schließen und nur anhand des Geruchs sagen, wer neben mir saß. Dann wurden die Gerüche dünner. Einer nach dem anderen fing an, eine Schicht drüberzulegen.

Der schlimmste Geruch war nicht Waschmittel. Nicht Deo. Nicht Parfüm. Der schlimmste Geruch war Distanz. Du riechst ihn, bevor du ihn verstehst. Einer sitzt neben dir, aber sein Körper ist schon woanders. Er lacht an den richtigen Stellen, trinkt sein Glas aus, aber irgendwas an ihm ist auf dem Sprung. Die Schultern angespannt, das Knie wippt, die Augen zu oft auf dem Handy. Er riecht nach „gleich weg“. Der Púca erkennt diesen Geruch, bevor er überhaupt da ist. Er schnuppert, grinst, sagt: „Noch einer, der glaubt, er entkommt.“

Der Mann mit den Pferdeaugen nennt es „Migration“. Er sitzt mal hier, mal da, immer ein wenig abseits, und sieht zu, wie die Stühle sich austauschen. „Es gibt welche, die schaffen es tatsächlich“, sagt er. „Die wechseln den Geruch, das Leben, die Bar. Die kommen nie wieder.“ „Glückliche?“ frage ich. Er lacht. „Glück ist ein Wort für Leute, die noch Rechnungen offen haben. Die meisten werden einfach nur andere Versionen von sich, mit besseren Vorhängen.“

Es gibt diesen einen Typen, den ich seit Ewigkeiten kenne. Wir haben nachts auf Baustellen rumgesessen, Bier aus Dosen getrunken und uns gegenseitig versprochen, wir würden nicht so enden wie die alten Säcke, die morgens um neun schon am Kiosk stehen. Vor ein paar Monaten kommt er rein, Hemd in der Hose, Schuhe mit Absatz, die auf dem Boden klicken. Und er riecht nach Büro. Nach Druckerpapier, Klimaanlage, Meetingraum. „Ich kann nicht lange bleiben“, sagt er. „Hab morgen Präsentation.“ Präsentation. Als hätte das Leben ihm eine PowerPoint in die Hand gedrückt.

Er setzt sich, bestellt ein alkoholfreies Bier. Ich ziehe die Augenbrauen hoch. „Das ist Selbstverletzung“, sage ich. Er grinst unsicher. „Ich wollte nur noch mal gucken, was hier so los ist.“ Ich weiß, was er wirklich sehen will: ob ich noch da bin. Ob ich noch genau so sitze:

Hocker, Glas, Kippe, Púca im Nacken. Damit er später zu ihr sagen kann: „Da sitzen sie immer noch. Ich nicht mehr. Ich hab's geschafft." Er braucht mich als Warnschild. Ich bin sein „So hätte es auch laufen können".

Ich rieche ihn an diesem Abend lange. Nicht offensichtlich, ich steck ihm nicht die Nase ins Hemd. Aber ich atme ein, wenn er sich vorbeugt. Nehme die Mischung aus Seife, Restschweiß, Druckluft aus dem Büro, dieser speziellen Luft, die nur in Räumen existiert, in denen Leute so tun, als hätten ihre Aufgaben Sinn. Und ich merke, wie mein Körper reagiert: mit einem reflexhaften Rückzug. Es ist, als würde jemand einen Fremden zu dicht an dich ranlassen. Dein Inneres zieht sich weg, obwohl dein Mund lächelt.

Später, als er geht, klopft er mir auf die Schulter. „Pass auf dich auf", sagt er. Früher hätten wir gelacht, wenn einer so was gesagt hätte. Heute meint er es. Ich weiß nur nicht, ob aus Sorge oder aus schlechtem Gewissen. Der Púca sitzt neben meinem Glas und grinst. „Der kommt nicht mehr oft", sagt er. „Der Geruch von dir wird ihm zu laut." Ich nicke. „Kann ich verstehen", sage ich. „Ich halt mich ja selbst kaum aus."

Nach und nach bleiben immer weniger übrig. Die, die noch so riechen wie ich, werden älter, leiser, kaputter. Einer verschwindet für ein paar Wochen, dann fragt keiner mehr wirklich nach. „Der ist bei seiner Mutter", heißt es. „Der ist im Krankenhaus", „Der ist in Therapie", „Der ist tot", weißt du, einer von den Sätzen. Keiner geht gucken. Wir stoßen kurz an, „auf ihn", dann trinken wir weiter. Der Geruch von Verlust ist kurz, aber intensiv: kalter Rauch, abgestandener Alkohol, eine Spur Trauer, die sich schnell verflüchtigt, weil sie im Alltag stört.

Wenn dann doch mal einer reinkommt, der lange weg war, fühlt es sich an, als würde ein Fremder mit deinem Gesicht die Tür öffnen. Er riecht nach etwas anderem, du nach dem Alten. Ihr fragt die gleichen Fragen wie früher – „Wie geht's?", „Was machst du so?" – aber die Antworten passen nicht mehr in denselben Raum. Er erzählt von Kita-Gesprächen, Mitarbeitergesprächen, Beziehungsgesprächen. Du erzählst von: „Gestern hab ich Blut gespendet fürs Bier." Das ist kein Austausch. Das ist ein schiefer Tauschhandel von Welten.

Der Púca liebt diese Abende. Er sitzt zwischen uns, saugt die Spannung auf wie Rauch. „Freunde", sagt er, „sind Leute, die denselben Geruch teilen. Wenn einer anfängt, anders zu riechen, ist er nur noch jemand, den du kennst." Er hat Recht. Ich spüre, wie das Wort „Freund" aus meinem Wortschatz rutscht. Nicht mit einem Knall, mehr wie ein Buch, das jemand aus dem Regal nimmt und nie zurückstellt. Übrig bleiben „Leute", „Bekannte", „der Typ da".

In der Bar riecht es irgendwann nur noch nach mir und ein paar Resten von früher. Der Barkeeper riecht nach Spülmittel und Alkohol, der in seine Haut eingezogen ist. Der Mann mit den Pferdeaugen riecht nach gar nichts – oder so anders, dass meine Nase aufgibt. Der Púca riecht nicht, aber ich weiß, wenn er da ist: Es wird kälter in dem Teil vom Raum, in dem ich sitze. Und die paar Leute, die bleiben, riechen alle nach: „Wir gehen hier nicht mehr raus als neue Menschen. Höchstens als Leichen."

Da sitze ich also, mit meinem Biest, meinen Rechnungen, meinem halb verkauften Blut, und mir wird klar: Freunde verändern ihren Geruch, wenn sie anfangen, der Zukunft zu gefallen. Ich bleibe der, der ich bin: jemand, an dem man vorbeigeht und später sagt: „Boah, hast du das gerochen?" Und das ist okay. Irgendwer muss ja übrig bleiben, damit die anderen wissen, wovon sie weg wollten.

Es gibt eine Stunde in der Bar, da riecht alles am ehrlichsten. Nicht gleich zu Beginn, wenn noch Deo und Hoffnung über allem liegen, und nicht ganz zum Schluss, wenn schon geputzt wird und der Chlorgeruch vom Reiniger alles überdeckt. Dazwischen. Wenn der Schweiß durch das Parfüm durchkommt, der Atem schwer wird und die Aschenbecher überquellen. Da zeigt sich, wer wirklich da ist und wer nur auf der Durchreise.

An so einer Stunde sitzt neben mir einer, den ich mal „Bruder" genannt habe. Nicht, weil wir denselben Vater hätten, sondern weil wir denselben Absturz geteilt haben. Wir haben uns gegenseitig aus Kneipen rausgezerrt, auf Sofas geschleppt, Kippen aus den Fingern gezogen, bevor sie in Teppiche fielen. Wir haben zusammen gelacht, wenn wieder einer zu tief ins Glas geguckt hat, und gemeinsam die Schnauze gehalten, wenn das Leben seine ekligen Karten auf den Tisch gelegt hat. Jahrelang hat er nach dem gleichen Mist gerochen wie ich. Dieses Gemisch aus alles und nichts.

Heute riecht er anders. Nicht so glatt wie die Bürotypen, nicht so weich wie die Familienmänner. Eher wie jemand, der sich Mühe gibt, sauber zu bleiben, aber jeden Moment damit rechnet, wieder schmutzig zu werden. Ein Geruch aus Seife und kaltem Schweiß, Meetingraum und kaltem Treppenhaus. Er schiebt sein Glas hin und her, trinkt langsam. Nicht, weil er nicht mehr kann, sondern weil er versucht, noch zu kontrollieren. Bei mir ist der Controlleur vor Jahren aus dem Zug gefallen.

„Du hast dich verändert", sagt er irgendwann. Es ist nicht böse gemeint, eher vorsichtig. Wie einer, der ein verletztes Tier anspricht. Ich grinse. „Du riechst anders", antworte ich. Er zieht die Augenbrauen hoch. „Was?" „Du riechst nach Draußen", sage ich. „Nach Welt. Nach irgendwas mit Zukunft." Er lacht unsicher. „Wenn du das so nennen willst", sagt er. „Ich nenn es Stress."

Der Púca sitzt zwischen uns auf der Lehne, die Beine angewinkelt, und lauscht. Er liebt solche Gespräche. „Sag ihm, er soll wegbleiben", flüstert er. „Er will sich einreden, er könnte beides haben: dich und das andere Leben. Das funktioniert nicht." Ich ziehe an der Kippe und puste den Rauch langsam aus. „Und du", sage ich zu meinem „Bruder", „du riechst so, als würdest du nicht mehr lange hier sitzen."

Er sieht mich an. Lange. „Vielleicht", sagt er. „Vielleicht auch doch. Ich weiß es nicht." Er nimmt einen Schluck, und ich sehe, wie sein Blick kurz zum Púca wandert, ohne zu wissen, dass er ihn sieht. Die meisten spüren ihn, ohne ihn wahrnehmen zu können. Als Zugluft, als flüchtigen Schauer, als plötzliche Gänsehaut. „Ich hab' manchmal Angst, wenn ich hier rausgehe", sagt er. „Dass ich zurückkomme und du bist nicht mehr da. Weißt du? Einfach weg. Herz, Lunge, irgendwas macht nicht mehr mit."

Ich darf für einen Moment nicht antworten, weil der Satz mir die Luft nimmt. Nicht aus Rührung. Aus Wahrheit. Ich zucke mit den Schultern. „Kann passieren", sage ich. „Ist ja nicht so, als hätte ich eine Garantieverlängerung gezogen." Er schnaubt. „Es nervt mich", murmelt er. „Dass ich mir Sorgen mache und du nicht." „Ich hab keine Kraft mehr für Sorgen", antworte ich. „Die bringen keinen Rabatt."

Der Geruch zwischen uns wird dichter. Erinnerungen hängen im Raum wie Rauchschichten. Nächte, in denen wir beide auf denselben Parkbänken gepennt haben. Morgende, in denen wir uns gegenseitig angestarrt und gefragt haben: „Lebst du noch?" Jetzt sitzt er da, sauberer, aufrechter, mit Augen, die brodeln, weil sie zwischen zwei Welten stecken. Ich sitze da, tiefer

im Hocker, mit einem Körper, der seine Rechnungen präsentiert. Und dazwischen der Púca, der von beiden die Angst trinkt.

„Weißt du, was ich komisch finde?“ fragt mein „Bruder“. „Dass du mir fremd vorkommst. Obwohl du am selben Platz sitzt wie immer. Seit Jahren. Und die, die ich nur von Fotos kenne, die Frau, das Kind, der Chef – die sind mir näher, obwohl ich die kaum sehe.“ Er schaut auf seine Hände, dreht das Glas. „Es ist, als hätte sich die Luft zwischen uns geändert.“ „Hat sie auch“, sage ich. „Du atmest was anderes ein da draußen. Du holst dir frische Luft. Ich recycel hier drinnen das alte Zeug.“

Der Púca kichert leise. „Ihr seid nicht mehr synchron“, sagt er. „Früher habt ihr im selben Rhythmus gesoffen, dieselben Geschichten erzählt, dieselben Ausreden. Jetzt hast du deinen Vertrag, und er versucht noch, Raten zu verhandeln.“ Ich beuge mich vor. „Sei ehrlich“, sage ich zu ihm. „Wenn ich morgen nicht mehr auftauche, wirst du froh sein. Du kannst dann sagen: ‚Der hat’s nicht geschafft. Ich schon.‘“ Er zuckt zurück, als hätte ich ihn geschlagen. „So bin ich nicht“, protestiert er. „So wird man“, sage ich. „Wenn man anfängt, anders zu riechen.“

Es ist ein bitterer Satz, und er hängt zwischen uns wie eine Fahne. Wir trinken, schweigen, hören den anderen beim Lallen zu. Ein Typ am Tresen erzählt die Geschichte von seinem „fast gewonnenen Jackpot“ zum fünften Mal. Jemand singt mit einem Lied mit, das vor zehn Jahren schon alt war. Der Barkeeper poliert Gläser, als würden sie gleich einer Prüfung unterzogen. Der Mann mit den Pferdeaugen sitzt im Halbschatten, beobachtet, wie die Fäden dünner werden, die uns verbinden.

Irgendwann steht mein „Bruder“ auf. „Ich muss los“, sagt er. „Sie wartet.“ Kein Name, keine Erklärung. Ich nicke. „Dann warte nicht zu lange“, sage ich. Er zögert, legt mir eine Hand auf die Schulter. Sie ist warm, fester als früher. „Pass auf dich auf“, wiederholt er. Diesmal klingt es ernster. „Vielleicht komm ich nächste Woche mal wieder vorbei.“

Ich weiß, dass er lügt. Nicht bewusst. Eher aus Reflex. „Klar“, sage ich. „Ich sitz hier.“ Er lächelt schwach und geht. Sein Geruch folgt ihm zur Tür, ein dünner Faden aus Seife, Schweiß, Zukunftsangst. Als die Tür hinter ihm zufällt, bleibt etwas zurück. Nicht er. Eher eine Lücke.

Der Púca rutscht näher an mich ran, bis unsere Schultern sich berühren. „Du merkst das?“ fragt er. „Was?“ „Dass sie alle weggehen“, sagt er. „Nicht auf einmal. In Schichten. Erst der Geruch, dann die Worte, dann der Körper.“ Ich nicke. „Klar“, sage ich. „Und ich bleib hier sitzen wie das eine Möbelstück, das keiner rausgetragen kriegt.“

„Du bist ihr Gespenst“, sagt der Púca. „Sie besuchen dich, um zu sehen, was passiert, wenn man nicht abbiegt. Und irgendwann halten sie es nicht mehr aus.“ Ich ziehe an der Kippe, der Rauch brennt in der Lunge. „Gespenster riechen nach Moder“, sage ich. „Ich rieche nach Asche.“ „Für sie ist das das Gleiche“, meint er.

Später, als die Bar leerer wird, kommt der Barkeeper rüber und lehnt sich mir gegenüber auf die Theke. Der Geruch von Spülwasser und Alkohol hängt an ihm, vertraut. „Er kommt nicht mehr oft, was?“ sagt er und deutet mit dem Kinn zur Tür, durch die mein „Bruder“ verschwunden ist. „Nee“, sage ich. „Der Geruch zieht weiter.“ Der Barkeeper nickt langsam. „Am Ende bleiben immer dieselben übrig“, sagt er. „Die, die den Laden vollkriegen – und die, die ihn nicht mehr verlassen.“

Ich sitze da, zwischen leeren Gläsern, dem Púca an meiner Seite, dem Mann mit den Pferdeaugen im Rücken, und mir wird klar: Freunde sind Übergangserscheinungen. Sie riechen nach einer bestimmten Zeit in deinem Leben. Wenn diese Zeit vorbei ist, riechen sie anders. Und irgendwann, wenn du sie auf der Straße triffst, erkennst du sie nicht mehr an ihrer Stimme, nicht an ihrem Gesicht, sondern daran, dass du sie nicht mehr riechst. Sie gehören dann in eine andere Luft.

Ich bleibe in dieser. In dem Gemisch aus Rauch, Schweiß, alt gewordenem Bier, Körpern, die nicht mehr wegrennen, und einem Biest, das neben mir sitzt und lächelt, als hätte es genau diesen Zustand bestellt. Freunde fangen an wie Fremde und hören meistens auch so auf. Und ich? Ich werde langsam zu dem, an dem sie vorbeigehen und sich denken: Gut, dass ich so nicht geworden bin. Und dann, wenn sie ganz ehrlich sind, riechen sie an sich selbst und fragen sich, wie sicher sie sich da eigentlich sein können.

Der Barkeeper, der zu viel weiß

Der Barkeeper war der letzte Mensch, bei dem ich mir wünschte, er würde mich durchschauen. Fremde dürfen sich alles Mögliche denken, Nachbarn auch, Kollegen sowieso. Aber der Typ, der dir Nacht für Nacht das Glas hinstellt, sollte nicht zu tief gucken. Du willst, dass er deinen Drink kennt, nicht deine letzten drei gescheiterten Versuche, dich umzubringen, ohne es Selbstmord zu nennen.

Er war keiner von diesen hippen Cocktail-Jongleuren, die Flaschen durch die Luft werfen, als wären sie bei einem Talentwettbewerb. Er war einfach da. Schon da, bevor ich zum ersten Mal in dieser Bar gelandet bin, und wahrscheinlich noch dort, wenn ich längst weg bin – egal auf welche Art. Mittleres Alter, schwer zu schätzen, weil die Nacht Menschen anders konserviert als der Tag. Kein richtiger Bauch, eher so ein solider Block über dem Gürtel. Hände, die alles konnten: zapfen, wischen, trösten, drohen. Augen, die zu viel gesehen hatten und so taten, als wären sie manchmal müde, obwohl sie nie etwas verpassten.

Sein Name war nicht wichtig. Jeder nannte ihn anders, und er reagierte auf alles. „Chef“, „Junge“, „Alter“, „Meister“. Für mich war er irgendwann einfach „du“. „Du, noch eins“, „Du, auf Pump geht nicht, ich weiß“, „Du, war ich gestern schlimm?“ Er wusste mehr über mich als jeder Arzt, jede Ex, jeder, der je so getan hat, als würde er mir helfen. Weil er mich gesehen hat, wenn alle Masken schon im Aschenbecher lagen.

Der Púca mochte ihn. Das war das erste, was mir auffiel. Normalerweise saß das Biest irgendwo bei mir, auf der Lehne, unter dem Tisch, im Automatenreflex. Beim Barkeeper setzte er sich manchmal auf die andere Seite der Theke, schwang die Beine, schaute ihm beim Arbeiten zu, als wäre er bei einer Fortbildung. Er beugte sich vor, wenn der Barkeeper jemandem einschenkte, und atmete mit offenem Maul ein, als würde er den Geruch der Geschichten sammeln, die an den Leuten klebten.

Eines Abends war es auffällig still. Kein Fußball, kein lautes Gelaber, nur dieses Grundrauschen aus müden Stimmen, Löffeln in Gläsern, dem Zischen der Zapfanlage. Ich saß auf meinem Platz, der Púca halb auf meiner Schulter, und der Barkeeper stand mir direkt gegenüber, ein Tuch über einer Hand, das er schon seit zehn Minuten an derselben Stelle auf

der Theke bewegte. Das Holz glänzte längst, aber er wischte weiter. Wenn einer zu lange an einem sauberen Fleck rumwischt, heißt das, er will über was anderes nachdenken.

„Du siehst scheiße aus“, sagte er schließlich, ohne aufzublicken. Kein Vorwurf, nur Feststellung. Ich grinste, dünn. „Ich komm hierher, weil ich auf Komplimente stehe“, sagte ich. Er hob kurz den Blick, musterte mich. „Kompliment ist: Du lebst noch“, meinte er. „Das wird mit der Zeit mehr wert, als du glaubst.“

Der Púca kicherte leise. Sein Fell strich an meinem Hals vorbei, kalt. „Er hat Recht“, summte er in meinem Kopf. „Der kennt die Halbwertszeit von Leuten wie dir.“ Ich zog an der Kippe, ließ den Rauch langsam raus. „Du kennst doch alle hier“, sagte ich zum Barkeeper. „Wer bin ich für dich?“ Er stellte das Tuch zur Seite, griff nach einem Glas, drehte es in der Hand, als würde er darin nach einer Antwort suchen.

„Du bist der, der immer noch so tut, als wäre er überrascht“, sagte er dann. Ich blinzelte. „Über was?“ „Dass es dir schlecht geht“, antwortete er. „Als wäre das ein Unfall und nicht das logischste Ergebnis von dem, was du seit Jahren machst.“ Er sah mich dabei nicht böse an, eher müde. „Ich seh dich kommen, trinken, verschwinden. Ich seh deine Hände, wenn du das Glas nimmst. Ich seh, wie der Puls am Hals schlägt, wenn du lachst. Ich weiß mehr über dich, als du dir eingestehst.“

Ich hätte beleidigt sein können. Aber Beleidigtsein braucht Stolz, und der war bei mir längst verdünnt. „Also bin ich für dich Statistik“, murmelte ich. „Ein Fall in deiner Sammlung.“ Er zuckte mit den Schultern. „Du bist wie alle und trotzdem anders“, sagte er. „Alle sagen irgendwann: ‚Ich hör irgendwann auf.‘ Du hast aufgehört, das zu sagen. Das ist selten. Und gefährlich.“

Der Púca nickte zustimmend, stolz. „Er riecht anders als ihr“, flüsterte er. „Nach Wissen. Nach resignierter Fürsorge. Er weiß, wie ihr endet. Und er weiß, dass er euch nicht aufhalten kann.“ Ich fragte mich, ob der Barkeeper den Schatten neben mir spürt. Manchmal sah ich, wie er in die Richtung blickte, wo der Púca saß, die Stirn minimal gerunzelt, als würde er sich an etwas erinnern, das er lieber vergessen hätte.

„Du warst auch mal auf der anderen Seite, oder?“ fragte ich plötzlich. Es rutschte raus, ohne Filter. Er lachte trocken. „Ich bin immer noch auf der anderen Seite“, sagte er und klopfte auf die Theke. „Das hier ist die Grenze. Ich geb euch was, ihr gebt mir was. Ich geh nach Hause, ohne euch mitnehmen zu müssen.“ Seine Augen waren dunkel, aber nicht leer. „Ich trink auch“, brachte er hinzu. „Aber ich geh nach Hause. Und du gehst nur woanders weiter.“

Es war ein Schlag, weil es stimmte. Wenn ich die Bar verließ, war das nie wirklich ein „Schluss“. Es war nur Ortswechsel. Der Pegel reiste mit. Der Púca auch. Ich hob das Glas, sah in den dünner werdenden Schaum. „Du siehst zu viel“, sagte ich. „Das ist dein Problem.“ Er grinste schief. „Ja“, sagte er. „Und deins ist, dass du dich nicht mehr sehen willst. Deshalb kommst du zu mir. Ich bin der Spiegel, der sich die Mühe macht, sauber zu bleiben.“

Der Púca klatschte leise, begeistert. „Er macht meinen Job mit“, kicherte er. „Du hattest nie eine Chance.“ Ich spürte einen Stich in der Brust – nicht körperlich, eher in der Gegend, in der früher mal so etwas wie Selbstbild gesessen hatte. Der Barkeeper wischte weiter, sah kurz zur Tür, dann wieder zu mir. „Wenn ich glaubte, ich könnte euch retten, hätte ich hier keinen Tag durchgehalten“, sagte er. „Ich sortier nur Gläser. Und Menschen, in meinem Kopf. Mehr nicht.“

Es war nicht so, dass wir uns jemals hingestellt und „geredet“ hätten. Keine Therapie-Szene, keine schwere Hintergrundmusik. Alles fiel zwischen Zapfhahn und Aschenbecher. Kleine Sätze, verteilt über Jahre, Bruchstücke. Aber wenn einer zuhört wie er, reicht das. Du denkst, du machst bloß Sprüche, und er baut sich daraus eine Landkarte von dir.

Einmal, an einem Nachmittag, als kaum jemand da war, hockte ich schon früh am Tresen. Der Tag war grau, ich war leer, der Púca war gut gelaunt. Er sprang von Hocker zu Hocker, obwohl niemand drauf saß, und tat so, als würde er unsichtbare Gäste imitieren. Der Barkeeper trocknete Gläser, die frisch aus der Spülmaschine kamen. Musik lief leise im Hintergrund, irgendein Blues, der so tat, als wäre er traurig, dabei war er nur ehrlich.

„Du warst doch mal verheiratet, oder?“ fragte der Barkeeper plötzlich, ohne hochzusehen. Ich blinzelte. „Woher weißt du das?“ Er zuckte eine Schulter. „Du redest im Suff manchmal. Nicht viel, nicht klar. Aber du hast mal ‚meine Ex-Frau‘ gesagt und die Hand so gehalten.“ Er machte eine Geste, als würde er etwas Unsichtbares neben sich umfassen. „So halten Menschen nur jemanden, der mal neben ihnen geschlafen hat.“

Ich sah ihn an, den Rauch vor meinem Gesicht, das Glas in der Hand, und suchte in meinem Kopf nach dem Moment, in dem ich mich verraten hatte. Er zuckte nur. „Ich krieg mehr mit, als ihr glaubt“, sagte er. „Nicht, weil ich neugierig bin. Weil ihr immer dieselben Fehler macht.“ Der Púca setzte sich auf den Getränkekühlschrank, baumelte mit den Beinen und grinste. Er liebte es, wenn andere mich auspackten.

„Ja“, sagte ich, nach einem Schluck. „War ich. Ist lange her.“ Der Barkeeper nickte. „Du hast gesagt, du hast sie aus der Wohnung geschrien“, meinte er. „Nicht erzählt, aber rausgeschrien. Die Art, wie du einmal ‚Hau ab‘ gebrüllt hast, als hier gar keiner an der Tür war – das war nicht für uns.“ Ich erinnerte mich nicht an die Szene, aber ich glaubte ihm. Es klang nach mir.

„Du hörst dir das alles an und machst was damit?“ fragte ich. „Ich merke es mir“, sagte er. „Nicht bewusst. Aber irgendwann weiß ich, wer beim dritten Schnaps anfängt zu heulen, wer sich prügeln will und wer einfach nur stiller wird. Du gehörst zur dritten Kategorie.“ „Herzlichen Glückwunsch“, murmelte ich. „Bin ich wenigstens irgendwo in der Statistik auf Platz drei.“

Er stellte ein frisches Glas vor mich hin. „Du redest auch anders, seit…“ Er brach ab. Sah kurz zur Seite, dorthin, wo der Púca saß. Ich folgte seinem Blick. Der Kobold grinste, die gelben Augen schmal. „Seit was?“ fragte ich. Der Barkeeper leckte sich kurz über die Zähne, eine seiner Angewohnheiten, wenn er nach Worten suchte. „Seit du aufgehört hast, Pläne zu erwähnen“, sagte er schließlich. „Früher kam ab und zu ein ‚Wenn ich mal aufhöre‘ oder ‚Nächstes Jahr mach ich…‘. Ist weg. Komplett.“

Ich spürte ein Zucken im Magen. „Vielleicht hab ich nur aufgegeben, dich zu langweilen“, sagte ich. Er schüttelte den Kopf. „Nein“, meinte er. „Du hast was abgeschlossen. In dir. Ich hab das schon ein paar Mal gesehen. Manche kippen dann ab, schnell. Andere schleppen sich noch. Aber das Leuchten in den Augen, wenn sie noch so tun, als würden sie was reißen – das ist weg.“

Der Púca lachte leise. „Er sieht den Vertrag“, flüsterte er. „Er kann ihn nicht lesen, aber er weiß, dass du unterschrieben hast.“ Ich erinnerte mich an den Abend, den Zettel, die Tinte, die in die Tiefe sank, und daran, wie der Barkeeper den Stift kommentarlos hingestellt hatte.

„Warst du eigentlich dabei?“ fragte ich ihn. Seine Augen blitzten kurz. „Dabei bin ich immer“, sagte er. „Ich gebe nur nicht immer meinen Senf dazu.“

„Was weißt du denn noch?“ fragte ich, halb trotzig, halb neugierig. Er lächelte müde. „Ich weiß, wie viel du brauchst, um zu vergessen, was du mir gerade erzählt hast“, sagte er. „Ich weiß, bei welchem Glas deine Hände ruhig werden und bei welchem sie anfangen zu zittern. Ich weiß, wann du anfängst, mit Dingen zu reden, die nicht da sind.“ Er nickte unauffällig in die Richtung, in der der Púca gerade in den Zapfhahn biss und so tat, als könnte er den Alkohol direkt aus der Leitung saugen.

„Und warum sagst du nichts?“ fragte ich. „Warum schiebst du mir nicht irgendwann das Wasser hin und sagst: ‚Reicht‘?“ Er lachte, diesmal bitterer. „Weil ich Barkeeper bin, keine Rettungsschwimmer“, sagte er. „Ich schenk euch ein, ich hör euch zu, ich seh euch beim Untergehen zu. Wenn ich bei jedem reinspringen würde, der zu tief taucht, wär ich längst tot. Außerdem wollt ihr keine Hilfe. Ihr wollt Zeugen.“

Das Wort traf mich. Zeugen. Ja. Jemand, der gesehen hat, dass du nicht einfach so verschwunden bist. Dass du dich bemüht hast, auf deine kranke Art. Dass du immerhin regelmäßig erschienen bist, wenn auch an der falschen Theke. „Und du? Wer ist dein Zeuge?“ fragte ich. Er runzelte die Stirn, als hätte ich eine private Tür eingetreten. Dann zuckte er mit den Schultern. „Das Kassenbuch“, sagte er. „Und vielleicht die Liste von denjenigen, die irgendwann nicht mehr reinkommen.“

Der Púca kicherte. „Er führt eine andere Art von Totenliste“, sagte er. „Nicht in Stein gemeißelt, sondern in Erinnerung. Er weiß, wer verschwunden ist. Und er weiß, wie du endest, lange bevor du es tust.“ Mir wurde kalt, obwohl es im Raum warm war. Ich umklammerte mein Glas fester, als würde es mir weglaufen, wenn ich losließe.

„Hat schon mal einer vor dir geheult?“ fragte ich. „So richtig? Nicht nur aus Versehen?“ Der Barkeeper nickte. „Mehr als einer“, sagte er. „Manche denken, hier ist der sicherste Ort dafür, weil es niemanden interessiert. Sie irren sich. Ich merke es mir. Nicht, um sie zu erpressen. Einfach, weil ich nicht anders kann.“

Ich stellte mir vor, wie all diese Tränen, die hier geflossen waren, sich irgendwo unter dem Boden sammelten. Eine unsichtbare Pfütze aus Reue, Angst, Wut, die nie jemand aufwischt. Und darüber er, der Barkeeper, der zu viel weiß, zu viel riecht, zu viel sieht. Und ich, einer seiner Stammfälle, einer von denen, die in der Statistik auftauchen würden, wenn jemand sie je aufschreiben würde: „Alkoholiker, männlich, mittelalt, kein fester Beruf, Herzprobleme, Blut hustet, Vertrag mit dem Nichts.“

„Würde es dir was ausmachen, wenn ich einfach nicht mehr komme?“ fragte ich. Es war eine Frage, die ich mir selbst nicht gestellt hatte, aber jetzt hing sie da. Er hielt kurz inne, stellte das Glas ab, wischte sich die Hände am Tuch ab. „Menschlich? Ja“, sagte er. „Geschäftlich? Nein. Einer geht, der nächste kommt. So läuft das. Aber es gibt Leute, bei denen man merkt, wann sie fehlen. Du wärst so einer. Nicht, weil du besonders bist. Sondern weil du so konsequent in deiner Kaputtheit bist.“

Der Púca war über den Tresen geklettert, stand jetzt direkt neben ihm. Er legte den Kopf schief, betrachtete den Barkeeper mit einem Blick, der fast respektvoll war. „Er sieht dich so klar wie ich“, sagte er. „Nur ohne meine Zähne.“

Es war in einer dieser Nächte, in denen alles ein bisschen zu deutlich war. Nicht wegen Nüchternheit – die war längst aus dem Spiel –, sondern weil der Körper müder war als der Alkohol stark. Die Musik war leise, die Gesichter vertraut, das Licht flach. Der Púca saß auf einem Barhocker, den sonst niemand mochte, weil eine Schraube fehlte und er leicht kippelte. Er liebte das. Das Schwanken. Die Möglichkeit, mit wenig Aufwand umzufallen.

Der Barkeeper wischte Gläser, so wie immer. Aber seine Bewegungen waren langsamer, konzentrierter. Es war spät, kurz vor „Letzte Runde", als er den Lappen beiseite legte und sich mir direkt gegenüber hinstellte. Keine Flasche in der Hand, kein Glas, keine Zigarette im Mundwinkel. Nur er, die Theke zwischen uns, und die Augen, die mehr sagten, als gut für mich war.

„Sag mal", begann er, „weißt du, wie viele Jahre du hier schon sitzt?" Ich versuchte zu rechnen, scheiterte schon beim Anlauf. Zeit hatte keine klare Struktur mehr, seit die Tage alle gleich schmeckten. „Ein paar", sagte ich. „Zu viele? Zu wenig?" Er schnaubte. „Ich hab dich das erste Mal gesehen, da warst du noch nervös, wenn du bestellt hast", sagte er. „Da hast du noch auf die Preise geschielt und so getan, als würdest du morgen früh was Wichtiges tun müssen."

Die Erinnerung tat weh. Ich sah mich kurz dort sitzen, jünger, mit einem anderen Kater, einem, der noch nicht wusste, wie lange er bleiben würde. Der Púca war vielleicht irgendwo schon im Raum gewesen. Vielleicht in der Ecke, vielleicht im Spiegel. Ich hatte ihn nicht gesehen. Ich hatte noch an meinen eigenen Willen geglaubt.

„Du bist übergegangen", sagte der Barkeeper. „Vom Kunden zum Inventar." Das tat mehr weh als jedes „Du säufst zu viel". Inventar. Etwas, das da ist, wenn man den Laden aufschließt, und da ist, wenn man abschließt. Ich starrte auf die klebrige Theke, auf meine Hände, die Spuren im Holz hinterlassen hatten, über Jahre verteilt. „Und du?" fragte ich. „Bist du Inventar oder Eigentümer?"

Er grinste kurz. „Ich bin der, der am Ende das Licht ausmacht", sagte er. „Das ist alles. Ich entscheide nicht, wer bleibt. Ich entscheide nur, wann Schluss ist." Der Satz blieb in der Luft hängen, schwer. Der Púca horchte auf. Seine Ohren zuckten, er drehte den Kopf zum Barkeeper. Es war, als hätte einer einen Begriff benutzt, den sonst nur sie verwenden: Schluss.

„Du redest, als wärst du mehr als nur der Typ hinter der Theke", sagte ich. Er zuckte mit den Schultern. „Ich bin genau das", sagte er. „Aber ich bin auch der, der weiß, wer hier zum letzten Mal rausgegangen ist, ohne es zu merken. Und der, der die Gläser vom Platz räumt, an dem sie nie wieder jemand anfasst."

Etwas in mir zog sich zusammen. Ich sah mich plötzlich von außen: der Hocker, der Mantel, das Glas, die Kippe, der Blick auf den Automaten, der Púca auf meiner Schulter. Ein Bild, das man als „typisch" abspeichern konnte. Und dann die Vorstellung, dass dieser Hocker irgendwann leer steht. Dass jemand anderes ihn nimmt oder dass der Barkeeper ihn beiseite schiebt. „Denkst du, du bist irgendwann derjenige, der meine letzten Reste wegwischt?" fragte ich.

Er sah mich lange an. Kein Lächeln, keine Flucht. „Wahrscheinlich", sagte er. „Nicht, weil ich's will. Weil ich da sein werde. Ich bin immer da, wenn ihr aufhört mitzuspielen. Mal krieg ich es mit, mal erfahr ich's später. ‚Der kommt nicht mehr.' ‚Der ist umgekippt.' ‚Der sitzt

jetzt woanders – oder nirgends mehr.‘ Ich bin der, der sich noch erinnert, wie ihr euer letztes Bier hattet.“

Der Púca schob sich näher zu ihm, fast Schulter an Schulter. Ich sah zum ersten Mal, wie ähnlich sich die beiden waren. Nicht im Gesicht, nicht im Körper. In diesem Blick. Dieser ruhige, abwartende Blick von denen, die wissen, dass sie mehr Zeit haben als alle anderen im Raum. „Ihr seid euch ähnlich“, sagte ich. „Du und er.“ Ich nickte zum Púca. Der Barkeeper sah kurz dahin, wo ich hingedeutet hatte, und schüttelte dann leicht den Kopf, als wüsste er, dass da was ist, aber sich geweigert hatte, es scharf zu stellen.

„Ich hab meine eigenen Geister“, sagte er. „Ihr seht eure. Ich seh meine.“ Der Satz ließ mich frösteln. Vielleicht hockten über ihm auch irgendwelche Biester, die ich nicht sehen konnte. Vielleicht flüsterte ihm etwas nachts ins Ohr, wenn er alleine die Aschenbecher ausleert, die Gläser stapelt, das Geld zählt. „Du weißt zu viel“, sagte ich. „Über uns. Über das Ende.“

Er nickte, ohne stolz darauf zu sein. „Wissen nützt nichts“, sagte er. „Es macht die Geschichten nur klarer. Aber ändern tut es nichts. Ich hab drei Typen gesehen, die hier groß verkündet haben, dass sie aufhören. Sie waren die ersten, die ich später nicht mehr gesehen habe, weil sie im Krankenhaus lagen. Und ich hab fünf gesehen, die gesagt haben: ‚Ich sterb hier.‘ Die sind jetzt irgendwo in Reihenhäusern und grillen am Wochenende. Ich bin nicht das Schicksal. Ich bin das Inventar, das zuhört.“

Der Púca lachte kurz, trocken. „Er lügt sich an“, murmelte er. „Er weiß, dass er eine Rolle spielt. Aber er hält sich an seinen Tresen fest, damit er nicht merkt, wie sehr.“ Ich sah ihn an. „Hast du jemals jemanden rausgeworfen, weil du wusstest, dass er sich sonst umbringt?“ fragte ich den Barkeeper. Er legte den Kopf schief, dachte nach. „Ich hab Leute rausgeschmissen, weil sie die anderen gefährdet haben“, sagte er. „Wenn einer anfängt zu schlagen, fliegen sie. Wenn einer nur sich selbst schlägt, ist das seine Sache.“

Da war er wieder, der kalte Kern. Die Grenze. Du denkst immer, der Barkeeper sei auf deiner Seite. Aber seine Seite ist die des Ladens. „Wenn du morgen umfällst, ist das schlimm“, sagte er. „Für dich. Für ein paar Leute vielleicht. Für die Bar ist es Dienstag.“

Ich nahm einen tiefen Schluck, spürte, wie das Bier sich in mein halbverdünntes Blut mischte. Der Vertrag in mir vibrierte leise, als wolle er sagen: Hörst du zu? So sieht’s aus. Der Púca legte mir eine Hand in den Nacken, sein Griff war federleicht und eiskalt. „Er macht’s dir leichter“, flüsterte er. „Er zeigt dir, dass du ersetzbar bist. Das nimmt dir die Illusion, jemand Besonderes zu sein. Das ist gut für mich.“

„Weißt du, was ich an dir am meisten fürchte?“ sagte ich zum Barkeeper. Es war spät, der Filter war dünn. Er hob eine Augenbraue. „Na?“ „Dass du der letzte bist, der meinen Namen noch kennt, wenn ich weg bin“, sagte ich. „Nicht als Zahl, nicht als Akte. Als Typ, der immer da saß.“ Er sah mich lange an. Dann nickte er langsam. „Kann sein“, sagte er. „Ich hab viele Namen im Kopf, die keiner mehr benutzt. Du wärst in guter Gesellschaft.“

„Und vergisst du die irgendwann?“ fragte ich. Er lächelte schief. „Nur, wenn ich selbst mal zu viel trinke“, sagte er. „Solange ich klar genug bleibe, bleibt ihr auch. Das ist mein Fluch.“ Der Púca schmunzelte. „Siehst du“, sagte er, „jeder hat seinen Vertrag. Deiner ist nur auf Papier. Seiner ist in seinem Kopf.“

Später, als ich ging, stand er noch immer hinter der Theke. Ich zog die Jacke an, griff nach meinen Schlüsseln, die jetzt leichter waren, seit kein Kleeblatt mehr dranhängte. „Bis morgen“, sagte ich automatisch. Er antwortete nicht mit „Klar“ oder „Freu mich“, wie er es bei anderen tat. Er sagte nur: „Wenn du kommst, bin ich da.“ Das war keine Drohung, kein Trost. Nur eine Tatsache.

Draußen war die Luft kalt, der Mond irgendwo hinter Häusern, der Púca an meiner Seite, leise summend. Ich dachte daran, dass es da drinnen jemanden gab, der den Moment kennen würde, in dem ich zum letzten Mal die Tür aufdrückte, das erste Glas bekam, das letzte Glas leerte. Und ich wusste, der Barkeeper wird es sich merken. Der Mann, der zu viel weiß, wird am Ende auch das wissen: wann mein Vertrag abläuft. Und er wird danach ein Glas polieren, den Tresen wischen und auf den nächsten warten, der denkt, er wäre einzigartig in seinem Untergang.

Ich bin nur einer von vielen, die an dieser Theke zerbröseln. Aber es gibt zwei Zeugen, die sich jedes Detail merken: den Barkeeper, der zu viel weiß. Und das Biest, das daneben sitzt und leise zählt, wie viele Schlucke noch übrig sind.

Ein Pferd im Spiegel, ein Biest in dir

Das mit dem Pferd fing im Badezimmer an. Nicht im Traum, nicht in irgendeiner Vision nach zu vielen Tabletten und zu wenig Schlaf. Im ganz normalen, hässlichen Badezimmer, das schon lange keinen frischen Anstrich mehr gesehen hatte. Gelbe Fliesen, graue Fugen, ein Spiegel, der schon so viele Gesichter gesehen hatte, dass er sich wahrscheinlich für keins mehr interessierte. Ich war verkatert, aber das war ich immer. Also kein Sonderzustand. Ich beugte mich vor, drehte den Wasserhahn auf, ließ das kalte Nass über meine Hände laufen und dann ins Gesicht. Standardprogramm, um dem Kopf vorzugaukeln, es ginge gleich bergauf.

Als ich den Kopf hob und in den Spiegel sah, war da zuerst nur ich. Aufgequollen, Augen, die aussahen, als hätten sie eine private Beerdigung hinter sich, Bartstoppeln, die mehr Schatten als Haare waren. Nichts, was ich nicht kannte. Dann blinzelte ich, nur einmal, und plötzlich war etwas anders. Es war nicht so, dass mir ein fremdes Gesicht entgegenstarrte. Es war immer noch meins. Aber die Proportionen stimmten nicht mehr.

Die Augen waren zu groß geworden. Nicht im Sinn von Kulleraugen, eher in der Tiefe. Dunkle, glänzende Flächen, in denen das Licht sich anders brach. Die Pupillen wirkten länglicher, als hätten sie keine Lust mehr auf Rundungen. Die Stirn erschien höher, die Wangen schmaler, der Mund irgendwie nach hinten gezogen. Und da war dieses Ding, das ich erst nicht einordnen konnte: eine Härte im Blick, die nicht menschlich war. Ich stand da und dachte: Das sind Pferdeaugen. An meinem Gesicht.

Ich hätte lachen können. Ich hätte sagen können: „Du bildest dir Mist ein, das ist nur der Kater, die schlechten Nächte, die zu vielen Stunden im Neonlicht der Bar.“ Aber statt zu lachen, trat ich einen Schritt näher an den Spiegel. Die Fliesen hinter mir verschwammen, mein Gesicht füllte das Glas. Und je näher ich kam, desto deutlicher wurde es. Nicht, dass mir ein Pferd entgegen grinst, so weit ging der Zauber dann doch nicht. Aber irgendwas in der

Struktur war verrutscht. Ein Zug nach vorne, eine flache Stirn im Schatten, ein Hauch von Maul, wo eigentlich ein Mund sein sollte.

Der Púca saß auf dem Spülkasten, wie meistens, wenn ich im Bad stand. Er ließ die Beine baumeln und beobachtete mich mit seinem typischen „Na, wird's interessant?"-Blick. Als ich mich dem Spiegel näherte, beugte er sich ebenfalls vor und sah über meine Schulter. In der Spiegelung war er nicht da. Nur ich, das Waschbecken, die Fliesen. Aber das Gesicht, das mich ansah, war nicht ganz meine Erinnerung von mir.

„Siehst du es?" fragte er, und ich wusste nicht, ob er damit das Pferd meinte oder mich. „Ich sehe, dass ich alt werde", murmelte ich. „Und dass der Spiegel auch keinen Bock mehr auf mich hat." Der Púca kicherte. „Du siehst, dass du zur richtigen Form findest", sagte er. „Zur Arbeitsform. Du wirst reitbar."

Das Wort traf mich seltsam. Reitbar. Ich dachte an diese ersten Nächte, in denen er neben mir in der Bar aufgetaucht war, halb Schatten, halb Kaninchenalptraum. An den Mann mit den Pferdeaugen, der mal behauptet hatte, er sei nur Vermittler. Alles zog sich kurz zusammen zu einem Gedanken: Irgendwer sitzt im Sattel, und du bist nicht der mit den Zügeln in der Hand.

Ich rieb mir die Augen, spritzte noch mehr Wasser ins Gesicht, als könnte ich die Konturen wegwaschen. Aber als ich wieder hochsah, waren die Augen immer noch zu tief, zu glänzend, zu ruhig. Ich kannte diesen Blick. Ich hatte ihn bei Pferden gesehen, die im Kreis laufen müssen, weil irgendein Idiot beim Reitsport Geld gewinnen will. Dieses Ertragen, dieses Laufen, ohne zu fragen, wo es hingeht. Ich hatte ihn in den Automatenhallen gesehen, wenn einer stumm vor dem blinkenden Kasten steht und drückt, drückt, drückt, als wäre das sein Trab.

Der Púca rutschte näher, streckte eine seiner langen Finger aus und tippte leicht gegen mein Spiegelbild. Nicht gegen das Glas. Direkt in mein Gesicht, dort, wo die Pupille war. Natürlich berührte er nichts, aber ich spürte es trotzdem. Ein kalter Stich hinterm Auge, der kurz so hell aufblitzte, dass ich dachte, ich kippe gleich nach hinten. „Ein Pferd im Spiegel", flüsterte er. „Ein Biest in dir. Gute Kombination."

Ich dachte an den Mann mit den Pferdeaugen. Wie er immer da war, wenn irgendwas Vertragsartiges passierte. Wie er mich hingeleitet hatte, zum Kiosk, zur Bar, zum Zettel. Plötzlich kam mir der Gedanke, dass er vielleicht gar kein eigener Typ ist. Vielleicht nur eine Vorstufe von dem, was ich da gerade im Spiegel sah. Eine Werbung. „So könnten ihre Augen aussehen, wenn Sie lange genug so weitermachen."

„Bin ich das? Oder ist das deiner?" fragte ich, ohne den Blick vom Glas zu lösen. „Wessen Augen sind das?" Der Púca zuckte mit den Schultern. „Du glaubst immer noch, wir wären sauber getrennt", sagte er. „Du, ich, er. Als wären wir drei verschiedene Verträge. Ihr seid nur unterschiedliche Abteilungen in derselben Firma. Er macht die Angebote, ich mache die Eintreibung, du unterschreibst."

Ich fuhr mir mit der Hand übers Gesicht, als könnte ich die Knochen darunter zurechtrücken. Die Wangen fühlten sich normal an, die Stirn auch, keine Schnauze wuchs mir, keine Ohren schoben sich durch die Haut. Aber da war diese verdammte Haltung im Blick. Ein Tier, das weiß, dass es nicht mehr frei läuft, aber trotzdem noch Muskeln hat. Eins, das benutzt wird. Ein Körper, der sich bereit macht, das Gewicht zu tragen, das nicht seins ist.

Die Erinnerung an früher kam hoch – nicht an irgendwelche romantischen Momente, sondern an die Zeit kurz nach der Schule, als ich das erste Mal in der Tür zu einer Spielhalle stand. Neon, Plastik, diese merkwürdige sterile Luft. Ich hatte kaum Geld, aber es war egal. Ich war aufgeregt. Es fühlte sich an, als wäre das eine Schwelle in eine andere Welt. Glück, Gewinne, alles auf einmal. Ich sehe mich da stehen, mit Münzen in der Hand, und ich erkenne in dem jungen Gesicht irgendwas, was dem im Spiegel heute ähnlich ist: Erwartung. Die war damals noch nach vorne gerichtet. Heute schaut sie nur noch, ob der nächste Tritt kommt von vorne oder von hinten.

„Du wirst aussehen wie er", sagte der Púca. „Wie wer?" „Der Typ mit den Pferdeaugen. Nur ohne seine Ruhe. Du kriegst die Augen, aber nicht die Distanz. Du bleibst drin, er steht daneben. Schlechter Deal." Ich fühlte, wie sich in mir etwas wehrte, ein Rest von „Ich bin doch kein verdammtes Pferd". Aber das blieb im Hals stecken. Welche Alternative gab es? Ich hatte mich jahrelang verhalten wie eines, das man im Kreis treibt. Gleiche Wege, gleiche Runden, immer wieder dieselben Hindernisse nehmen, bis der Körper nicht mehr kann. Wer so lange so läuft, braucht sich nicht wundern, wenn er irgendwann auch so aussieht.

Ich knipste das Licht aus, bevor ich noch länger auf dieses Halbtiergesicht starren konnte. Im Dunkeln ist man wieder nur ein Haufen Knochen und Müdigkeit. Der Púca glitt von der Spülung, lautlos wie immer, und folgte mir in die Küche. „Du wirst dich noch öfter sehen", sagte er. „Im Spiegel, in Schaufenstern, im Glas. Je weniger Glück du übrig hast, desto deutlicher wird die Form."

Ich griff nach der Zigarettenschachtel, obwohl die Lunge noch vom Blutspucken brannte, und zündete mir eine an. Das Feuerzeug spiegelte kurz einen Ausschnitt meines Gesichts. Klein, verzerrt. Genug, um noch einmal kurz diese fremden Augen zu sehen, diesen Ausdruck zwischen Resignation und Aggression. Ein Pferd im Spiegel. Ein Biest irgendwo dahinter. Und du mittendrin, als wüsstest du nicht mehr genau, wer gerade wen reitet.

Der Tag ging los wie alle anderen auch. Kater, Kaffee, Kippe, Rechnungen, Ignorieren. Aber das Gesicht aus dem Spiegel war jetzt mit unterwegs. In jeder Fensterscheibe, in jedem dunklen Metall, in jedem Spritzer Wasser, der irgendwas reflektierte. Und je öfter ich es sah, desto weniger konnte ich so tun, als sei das nur Einbildung. Man wird nicht über Nacht zum Pferd. Man ist es eine ganze Weile, bevor es der Spiegel endlich ehrlich zeichnet.

In der Bar hängen keine Spiegel, und das ist kein Zufall. Spiegel machen ehrlich, und Ehrlichkeit ist schlecht fürs Geschäft. Keiner will sein Gesicht sehen, wenn er gerade versucht, die Realität weichzutrinken. Statt Spiegeln gibt es Flaschen, Neonröhren, verkratzte Scheiben, in denen sich das Licht so bricht, dass du höchstens erkennst, wie voll es ist, nicht wie voll du bist. Trotzdem kriechen Spiegelbilder überall rein, wenn sie sich erstmal in deinem Kopf einquartiert haben.

Der erste richtige Schlag kam auf dem Klo der Bar. Die Klos hier sind keine Orte für große Erkenntnisse, eher für kleine Katastrophen: geplatzte Blasen, verkackte Drogen, heimliche Tränen. Der Spiegel über den Waschbecken war blind, an den Rändern abgestoßen, die Mitte verschmiert von Händen, die versucht hatten, sich zurechtzumachen und dabei nur mehr Schlieren hinterlassen haben. Früher hab ich da nur flüchtig reingeguckt – reicht ja, zu sehen, dass man noch ein Gesicht hat. An diesem Abend blieb ich hängen.

Ich war schon gut unterwegs. Der Tag hatte mir die letzte Kraft aus den Gelenken gezogen, die Blutspende, das Arbeiten, der Kater. Das Bier hatte die Lücken gefüllt, wie Beton, den

man in Risse gießt. Der Púca war den ganzen Abend dicht bei mir gewesen, ungewöhnlich ruhig, nur seine Augen wandernd. Der Mann mit den Pferdeaugen war auch da, irgendwo am Rand, ein Glas in der Hand, in dem nichts glitzerte. Man merkte seine Anwesenheit daran, dass bestimmte Sätze im Raum langsamer wurden, als wollten sie nicht an ihm vorbei.

Ich ging aufs Klo, weil der Körper seinen Tribut forderte. Der Geruch aus der Kabine war eine Mischung aus Reinigungsmittel, Restpisse und verschüttetem Bier. Standard. Ich stand am Waschbecken, drehte das Wasser auf, ließ es laufen, mehr aus Gewohnheit als aus Sauberkeitsdrang. Als ich hochsah, war das Pferd schneller da als ich.

Ich erkannte mein Gesicht, klar. Aber darübergelegt war etwas anderes. Kein kompletter Pferdekopf, nicht diese billige Horrorfilmoptik. Eher wie eine zweite Haut, die sich unter meiner bewegte. Die Stirn wirkte schmal, die Augen lagen tiefer, glänzender, die Nase zog nach vorn. Der Mund war ein Schatten, der sich weiter nach hinten zog, als er sollte. Und am schlimmsten waren wieder die Augen. Dieser filmartige Glanz, den Tiere haben, kurz bevor sie losrennen oder anfangen zu treten.

Ich hielt mich am Becken fest, merkte, wie die Finger in der nassen Keramik rutschten. Der Raum wurde enger, das Neonlicht flackerte, wie es das immer tat, aber diesmal schien es sich mit meinem Puls abzustimmen. Hinter mir im Spiegel glaubte ich kurz, den Púca zu sehen – aber wenn ich genauer hinsah, war er nicht da. Stattdessen schien etwas anderes direkt in meinem Nacken zu sitzen. Nicht mit Kontur, mehr als Gewicht. Etwas, das mich nach vorne drückte.

Die Tür ging auf, der Mann mit den Pferdeaugen kam rein. Ich sah ihn im Spiegel, bevor ich mich umdrehte. Er sah genauso aus wie immer: ruhig, zu klar, zu aufmerksam. Was anders war: In seinen Augen war derselbe Glanz, den ich gerade in meinen gesehen hatte. Pferdeblick trifft Pferdeblick. Zwei Tiere in einer Schlachterei.

„Schöner Hals“, sagte er und stellte sich neben mich, als wäre das hier eine normale Szene zwischen zwei Kerlen, die sich die Hände waschen. „Sind schon viele Zügel drüber gegangen.“ Ich lachte kurz, weil ich nicht wusste, was ich sonst machen sollte. „Man tut, was man kann“, sagte ich. „Was willst du hier, im heiligen Raum des schlechten Lichts?“ Er sah mein Spiegelbild an, nicht mich direkt. „Ich wollte dir zeigen, wie weit du schon bist“, sagte er. „Der Púca macht gute Arbeit.“

Der Name im Klo, im Neonflackern, ließ etwas in meinem Kopf klirren. „Siehst du das auch?“ fragte ich und deutete aufs Glas. „Siehst du das Pferd?“ Er legte den Kopf schief. „Ich sehe einen Mann, der langsam aufhört, Mensch zu spielen“, sagte er. „Einen, der gelernt hat, seinen Rücken hinzuhalten. Der weiß, wie man läuft, wenn andere treiben. Das ist die Vorstufe zum Pferd. Ein brauchbarer Zustand.“

Ich starrte ihn an. „Und du?“ fragte ich. „Was bist du? Der Züchter? Der Reiter? Der Schlachter?“ Er lachte leise. „Ich bin der, der den Handel einfädelt“, sagte er. „Ich bringe euch und das Biest zusammen. Ich stelle euch aneinander vor. Der Rest ist Chemie. Oder Schicksal. Nenn es, wie du willst.“

Im Spiegel verschoben sich die Konturen wieder. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, ganz verschwunden zu sein. Nur noch Augen, Maul, Schatten. Ich blinzelte heftig, nahm einen tiefen Atemzug und hustete. Es schmeckte metallisch, aber es kam kein Blut. Noch nicht. Der Púca ließ sich auf dem Papierhandtuchspender nieder, der natürlich nicht im

Spiegel sichtbar war. Er hatte seine Finger ineinander verschränkt und sah uns zu, als würde er eine Lieblingsszene zum dritten Mal schauen.

„Wieso ein Pferd?“ fragte ich, mehr mich selbst als die beiden. „Warum nicht ein Hund, ein Wolf, irgendwas mit Reißzähnen, das wenigstens nach Gefahr aussieht?“ Der Mann mit den Pferdeaugen lachte wieder, diesmal dunkler. „Weil Pferde nützlich sind“, sagte er. „Sie tragen. Sie ziehen. Sie lassen sich reiten. Sie können durchgehen, ja, aber dafür muss man sie wirklich schlecht behandeln. Meistens laufen sie einfach weiter, solange man ihnen Leine gibt. Du bist kein Wolf. Du bist Transport.“

Der Satz tat weh, weil er passte. Ich hatte mein Leben lang Sachen getragen, die nicht mir gehörten: Schuld, Erwartungen, fremde Probleme, eigene Ausreden. Ich hatte mich durch Jobs geschleppt, die mich nicht interessierten, durch Beziehungen, die mir nicht guttaten, durch Nächte, in denen ich für andere den Clown gegeben hatte, während ich innerlich schon den Stall gesucht hatte. Warum sollte das jetzt anders sein? Das Biest in mir hatte genau den richtigen Körper gefunden, um es bequem zu haben.

„Und was ist das Biest?“ fragte ich. „Du? Er?“, ich nickte zum Púca. „Oder irgendwas, das ich mal war?“ Der Mann mit den Pferdeaugen zog ein Handtuch von der Rolle, trocknete sich die Hände viel gründlicher, als nötig war. „Das Biest ist das, was übrig bleibt, wenn du aufhörst, dich zu belügen“, sagte er. „All die Gier, die Müdigkeit, die Lust am Untergang, die du vorher anderen zugeschoben hast – Behörden, Exen, Chefs, Eltern, Gott. Das sammelt sich in einem Haufen und will irgendwo wohnen. Der Púca ist nur die Form, die du sehen kannst. Der Rest wohnt längst in dir.“

Ich sah mir selbst in die Augen. Und darin, ganz tief hinten, hinter den schwarzen Flächen, war wirklich etwas, das nicht mehr zurückwollte. Kein Kind, das gerettet werden möchte. Kein Erwachsener, der noch hofft, seine Geschichte umzuschreiben. Eher ein Tier, das begriffen hat, dass es gezogen wird. Und sich damit arrangiert. Die Frage war nicht mehr „Wie entkomme ich?“ sondern „Wie weit geht das noch gut?“

Der Púca sprang vom Spender, stellte sich neben mich. So nah, dass ich seine Präsenz spüren konnte, auch wenn sein Körper nicht im Glas auftauchte. „Du willst wissen, ob du noch absteigen kannst“, flüsterte er. „Ob du das Pferd sein musst oder ob du noch mal auf die Idee kommst, selbst irgendwo draufzusitzen.“ Ich nickte unmerklich. Das war tatsächlich der Gedanke, der irgendwo zwischen Kater und Blutspucken festhing.

Der Mann mit den Pferdeaugen sah mir direkt ins Gesicht, nicht mehr in den Spiegel. Seine Pupillen waren groß, dunkel, ruhten auf mir wie zwei Nägel. „Es gibt Menschen, die reißen sich den Sattel vom Rücken“, sagte er. „Die springen aus der Spur. Die lassen sich nicht mehr treiben. Die meisten landen dann im Graben oder im Knast oder in irgendeiner Zelle mit weichen Wänden. Ein paar schaffen es in ein anderes Leben. Du…“ Er hielt inne, musterte mich, als würde er eine Zahl schätzen. „Du bist nicht der Typ für Sprünge. Du gehst eher langsam kaputt. Ohne Sprung. Mit System.“

Ich lachte, kurz, heiser. „Na wenigstens bin ich konsequent“, sagte ich. Der Púca nickte zufrieden. „Das Biest in dir liebt Konsequenz“, murmelte er. „Es hasst nur eins: Zögern. Zweifel. Da kommt der Spiegel ins Spiel. Er zeigt dir, was du geworden bist. Damit du aufhörst zu denken, du wärst noch alles Mögliche.“

Ich drehte das Wasser ab, spritzte mir noch einmal ins Gesicht, als könnte ich die Konturen wegwischen. Als ich den Kopf hob, war das Pferd milder. Die Augen waren wieder ein Stück menschlicher, nur der Glanz blieb. Vielleicht war das alles nur eine Mischung aus Alkohol, Neonflimmern und schlechter Fantasie. Vielleicht auch nicht. Am Ende ist es egal: Wenn du dich lang genug wie ein Tier verhältst, fragt keiner mehr, ob dir Hörner oder Hufe gewachsen sind. Sie behandeln dich einfach so.

Ich verließ das Klo, zurück in den dumpfen Raum mit den Stimmen, den Gläsern, den Automaten. Der Púca lief neben mir her, der Mann mit den Pferdeaugen ließ sich wieder in seinen Schatten zurückfallen. Und jedes Mal, wenn ich an diesem Abend ein Glas anhob, sah ich kurz, verzerrt in der Oberfläche, nicht mich, sondern irgendwas, das eher an ein Pferd erinnerte. Ein Arbeitstier. Ein Läufer. Einer, der noch ein paar Runden schafft, bevor er endgültig eingeht.

Die Stadt ist voller Spiegel, wenn man einmal angefangen hat, sich in ihnen zu fürchten. Schaufenster, Autoscheiben, dunkle Hausflure mit Glas an den Wänden, selbst Pfützen, in denen sich Laternenlicht bricht. Früher habe ich das alles übersehen. Ich bin durch die Straßen gelaufen wie durch einen Tunnel: Ziel Bar, Ziel Kiosk, Ziel irgendeiner Couch. Jetzt schlich ich da durch wie ein Tier, das ahnt, dass irgendwo Jäger stehen könnten – bloß waren die Jäger meine eigenen Augen.

Es war spät in der Nacht, kurz nach einer dieser Unterhaltungen, bei denen der Barkeeper mehr über mich gesagt hatte, als mir lieb war. Ich war raus auf die Straße, der Kopf voll Bier, der Körper voll Müdigkeit, die Gedanken voll Pferdebilder. Der Mond hing irgendwo hinter den Wolken, nicht mehr so laut wie neulich, aber präsent. Die Luft war kühl, diese Sorte, die in kaputte Zähne kriecht. Ich zog die Jacke enger um mich, obwohl ich wusste, dass das Innere das Problem war, nicht die Temperatur.

Ich lief an einem Auto vorbei, schwarzer Lack, halb im Schatten. Die Scheibe spiegelte die Straße und einen Teil von mir. Der erste Reflex war, wegzuschauen, aber irgendwas in mir zwang mich, stehenzubleiben. Ich sah mich selbst in der Scheibe – oder das, was davon übrig war. Der Kopf schief, die Schultern etwas hochgezogen, die Hände tief in den Taschen. Und dann bemerkte ich, dass die Umrisse nicht stimmten. Der Oberkörper war zu lang, der Kopf zu klein aufgesetzt, der Hals zu massiv. Ich blinzelte, machte einen Schritt zurück, und für einen Moment war es, als würde da wirklich ein Pferd stehen. Ein dünnes, abgerittenes, mit eingefallenen Flanken, aber eindeutig kein Mensch.

„Krieg ich jetzt Halluzinationen?“ fragte ich in die Nacht. Der Púca tauchte wie aus dem Nichts neben mir auf, setzte sich auf die Motorhaube, ohne Spuren zu hinterlassen. „Du siehst dich endlich so, wie wir dich schon lange sehen“, sagte er. „Mach dir nichts draus. Manche brauchen Jahre dafür.“ Ich starrte auf die Scheibe. Der Kopf des Pferds bewegte sich im Takt meiner Atemzüge. Wenn ich den Kopf schief legte, tat es das auch. Kein eigener Wille. Nur Spiegel.

„Wer ist ‚wir‘?“ fragte ich. „Du und dein Pferdemakler?“ Der Púca grinste. „Wir, die wir von dir leben“, sagte er. „Ich, der Vertrag, die Straße, die Bar, die Automaten, all das. Du bist das Tier, das uns zieht, Tag für Tag. Was dachtest du denn, wovon wir existieren? Von Luft und Leitungswasser?“

Ich lachte bitter. „Ich dachte, ihr wäret Dämonen oder so“, murmelte ich. „Irgendwas Mystisches, Dunkles, aus einer anderen Welt.“ Er schnaufte. „Dämonen haben Stil“, sagte er.

„Das hier ist nur Verwaltung. Die Welt braucht Leute wie dich, die sie durchziehen. Die Rechnungen bezahlen, die Gläser leeren, die Automaten füttern, die Mahnbriefe stapeln. Du bist logistische Infrastruktur für den Untergang. Mehr nicht."

Ich ging weiter, vorbei an einem geschlossenen Friseursalon, in dessen Fenster leere Stühle und tote Pflanzen standen. Im Glas sah ich wieder eine Verzerrung, diesmal nicht so deutlich wie beim Auto, aber genug, um ein Gefühl zu hinterlassen. In jedem Reflex, in jeder Oberfläche war eine Ahnung von etwas Tierischem, das meinen Platz eingenommen hatte. Ich fühlte mich plötzlich schwerer, als würde ich tatsächlich Hufe hinter mir herziehen, statt Füße.

An der Ecke eines leerstehenden Ladens blieb ich noch mal stehen. Die Scheiben waren teilweise mit Zeitungspapier abgeklebt, Lücken dazwischen. In einer dieser Lücken spiegelte sich fast mein ganzer Körper. Und diesmal sah ich ihn deutlich: Auf meinem Rücken hockte der Púca. Nicht als kleiner, kichernder Kobold, wie ich ihn neben mir sah. In der Spiegelung war er größer, länger, schwerer. Seine Beine um meinen Oberkörper geschlungen, die Hände in meinem Haar, als hielte er Zügel. Sein Maul dicht an meinem Ohr, die Zähne knapp an der Haut. Seine Augen leuchteten, zwei helle Punkte über mir.

Ich stand da, wie angewurzelt. Wir bildeten zusammen eine Einheit, die ich nicht mehr auseinanderklamüsern konnte. Ein Tier, das läuft. Ein Reiter, der lenkt. Und irgendwo dazwischen der Mensch, der längst aufgehört hatte zu fragen, wer hier wem gehört. „Siehst du's jetzt?" fragte der Púca leise. Ich nickte. „Also bin ich das Pferd und du der Reiter", sagte ich. Es war keine Frage mehr. „Manchmal reite ich, manchmal trag ich", antwortete er. „Manchmal bist du das Biest, manchmal ich. Es wechselt. Aber eins ist klar: Du hast mich nicht auf den Rücken gezwungen. Du hast mich eingeladen."

Ich dachte an all die Abende, an denen ich vor den Automaten geflucht hatte, an „Pech" geglaubt hatte, ans „Schicksal". An all die Nächte, in denen ich die Flasche als Feind bezeichnet hatte, die Kippe, den Chef, die Ex, die Stadt. Wie oft hatte ich gesagt: „Die machen mich kaputt." Und wie selten hatte ich zugegeben, dass ich ihnen die Tür selbst aufgeschlossen hatte, mit beiden Händen. „Es fühlt sich besser an zu glauben, man wird geritten", sagte ich, mehr zu mir als zu ihm. „Als zuzugeben, dass man irgendwann gesagt hat: Steig auf."

Der Púca lachte leise. „Willkommen im Club", sagte er. „Die meisten schreien ‚Runter!', wenn der Sattel drückt, und vergessen, dass sie selbst das Zaumzeug gekauft haben." Ich sah noch einmal in die Scheibe. Hinter uns, im dunklen Inneren des Ladens, war nur Leere. Kein Regal, kein Licht, kein Leben. Nur unser Doppelbild auf der glatten Fläche: Pferd, Biest, Mensch – drei in einem, nicht mehr sauber zu trennen.

Ich ging weiter, weil man irgendwann immer weitergeht, selbst wenn man keine Richtung mehr hat. Jeder Schritt klang auf dem Bürgersteig dumpf, als wäre da mehr Gewicht als nur mein Körper. In den Fenstern der Häuser zogen Schatten vorbei, Menschen, die in ihren Wohnzimmern saßen, auf Sofas, vor Fernsehern, in Küchen, an Tischen. Familien, Paare, Einzelne. Jeder mit seinem eigenen kleinen Biest, seinem eigenen Vertrag. Ich fragte mich, wie viele von denen sich abends im Spiegel ansehen und kurz ein Tier sehen, bevor sie wegschauen.

„Und was ist mit dem Biest in mir?" fragte ich, irgendwann, halb laut. „Wenn du der bist, der auf dem Rücken sitzt, was ist dann das, was ich im Bauch spüre? Dieses Ding, das lacht,

wenn ich verliere, und zufrieden ist, wenn ich mich wieder einen Schritt tiefer reinreite?“ Der Púca blieb stehen, sah mich ernst an. Es war selten, dass er ernst war. „Das bist du“, sagte er. „Das bist du, wenn du aufhörst, Opfer zu spielen. Das ist die Version von dir, die nicht mehr so tut, als wäre das alles ein Unfall.“

Wir standen an einer Ampel, die für niemanden auf Rot schaltete. Kein Auto, keine Menschen, nur wir, das leere Kreuz, das rote Licht. Ich ging bei Rot. Die Straße war leer, aber es fühlte sich an wie eine kleine, lächerliche Geste: irgendwas übertreten, wenn man schon die großen Grenzen längst eingerissen hat. Der Púca ging neben mir her, leichtfüßig. „Du willst, dass jemand anderes die Verantwortung trägt“, sagte er. „Der Alkohol, das Biest, die Stadt, der Mond. Aber am Ende bist du der, der den Stift in der Hand hatte, als unterschrieben wurde.“

Auf der anderen Seite der Straße, vor einem dunklen Schaufenster mit dem verblassten Schriftzug „Alles muss raus“, blieb ich noch einmal stehen. Es war nur eine schwarze Fläche, kein Licht dahinter, nur mein Schatten davor. Diesmal sah ich kein Pferd, keinen Reiter. Nur eine dunkle Silhouette, kaum Kontur, nur Umrisse. Es hätte jeder sein können. Irgendein Typ in irgendeiner Stadt, zu spät, zu betrunken, zu müde. Und plötzlich war das fast schlimmer als alle Pferdebilder zusammen: die Erkenntnis, dass ich so austauschbar war wie ein Hocker an der Theke.

„Ein Pferd im Spiegel“, murmelte ich. „Ein Biest in mir. Und draußen merkt keiner den Unterschied.“ Der Púca legte mir kurz die Hand auf den Rücken, kalt wie immer, aber diesmal ohne Spott. „Das ist deine Freiheit“, sagte er. „Keiner erwartet was von dir. Du bist raus aus den Katalogen. Du kannst laufen, bis du umfällst.“

Ich lachte, ein kurzes, schwarzes Lachen, das sofort im Treppenhaus hängen blieb, als ich die Haustür aufschloss. In der Wohnung war der Spiegel im Flur dunkel. Ich ging dran vorbei, ohne hinzusehen. Ich wusste, was er zeigen würde. Ich legte mich hin, den Rücken schwer, den Kopf leicht, das Herz unruhig. Das Biest in mir rollte sich irgendwo zwischen Magen und Lunge zusammen, zufrieden. Der Púca setzte sich an die Bettkante, wie ein Reiter, der sein Tier fürs Erste im Stall lässt.

Bevor ich wegdämmerte, dachte ich einen kurzen, klaren Satz: Es ist egal, ob ich im Spiegel ein Pferd sehe oder nicht. Wichtig ist nur, dass ich begriffen habe, dass niemand anderes im Sattel sitzt, den ich nicht reingelassen hätte. Und das Biest in mir, das diese Erkenntnis feiert, wird mich auch morgen wieder antreiben – zurück auf die Straße, zurück zur Bar, zurück zu den Automaten. Dorthin, wo die letzten Münzen darauf warten, gefressen zu werden.

Die Straße frisst deine letzten Münzen

Es fängt damit an, dass du glaubst, die Münzen gehören dir. Das ist der erste Fehler. Du leerst am Abend die Hosentaschen, legst das Kleingeld auf den Küchentisch, zählst es vielleicht sogar. Ein Berg aus Metall, der nach fast nichts aussieht, aber nach genug, um ein paar Stunden zu überbrücken. Kippen, zwei Bier, vielleicht ’ne Bockwurst vom Späti, wenn es richtig gut läuft. Du schaust auf die Münzen und denkst: Das ist nicht viel – aber es ist meins.

Die Straße lacht sich darüber kaputt.

An diesem Morgen – oder was von Morgen übrig war – stand ich über dem Küchentisch und schob die Münzen mit dem Zeigefinger zusammen. 1-Euro-Stücke, 2-Euro-Stücke, Kupferdreck, dieses leichte, wertlose Zeug, das nur dafür gut ist, Geräusche in Automaten zu machen. Der Púca saß auf dem Stuhl gegenüber, die Füße auf die Kante gestellt, das Kinn auf den Knien. Er sah zu, wie ich ordnete, wie einer, der einem Junkie beim Sortieren seiner letzten Krümel schaut.

„Großes Vermögen heute“, sagte er trocken. „Reich wie ein König ohne Land.“ Ich schob zwei 2-Euro-Stücke zur Seite, legte sie getrennt wie Reserve-Soldaten. „Strom“, murmelte ich. „Irgendwann.“ Er nickte, als würde er mir den Witz lassen. „Klar“, meinte er. „Strom. Nicht Bar. Nicht Spielo. Strom. Auf jeden Fall.“

Meine Lunge kratzte, der Kater hatte sich wie ein nasser Hund über mich gelegt, die Knochen waren kalt, obwohl die Luft in der Küche stand. Ich steckte das Kleingeld in die Hosentaschen, erst rechts, dann links, so dass das Gewicht halbwegs gleich verteilt war. Das Geräusch, dieses Schaben und Klirren von Münzen, die ineinander rutschen, war vertraut, fast beruhigend. Es war das Geräusch von „Du hast noch was“, auch wenn es nur so tat.

Als ich die Wohnungstür ins Schloss zog, roch der Hausflur nach abgestandener Luft, nassen Schuhen und dem Essen der Nachbarn. Irgendwo kochte jemand Nudeln, irgendwo anderes brannte Kaffee an. Es war das übliche, träge Elend. Ich stapfte die Treppen runter, jeder Schritt ließ die Münzen in meinen Taschen leise klirren. Der Púca glitt das Geländer hinab, rutschte, lachte. Auf halbem Weg blieb er stehen, sah mich über Kopf an. „Die Straße wartet“, sagte er. „Du bist ihr Lieferdienst.“

Draußen schluckte mich die Stadt ohne Hallo. Der Himmel war dieses wässrige Grau, das aussieht, als würde es gleich regnen, aber nur, um es sich dann anders zu überlegen. Die Straße war nass von gestern, nicht von heute. Autos zogen vorbei, ihre Reifen spritzten schmutziges Wasser an den Bordstein. Auf dem Asphalt lagen Kippenstummel, zerdrückte Dosen, Alufolie, ein paar verlorene Bonbons, die niemand mehr essen will. Die Straße war voll von Dingen, die mal jemandem gehört hatten. Jetzt gehörten sie ihr.

Ich ging los, ohne Ziel, obwohl wir alle wissen, dass mein Ziel immer gleich ist. Du tust so, als würdest du „nur eine Runde drehen“, „mal frische Luft schnappen“, „den Kopf frei kriegen“. Aber deine Füße kennen dich besser als deine Ausreden. Sie kennen die Wege, die dich zur Bar führen, zum Kiosk, zur Spielhalle, zum Bankautomaten, wenn du noch so dumm bist, dass du glaubst, du kannst Geld aus der Wand holen, ohne es zu verlieren. Heute war es nur die Straße und ich. Und das Geräusch von Münzen bei jedem Schritt.

Der Púca lief mal neben mir, mal vor mir. Er sah aus, als würde er sich mit jeder Pfütze anfreunden. „Siehst du das?“ fragte er und zeigte auf den Boden. Ich folgte seinem Finger. Da lag ein 10-Cent-Stück in einer dunklen Pfütze. Zu schwer, um wegzuschwimmen, zu leicht, um jemanden glücklicher zu machen. „Nimmst du es mit?“ fragte er. Ich schnaubte. „Für zehn Cent bück ich mich nicht.“ Er grinste breit. „Genau“, sagte er. „So fängt’s an. Du denkst, du entscheidest, welches Geld was wert ist. Die Straße entscheidet, was bleibt.“

Ich trat weiter. Ein paar Schritte später trat ich auf etwas Hartes. Ich sah nach unten und sah, wie unter meiner Schuhsohle ein 1-Euro-Stück hervorblinkte. Ich hatte es halb in den Asphalt gedrückt. Ich bückte mich, zog es raus, rieb den Schmutz ab, steckte es ein. „Das war mal jemandes letzter Euro“, murmelte der Púca. „Vielleicht hat er ihn fallen lassen, kurz bevor er den Automaten füttern wollte. Vielleicht hat er’s gemerkt. Vielleicht auch nicht.“ Ich sah mir die Münze an. Sie war abgenutzt, der Rand glatter als bei neuen. Viele Maschinen hatten schon „Danke“ gesagt, bevor sie wieder ausgespuckt worden war. Heute gehörte sie mir. Oder der Straße. Wir würden sehen.

Es gibt Leute, die finden Münzen auf der Straße und nennen das Glück. „Zeichen“, sagen sie. „Der Tag wird gut.“ Ich fand Münzen und dachte: Die Straße probiert, dich bei Laune zu halten. Gibt dir Brotkrumen, damit du weiterläufst. Sie weiß, dass du alles, was du aufgehoben hast, bald wieder aus deinen Händen fallen lässt – in andere Öffnungen, andere Mäuler. Automaten, Kassen, Tresen. Sie hat Geduld. Ich nicht.

Ich blieb vor einem Zigarettenautomaten stehen. Die Dinger stehen da wie alte Götter. Schwer, stumm, nur lebendig, wenn jemand sie mit Geld füttert. Ich tastete nach den Münzen in meiner Tasche. Es wäre einfach gewesen: zwei Euro, Knopf, Schachtel. Der Körper fing sofort an zu sabbern bei der Vorstellung. Der Púca legte den Kopf schief. „Na?“ fragte er. „Opfergabe?“ Ich sah den Automaten an, sein Metall stumpf, die Auswahlbilder vergilbt. Ich hatte noch ein paar Zigaretten zuhause. Nicht viele, aber genug für ein paar Stunden. Ich ging weiter. Nicht aus Vernunft. Aus Aberglaube. Die Straße hatte heute ihren eigenen Hunger.

Die ersten Münzen ließ ich in einem Späti. Kaffee aus der Maschine, so dünn, dass er fast durchsichtig war. Eine alte Schrippe, die mehr Luft als Brot war. Ich zahlte, die Kassiererin schob das Geld weg, ohne hinzusehen. Für sie waren Münzen nur Geräusche in einer Schublade. Für mich waren sie Lebenszeit in Metallform. Der Púca stand hinter mir in der Schlange, trommelte mit den Fingern aufs Kaugummiregal. „Du wirst sie alle füttern“, sagte er. „Die Straße, die Läden, die Kasse, die Maschine. Am Ende bist du leichter und sie alle schwerer.“

Ich ging weiter, der Kaffee zu heiß, um ihn zu trinken, die Schrippe zu hart, um sie zu essen. Ich trug sie wie Requisiten, damit es aussah, als hätte ich was zu tun. Die Straße zog sich streckenweise wie ein schlecht gezeichneter Strich durch die Stadt. Läden, die nur noch halb offen waren, andere mit „Zu vermieten“-Schildern, Graffiti mit Botschaften, die keiner mehr ernst nahm. „REVOLUTION“, „FREIHEIT“, „KEINE GRENZEN“. Worte, die auf Pappschilder gehören, nicht auf bröckelnde Fassaden.

An einer Kreuzung stand eine alte Frau mit einem Einkaufstrolley. Sie wühlte in ihrer Tasche, suchte nach Kleingeld für den Bus. Der Fahrer wartete, halb genervt, halb resigniert. Die Münzen klirrten in ihrer Hand, fielen wieder zurück in den Stoff. Ich sah, wie sie einen Cent auf den Boden fallen ließ. Er rollte im Kreis, blieb liegen. Sie bemerkte ihn nicht. Der Púca sah mich an. „Willst du?“ fragte er. Ich schüttelte den Kopf. „Von ihr nehm ich nichts“, murmelte ich. „Wir fressen dieselbe Art von Pech. Da bleibt man unter sich.“

Die Straße frisst alles. Nicht nur Münzen. Auch Zeit, Schritte, Zigaretten, Blicke, Gelegenheiten. Aber an diesem Tag machte sie es auffällig mit Geld. Vor einem Kiosk stand ein Typ, den ich vom Sehen kannte. Einer von denen, die immer einen Schein umzutauschen haben, immer „nur kurz" was holen. Er griff in die Tasche, ein paar Münzen fielen ihm raus, rollten über den Gehweg, einer unter einen parkenden Wagen, einer in den Rinnstein. Er fluchte, bückte sich, gab nach der Hälfte auf. „Scheiß auf das Kleingeld", murmelte er, kaufte seinen Kram und ging. Die Münzen blieben. Straßenfutter.

Ich sammelte nichts auf, nicht diesmal. Es ging nicht ums Geiersein. Es ging ums Zusehen. Darum, wie leicht andere Dinge fallen lassen konnten, für die ich gerade eben noch den Küchentisch abräume. Der Púca grinste. „Siehst du, wie satt sie ist?" sagte er. „Die Straße. Denen fällt es nicht mal auf, was sie verliert. Dir fällt alles auf – und du gibst es trotzdem her."

Meine eigenen Münzen wurden weniger. Erst an der Kasse, dann am Kiosk, dann am ersten Bier, das ich mir „unterwegs" gönnte, obwohl das unterwegs nur eine Ausrede war. Jedes Klirren auf der Theke war ein kleines Stück von mir, das in eine Schublade rutschte, die nicht für mich bestimmt war. Und trotzdem fühlte es sich an wie Erleichterung. Weniger in der Tasche, weniger zu verlieren. Die Straße frisst deine letzten Münzen, ja. Aber manchmal bist du es, der sie ihr in den Schlund wirft. Nur damit du endlich leichter bist.

Die Straße ist ein riesiger Magen. Du merkst es erst, wenn du drin stehst und es überall Geräusche macht – Klirren, Rattern, Hupen, Fluchen. Alles Verdauung. Alles Teil eines Prozesses, der nichts mit dir zu tun hat, obwohl du denkst, du wärst der Hauptdarsteller. Du bist nur Ballast, den sie mit durchschiebt. Die Münzen in deiner Tasche sind kleine Vitaminpillen für ihren Appetit.

Ich landete irgendwann, wie es sein musste, vor der Spielhalle. Keine große, kein glitzernder Tempel mit Teppich und Security. Eine schmale Tür zwischen einem Dönerladen und einem Friseur, der nur vormittags offen hatte. Darüber ein müdes, flackerndes Neon-Schild: „SPIELE". Als wären hier Kinder willkommen. Der Púca stand schon im Eingang, lehnte an der Tür, die Hände auf dem Metallgriff, die Augen weit. „Na los", sagte er. „Die Straße hat vorgemampft. Jetzt sind die Automaten dran."

Früher habe ich mir noch eingeredet, das wäre ein Fehler, den ich jedes Mal „diesmal nicht" machen würde. Heute war es Routine. Ich zog die Tür auf, ein warmer Schwall abgestandener Luft kam mir entgegen. Es roch nach kalter Elektronik, billigem Putzmittel und diesem süßen Rauch, den Leute aus Vapes lassen, wenn sie glauben, sie wären vom klassischen Dreck befreit. Drinnen surrten die Maschinen, blinkten, piepsten. Eine künstliche Tierwelt aus Lichtern, die so taten, als würden sie dich begrüßen.

Zwei alte Gestalten saßen schon da, beide so in ihre Geräte versunken, als hätten sie den Rest der Welt längst gekündigt. Einer mit Basecap, der andere mit so einem grauen Pferdeschwanz, der immer dünner wird, je älter du wirst. Die Augen leer, die Finger mechanisch. Münze rein, Knopf, warten. Münze rein, Knopf, warten. Eine Litanei ohne Gebet, nur mit Hoffnung, die längst durchgebrannt ist.

Ich wählte „meinen" Automaten. Wir hatten Geschichte. Ich hab ihm genug Münzen verfüttert, um ihn als Teilzeit-Familienmitglied zu betrachten. Der Bildschirm flackerte mich an, zeigte bunte Früchte, Sterne, irgendso'n Jackpot-Symbol, das immer nur dann auftaucht, wenn du gerade kein Geld mehr hast. Ich setzte mich, die Hose knirschte auf der

Kunstlederbank, die irgendwann mal weich gewesen sein muss, bevor tausend verkrampfte Körper ihr Gewicht draufgelegt hatten.

Der Púca kletterte oben auf das Gehäuse, legte sich bäuchlings drauf, den Kopf über den Rand hängen lassend. Von dort aus hatte er die beste Sicht. „Zeig ihr, was du noch hast“, flüsterte er. „Die Straße will wissen, wie viel Reserve du in den Taschen trägst.“ Ich griff in die rechte Tasche, holte ein paar Münzen raus. Die Finger waren schwitzig, der Kater spielte mit meinem Kreislauf, als würde er Dart auf meine Organe werfen. Ein 2-Euro-Stück, zwei 1-Euro-Stücke, ein paar Kleinen. Ich hielt sie kurz in der Hand. Schwer für so wenig Wert.

Das Einwerfen ist der intimste Moment. Der Schlitz, die Münze, das Klack, wenn sie angenommen wird. Du gibst etwas ab, das du den ganzen Tag mit dir rumgeschleppt hast. Es hat deinen Schweiß gesehen, deinen Dreck, dein Zusammenzucken, wenn du dachtest, du hättest es unterwegs verloren. Jetzt gleitet es in eine Maschine, die kein Gesicht hat, nur bunte Bilder. Ich fütterte sie nacheinander. Klack, klack, klack. Der Betrag auf dem Display sprang nach oben, wie ein Tier, das kurz aufschreckt, weil es merkt, es kriegt Futter.

Der erste Dreh ist immer der teuerste, selbst wenn er nichts kostet. Du steckst mehr als Geld rein. Restreste von Hoffnung, Restreste von Trotz, dieses kleine, lächerliche „Vielleicht heute doch“. Ich drückte. Die Walzen rasten los, die Symbole flogen vorbei. Kirsche, Orange, Stern, Stern, irgendwas mit „Bonus“. Der Púca lachte leise mit jedem Klick. „Da laufen deine letzten Runden“, murmelte er. „Die Münzen sind nur Platzhalter. Eigentlich sind es deine Tage.“

Es gibt Momente, da gewinnst du etwas. Ein paar Euro, ein paar Drehungen, ein Geräusch, das so tut, als wärst du gerade reich geworden. Die Maschine jubelt, blinkt, gibt dir Licht statt Antworten. Heute war kein solcher Tag. Die Beträge schrumpften. Aus 8 Euro wurden 6, dann 4, dann 2. Die Straße, draußen, hatte schon ihren Anteil genommen. Jetzt war der Rest dran. Ich drückte weiter, mechanisch, weil Bewegung leichter ist als aufhören.

Die Geräusche um mich herum verschwammen. Der Basecap-Typ knurrte ab und zu, wenn er etwas knapp verfehlte, der Pferdeschwanz kratzte sich, rauchte, drückte, rauchte, drückte. Der Púca war vollkommen in seinem Element. Er spürte den Sog. „Du merkst, dass du nicht wegen des Gewinns hier bist, oder?“ fragte er. „Du bist hier, damit die Münzen endlich aufhören, dir in der Tasche rumzuklingeln. Du willst sie loswerden. Sie erinnern dich daran, dass du noch Optionen hast. Die magst du nicht.“

Ich drückte wieder. Nichts. Keine glitzernde Kombination, nur lose Bilder. Auf einmal blieb mein Finger in der Luft. Kein Geld mehr. Das Display zeigte „0,00“. Die Maschine war satt, ich war leer. Für einen Moment hörte alles auf. Das Surren, das Piepsen, das Rattern – es war noch da, aber wie durch Watte. Ich starrte auf die Null. Zwei Kreise, die mich auslachten. Kein Guthaben, kein Rest. Alles, was heute Morgen auf meinem Küchentisch so aussah, als könnte ich damit irgendwas entscheiden, war jetzt in einen Bauch gewandert, der niemals „danke“ sagt.

Ich lehnte mich zurück, der Rücken tat weh, als wäre ich den ganzen Tag körperlich arbeiten gewesen. In Wahrheit hatte ich nur gesessen, gedrückt, eingezahlt. Der Púca ließ sich vom Automaten runtergleiten, setzte sich neben mich, die langen Beine vor sich ausgestreckt. „Wie fühlst du dich?“ fragte er. Ich tastete automatisch nach meinen Taschen. Leer. Kein Klirren mehr, nur Stoff. „Leicht“, sagte ich. „Und hinfällig.“ „Das ist die Wahrheit“, grinste er. „Klingt gar nicht so schlecht.“

Ich stand auf, wankte einen Schritt, der Kopf plötzlich klarer als vor fünf Minuten. Es ist verrückt: Manchmal bringt dich der Verlust näher an die Realität als jeder Gewinn. Wenn du gewinnst, glaubst du wieder an Märchen. Wenn du alles verlierst, kennst du wenigstens den Stand der Dinge. Die Straße hatte ihre Münzen bekommen. Die Halle hatte ihren Appetit gestillt. Die Taschen waren leer. Es gab nichts mehr umzuschichten, nichts mehr zu entscheiden. Das war fast beruhigend.

Beim Rausgehen warf ich noch einen Blick auf den Boden. Da lagen überall kleine Metallflecken, Münzen, die unter Automaten gerollt waren, neben Kisten, in Ritzen verschwunden. Verlorene letzte Chancen von Leuten, die zu betrunken waren, um zu merken, dass sie ihnen weggerutscht sind. Oder denen es einfach egal war. Die Straße frisst nicht nur das Geld, das du ihr freiwillig gibst. Sie frisst auch das, was du fallen lässt, weil du schon halb weg bist.

Draußen war die Luft schwerer geworden, dunkler. Die Stadt hatte sich ein neues Gesicht aufgesetzt: Laternen, Schatten, Schaufenster als schwarze Augen. Ich tastete automatisch nochmal in meine Taschen, als könnte sich irgendwo ein vergessener Euro versteckt haben. Nichts. Nur Tabakkrümel, ein altes Feuerzeug, ein zerknitterter Kassenzettel, auf dem stand, wann genau ich mich wo erleichtert hatte. Der Púca klatschte mir leicht auf die Brust. „Siehst du“, sagte er. „Jetzt bist du angepasst an das, was in dir drin ist. Da klingelt auch nichts mehr.“

Ich dachte an die Frau mit dem Busgeld, den Typen vor dem Kiosk, die Münzen in den Pfützen, die Straße, die alles frisst und nie satt wird. Und ich dachte daran, wie oft ich morgens Münzen auf dem Tisch sortiert habe, als wären sie irgendetwas wie Möglichkeiten. In Wahrheit waren sie nur Futter. Die Frage war nie, ob sie gefressen werden. Nur von wem.

Wenn du keine Münzen mehr in der Tasche hast, merkst du, woraus du wirklich gebaut bist. Nicht aus Knochen und Muskeln, nicht aus Plänen und Träumen – aus Schulden und Ausreden. Münzen sind nur die kleine, klirrende Variante davon. Und wenn sie weg sind, bleibt das große Schweigen: Kein Geld, keine Optionen, nur noch du und der nächste Schritt. Die Straße liebt diesen Moment. Da bist du am weichsten.

Ich trottete ziellos los, nicht aus Abenteuerlust, sondern weil Stehenbleiben auch nichts brachte. Vor mir ein langer Streifen Asphalt, links und rechts die üblichen Kulissen: geschlossene Läden, erleuchtete Fenster, in denen andere Leute so taten, als wären sie sicher. Ich fühlte mich nicht mal unsicher. Ich fühlte mich benutzt. Wie ein Automat, der kein Wechselgeld mehr ausspuckt.

Der Púca lief neben mir, die Hände in den „Taschen“, obwohl seine Hosen aussahen, als wären die bloß aufgemalt. „Und, wie ist das so, ohne Kleingeld?“ fragte er. Ich schnaubte. „Leiser“, sagte ich. „Kein Klimpern mehr, das mir vorgaukelt, ich könnte irgendwas entscheiden.“ Er nickte zufrieden. „Die Straße mag euch am liebsten, wenn ihr so seid“, meinte er. „Leer genug, dass jeder Windzug euch schiebt. Voll genug, dass es sich noch lohnt, euch zu beißen.“

Ich blieb vor einem Bankautomaten stehen. Diese Dinger strahlen eine bestimmte Art von Kälte aus. Nicht nur Metallkälte. So eine, die ausrechnet. Der Bildschirm leuchtete freundlich, fragte, ob ich nicht Lust hätte, meinen Kontostand zu ruinieren. „Na?“ fragte der Púca. „Noch ’nen Kredit für heute?“ Ich starrte auf die Tasten. Es wäre leicht gewesen: Karte rein, PIN,

summe, zack. Neues Blut in der Tasche. Die Straße hätte applaudiert. Ich kramte die Karte raus, hielt sie zwischen zwei Fingern.

Der Kater im Kopf, der Druck im Brustkorb, die Müdigkeit in den Knien – alles schob mich vorwärts, Richtung Schlitz. Die Hand bewegte sich wie von selbst. Dann blieb sie stehen. Nicht aus Vernunft. Vernunft war vor Jahren abgereist. Es war eher so etwas wie Erschöpfung. Nicht noch mal von vorne. Nicht wieder dieselbe Szene: Geld aus der Wand, Geld in die Welt, wieder Null. Ich steckte die Karte zurück. Die Maschine blieb freundlich, leuchtete weiter. Es ist ihr egal, wie oft du es dir anders überlegst. Sie hat Zeit.

„Wirst du sentimental?“ höhnte der Púca. „Oder nur faul?“ „Beides“, sagte ich. „Fühlt sich ähnlich an.“ Ich ging weiter. Die Straße gähnte. Sie würde ihr Futter heute woanders herkriegen. Aus anderen Taschen, von anderen Irren, die glaubten, der Automat wäre eine Geldquelle und nicht nur ein weiterer Durchlauferhitzer für Hoffnung.

An der Ecke, an der immer derselbe Bettler sitzt, war heute niemand. Nur eine Decke, zusammengeknüllt, ein Becher, leer. Ich blieb stehen, sah auf den Becher. Heute Morgen hatte da bestimmt Kleingeld drin gelegen. Tagsüber würden Leute reingeworfen haben, was ihnen in den Fingern weh tat: Centstücke, mir egal, dir vielleicht nicht. Jetzt war der Becher leer. Vielleicht hatte er alles eingesteckt, vielleicht war ein anderer schneller gewesen. Vielleicht hatte die Straße sich einfach gebückt, unsichtbar, und alles eingesaugt.

Der Púca setzte sich auf die leere Decke, strich mit der Hand darüber. „Ihr seid euch ähnlich“, sagte er. „Du und er. Ihr sammelt, was andere euch hinwerfen. Und am Ende frisst die Straße beides: das, was ihr kriegt, und euch gleich mit.“ Ich steckte reflexartig die Hand in die Tasche, um nach Münzen zu fühlen, um vielleicht… aber da war nichts. „Heute kriegt er von mir nichts“, murmelte ich. „Heute kriegt keiner was. Ich bin ausverkauft.“

Ich ging weiter, an Schaufenstern vorbei, in denen Sachen standen, die ich nie besitzen würde. Neue Schuhe, die ich nicht mehr einlaufen würde. Fernseher, größer als meine Wand. Smartphones, die klüger waren als mein gesamtes Leben. Bezahlen in zwölf Raten, stand da. Null Prozent Finanzierung. Für mich waren das Fantasiebegriffe. Ich war nicht kreditwürdig, nicht mal bei mir selbst. Der einzige, der mir noch Kredit gab, war der Alkohol, und dessen Zinsen zahlte ich jeden Morgen in Kopfschmerz und Herzstolpern.

In einer Seitenstraße sah ich ein paar Jugendliche vor einem Kiosk rumhängen. Sie lachten, schubsten sich, einer jonglierte mit einer Münze, ließ sie über die Finger rollen wie ein Zaubertrick. Die Münze blitzte im Licht der Laterne. Ich blieb kurz stehen, sah zu. Der Púca folgte meinem Blick. „Die glauben noch, Geld wäre das Ticket“, sagte er. „Für raus hier, für irgendwas. Die denken, die Straße wäre sowas wie ein Startpunkt, nicht das, wo du am Ende landest.“ Ich sah den Jungs zu, wie sie sich die Münze zuwarfen, als wäre sie unzerstörbar. Ich wusste, dass sie irgendwann im Rinnstein landen würde. Oder im Schlitz eines Automaten. Oder im Becher von jemandem, der so aussah wie ich in zwanzig Jahren – wenn ich überhaupt so weit kam.

Ich bog in eine stillere Straße ein, weiter weg vom Neon, näher an den dunklen Fenstern. Hier roch es mehr nach Kochen, nach Waschmittel, nach Leben, das sich drinnen abspielt. Eine Katze huschte vorbei, verschwand unter einem Auto. Die Straße knirschte unter meinen Schuhen, kleine Steinchen, Glassplitter, was halt so liegen bleibt, wenn genug Leute hier durch sind. Ich dachte an all das Geld, das in diese Pflasterung geflossen war. Städtisches

Budget. Steuern. Förderungen. Unterwegs geflickt, neu gemacht, wieder aufgerissen. Die Straße wird dauernd gefüttert, nicht nur von mir. Kein Wunder, dass sie so satt ist.

„Weißt du, warum du Münzen lieber magst als Scheine?“ fragte der Púca plötzlich. Ich zuckte mit den Schultern. „Weil sie ehrlicher klingen“, sagte ich. „Ein Schein rutscht leise weg. Eine Münze klirrt. Da merkst du wenigstens, dass was passiert.“ Er nickte. „Genau“, meinte er. „Die Straße liebt das Geräusch. Es ist wie Applaus. Jedes Klirren sagt ihr: wieder einer, der glaubt, er hätte was zu sagen.“

Ich dachte an diesen Morgen am Küchentisch. Wie ich die Münzen sortiert hatte, so ernst, als hätte ich ein Budget. Und ich dachte daran, wie schnell das alles aufgefressen worden war: Späti, Kaffee, Automaten, Bier. Nichts Besonderes, nichts Exzessives. Keine große Party, kein Filmriss, keine Eskalation. Nur ein ganz normaler Tag, an dem die Straße mir Stück für Stück abgenommen hatte, was ich noch „meins“ nannte.

„Am Ende“, sagte ich, „ist es doch egal, ob ich zwanzig Euro in Scheinen verliere oder die ganze Zeit Kleingeld fallen lasse. Die Summe bleibt gleich.“ Der Púca grinste. „Stimmt nicht ganz“, sagte er. „Kleingeldaufgabe ist grausamer. Sie streckt den Schmerz. Jeder Euro zerbricht in achtmal Klingeln. Das ist mehr Musik für die Straße.“

Ich blieb stehen, irgendwo zwischen zwei Laternen, wo der Schatten dichter war. Die Taschen leer, der Kopf voll, das Herz unzufrieden. Es war dieser Zwischenzustand, den ich kannte: noch nicht betrunken genug, um alles egal zu finden, aber schon zu arm, um weiterzumachen. Kein Geld für den nächsten Drink, keine Münzen für den Automaten, keine Option, sich mit Konsum zu betäuben. Nur die nackte Tatsache: Du bist pleite. Nicht nur heute. Prinzipiell.

Ich setzte mich auf eine niedrige Mauer vor einem geschlossenen Laden. Der Stein war kalt, aber mein Körper war müder als empfindlich. Der Púca stellte sich vor mich, Hände in die Hüften gestemmt. „Na? Was ist das Fazit des Tages, Philosoph?“ fragte er. Ich blickte ihn an, schnaubte. „Die Straße frisst deine letzten Münzen“, sagte ich. „Und wenn die weg sind, fängt sie an, an dir zu knabbern.“

Er klatschte, einmal, langsam. „Gut“, sagte er. „Du wirst klarer.“ „Toll“, murmelte ich. „Klarheit ohne Lösung. Ein Traum.“ Ich lehnte den Kopf nach hinten, sah in den Himmel. Keine Sterne, nur ein paar helle Flecken zwischen den Wolken, vielleicht die oberen Etagen von Hochhäusern. Nichts, was nach oben versprach. Alles, was ich hatte, war unten.

„Und morgen?“ fragte der Púca. „Wieder Münzen zählen?“ Ich nickte. „Klar“, sagte ich. „Wieder sammeln, wieder sortieren, wieder verfüttern. Was denn sonst.“ Er lächelte zufrieden. „Routine ist gut“, sagte er. „Routine hält dich auf Kurs.“

Ich blieb noch eine Weile sitzen, bis der Rücken zu weh tat und die Finger zu kalt wurden. Dann schleppte ich mich heim. Treppen hoch, Tür auf, Wohnung, die mich begrüßte wie ein abgestelltes Möbelstück. Auf dem Küchentisch lag noch ein einzelner Kupfercent, den ich morgens übersehen hatte. Ein kleines, nutzloses Ding. Ich nahm ihn zwischen Finger und Daumen, betrachtete ihn im Licht der Funzel. Einen Cent. Der letzte Zeuge davon, dass heute morgen noch irgendwas in meinen Händen gelegen hatte.

Ich legte ihn nicht zur Seite. Ich warf ihn nicht in ein Glas. Ich ließ ihn auf den Boden fallen. Er machte ein kleines, klägliches „klick“, rollte ein Stück, blieb unter dem Heizkörper liegen.

Ich grinste schief. „Da“, sagte ich zur leeren Küche. „Ein Geschenk. Für die Straße. Wenn das Haus irgendwann abgerissen wird, hat sie schon mal angefangen.“

Der Púca setzte sich auf den Küchentisch, sah auf die Stelle, wo der Cent verschwunden war, und lächelte, als würde er ein Kunstwerk betrachten. „So muss das“, sagte er. „Du gewöhnst dir das Eigentum ab. Und am Ende, wenn nichts mehr klingelt, reicht ein leiser Herzschlag, damit die Straße weiß: Da ist noch was zu holen.“

Ich ging schlafen mit leeren Taschen und einem Kopf, der genau wusste, dass morgen wieder irgendwas klimpern würde. Aus irgendeiner Ecke. Ein gefundenes Geldstück, ein Rest Lohn, eine vergessen geglaubte Münze im Mantel. Und ich wusste genauso, dass die Straße schon jetzt den Mund offen hielt, geduldig, hungrig, bereit. Sie frisst deine letzten Münzen. Und wenn du nichts mehr hast, fängt sie an, an deinen Tagen zu knabbern. Ganz langsam, Ratte für Ratte.

Wie man sein Leben an einen Kobold vermietet

Wenn du dein Leben an einen Kobold vermietest, kommt der Vertrag nicht mit Zetteln und Stempeln. Kein Notar, keine Ordner, keine Kaffeeflecken auf Formularen. Es fängt damit an, dass du „Nur heute“ sagst – und er sich denkt: Perfekt, ab jetzt wohne ich hier.

Am Anfang war der Púca nichts weiter als Besuch. Unangekündigt, klar, aber Besuch. Er tauchte in der Bar auf, hockte sich neben meinen Hocker, grinste, machte ein paar Sprüche, die mir irgendwie zu genau waren, und verschwand wieder, wenn ich genug drin hatte. Ich hielt ihn für eine Erscheinung, einen Schatten, irgendwas, was man auf die Mischung aus Kater, Einsamkeit und schlechter Luft schieben konnte. Zwischen uns stand dieses unsichtbare „ist nicht echt“, und das war schön bequem.

Die ersten Schritte zur Vermietung waren klein. Eine Nacht, in der ich dachte: Scheiß drauf, heute gehst du richtig tief. Keine Ausreden mehr, kein „Morgen früh musst du fit sein“. Ich ließ los, richtig. Der Barkeeper sah mich an, der Mann mit den Pferdeaugen war irgendwo im Hintergrund, aber der, der am meisten strahlte, war der Púca. Er wurde schärfer, greifbarer. Als würde jeder Schluck ihm ein Stück Möbel ins Zimmer stellen. Sofa hier, Tisch da, ein Teppich aus meiner Restwürde.

Du merkst nicht, dass du jemandem Wohnrecht gibst, wenn du ihm zuerst nur die Couch anbietest. „Bleib halt noch ein bisschen“, dachte ich. „Ist eh keiner sonst da.“ Vorher gab es diese Momente, in denen ich mich selbst mit irgendwelchen Plänen beruhigt habe. „Du hörst auf“, „Du suchst dir was Neues“, „Du machst noch irgendwas mit deinem Leben.“ Das waren die Mieter, die vorher in mir gewohnt hatten: Hoffnung, Ambition, dieses nervige Etwas, das Listen schreibt. Ich hab sie nach und nach alle rausgeekelt. Zu laut, zu fordernd, zu anstrengend.

Der Púca war leiser. Er stellte keine Forderungen. Er stellte nur fest. „Du bist kaputt“, sagte er. „Ist okay. Ich kann mit kaputt arbeiten.“ Und so jemanden lässt du rein. Du denkst: Der will nichts. Der versteht mich. Und während du noch glaubst, du hättest nur für eine Nacht Gesellschaft, schleppt er schon seine Kisten rein.

Es beginnt mit Kleinigkeiten. Du gewöhnst dich an seine Präsenz. Die Art, wie er morgens auf der Fensterbank sitzt, wenn du verkatert den ersten Kaffee trinkst. Wie er auf dem Kühlschrank hockt, wenn du überlegst, ob du heute überhaupt irgendwas isst. Wie er leise summt, wenn du deine letzten Münzen zählst. Du redest mit ihm, als wäre er ein schlechter WG-Partner. „Was guckst du so?“, „Ja, ich weiß, war zu viel gestern“, „Halt die Klappe, ich mach das schon.“

Und genau da beginnt die Vermietung: Du rechnest mit ihm. Du planst ihn ein. Du setzt voraus, dass er da ist. Besuch kann gehen. Mieter bleiben.

Ich erinnere mich an den Abend, an dem es mir aufgefallen ist. Nicht der Vertrag – den hatte ich längst in irgendeinem Hinterzimmer meines Kopfes unterschrieben. Es war diese eine Szene, in der ich aus der Tür wollte und fast „Kommst du?“ gesagt hätte. Nicht zum Barkeeper, nicht zu irgendeinem Kumpel. Zu ihm. Ich stand mit Jacke im Flur, suchte nach meinen Schlüsseln, und der Púca hockte auf dem Schuhregal, wippte mit dem Fuß. „Bar?“ fragte er. Es klang ganz normal. Wie ein Mitbewohner, der wissen will, wohin der andere abhaut.

„Klar“, sagte ich. „Was denn sonst.“ In dem Moment begriff ich, dass ich mich nicht mehr allein bewegte. Jede Entscheidung war zu einem „wir“ geworden. Wir trinken, wir bleiben, wir gehen noch nicht nach Hause. Wir verschieben den Arzttermin. Wir stecken das letzte Geld in den Automaten. Wir ignorieren den Schmerz in der Brust. Ganz nebenbei hatte ich ihm einen Zweitschlüssel in meine Abläufe gedrückt.

Ein Leben vermieten heißt nicht, dass du alles verkaufst. Du behältst noch ein paar Räume. Offiziell. Da ist der Job, so brüchig er auch ist. Da sind ein paar alte Fotos, die du nicht wegwerfen willst. Da sind Erinnerungen an Leute, die dich mal anders gesehen haben. Aber selbst in diesen Zimmern hörst du inzwischen seine Schritte. Du sitzt im Lager, schleppst Kartons, und siehst ihn auf der Palette sitzen. Du liegst im Bett, tust so, als würdest du schlafen, und hörst ihn über dir an der Decke kratzen.

Die Miete, die er zahlt, ist tückisch. Er zahlt nicht mit Geld, nicht mit Glück, nicht mit Gesundheit. Er zahlt mit Ruhe. Mit der Abwesenheit von bestimmten Stimmen. Das schlechte Gewissen, das sich früher gemeldet hat, wenn ich morgens Blut im Waschbecken gesehen habe – er hat es ins Hinterzimmer verfrachtet. Die Panik, die losging, wenn das Herz stolperte – er hat sie in eine Schublade gesteckt. „Ich kümmere mich darum“, sagt er. „Du musst nur die Tür zulassen.“

Das ist der Deal: Du gibst ihm Wohnrecht in deinem Kopf, in deinem Körper, in deinem Alltag. Im Gegenzug schaltet er das Grauen auf lautlos. Keine großen moralischen Vorträge mehr, keine Zukunftsvisionen, die dich nachts wachhalten. Du wirst stumpfer, ja. Aber Stumpfheit hat eine angenehme Oberfläche. Nichts bleibt mehr so lange hängen.

Irgendwann sitzt du in der Bar, der Barkeeper poliert Gläser, der Mann mit den Pferdeaugen hängt in der Ecke, die Automaten fressen weiter, und dir fällt auf: Du hast nichts mehr, was du ihm nicht zeigen würdest. Es gibt keinen Raum mehr, in den er nicht darf. Kein „privat“. Kein „Das gehört nur mir“. Er weiß, wie du atmest, wenn du lügst. Er kennt den Rhythmus deines Herzens im Vollrausch. Er weiß, wie viele Rechnungen in der Küche liegen, ohne sie gesehen zu haben. Und du denkst: Wenigstens einer sieht mich komplett.

Das ist der Trick. So vermietest du dein Leben an einen Kobold: nicht in einem Schritt, nicht in einem großen „Ja“. In kleinen Gewohnheiten. In jeder Entscheidung, bei der du sagst: Ich lass das mit dem Widerstand. Er sitzt da, lächelt, und rückt ein Möbelstück weiter rein. Und irgendwann merkst du: Du bist nicht mehr der, der den Mietvertrag in der Hand hat. Du bist nur noch die Immobilie.

Wenn er erst mal drin ist, kommen die Regeln. Nicht als Liste am Kühlschrank, nicht als „Hausordnung“, die einer mit Magneten festpinnt. Die Regeln wachsen wie Schimmel. Erst ein kleiner Fleck, dann ein zweiter, dann merkst du, dass die Tapete weich wird, wenn du sie anfasst.

Die erste Regel war einfach: Nicht zu früh nachdenken. Morgens ist dein Kopf am verwundbarsten. Da sitzt noch die Nacht drin, das Flackern, das Herzrasen, das Blut, das irgendwo hingeschmiert wurde, wo es nicht hingehört. Früher bin ich in diesen Momenten in Panik geraten. „So geht das nicht weiter“, „Du musst was ändern“, dieser ganze Scheiß. Der Púca hat das nicht verboten. Er hat nur vorgeschlagen: „Rauch erst mal eine. Dann Kaffee. Dann kannst du immer noch so tun, als würdest du dein Leben aufräumen.“

Und es funktioniert. Du wachst auf, die Lunge brennt, der Kopf pocht, der Magen ist leer und sauer. Der Gedanke „Du stirbst so“ steht schon im Türrahmen, da steht er plötzlich dazwischen, reicht dir das Feuerzeug, lächelt. „Eins nach dem anderen“, sagt er. „Zuerst Kippe, dann Katastrophen.“ Bis du mit der Hälfte der Katastrophen überhaupt nicht mehr anfängst, weil du nach der dritten Zigarette im Küchenlicht schon zu müde für Ehrlichkeit bist.

Die zweite Regel: Hör auf, dich zu rechtfertigen. Vor anderen, vor dir selbst, vor imaginären Instanzen. Keine „Ich weiß, ich sollte…“, keine „ab Montag“, keine „wenn das und das vorbei ist“. Das klingt im ersten Moment wie Freiheit. Kein Rechtfertigungsdruck, herrlich. In Wirklichkeit ist es eine Kette, nur von innen angebracht. Du sagst nicht mehr: „Ich will ja aufhören, aber ich schaff’s nicht.“ Du sagst: „Ich will gar nicht aufhören.“ Und dieser Satz, so hässlich er ist, macht ihm Platz im Wohnzimmer frei.

Die dritte Regel ist hässlicher: Lass Menschen laufen. Nicht, weil du ihnen was Gutes tun willst, sondern weil sie anfangen, dir im Weg zu stehen. Früher gab’s noch diese Abende, an denen ein Freund sich neben dich setzte und sagte: „Ey, Alter, ich mach mir Sorgen.“ Da hab ich versucht, ihn zu beruhigen. „Alles nicht so schlimm, ich hab’s im Griff.“ Das war die alte Lüge. Der Púca mag sie nicht. Er flüstert dir stattdessen ins Ohr: „Sag ihm gar nichts. Lass ihn reden, dann lass ihn gehen.“ Und irgendwann merkst du, wie du danke sagst, wenn Menschen wegbleiben. Ein Mieter liebt es, wenn der Vermieter keine unangekündigten Besuche macht.

Die vierte Regel schleicht sich ein, wenn das Geld knapp wird: Keine großen Pläne mehr mit Zahlen, die über deine Tageskasse hinausgehen. Keine „Nächstes Jahr Urlaub“, keine „irgendwann kauf ich mir…“. Du denkst in Münzen und Tagen. „Reicht für heute“, „reicht für drei Bier“, „reicht für Kippen bis morgen“. Das macht die Welt kleiner, aber beherrschbar. Und je kleiner die Welt wird, desto einfacher hat es der, der drin wohnt.

Der Púca mag es aufgeräumt. Nicht sauber, aber strukturiert. Eine Bar, ein Weg hin, ein Weg zurück, eine Wohnung, ein Arbeitsplatz als notwendige Unterbrechung – das war’s. Alles andere ist Ballast: Hobbys, Verabredungen, Ideen. Er entsorgt die schleichend. Du merkst es, wenn jemand fragt: „Was machst du so in deiner Freizeit?“ und dir auffällt, dass du keine

Antwort mehr hast, die nicht nach „trinken und rauchen“ klingt. Früher hättest du wenigstens gelogen. Heute sagst du: „Nix Besonderes“, und bist fast stolz auf die Ehrlichkeit.

Miete heißt auch: Er richtet sich ein. Er zieht unsichtbare Linien. Es gibt Zonen in dir, die du irgendwann nicht mehr betrittst, weil du genau weißt, wem sie gehören. Der Teil, in dem früher Träume waren – eine andere Stadt, ein anderer Job, irgendein blöder Wunsch nach „mehr“ – ist jetzt sein Schlafzimmer. Da legt er sich rein, wenn du versuchst, dich an früher zu erinnern. Du klopfst an, er macht nicht auf. Du hörst ihn nur leise lachen.

Dann ist da die Küche. Der Küchentisch, auf dem du Münzen sortierst, Zettel stapelst, Zigaretten ausdrückst. Das ist sein Büro. Dort verwaltet er deine Restenergie. „Heute reicht es für…“, „Morgen lass ich dich liegen.“ Wenn du versuchst, dort irgendwas zu planen, eine Liste zu schreiben, einen Tagesplan – er setzt sich dir gegenüber, legt den Kopf schief, und du reißt die Zettel wieder durch. Du willst ihn nicht in deinem Alibi-Optimismus sitzen haben.

Das schlimmste Zimmer, das du an ihn vermietest, ist dein Körper. Er zahlt pünktlich mit Symptomen. Herzstolpern, Atemnot, Blut im Waschbecken, dieses Ziehen im Rücken, wenn du dich bückst. Das ist keine Strafe. Das ist der Mietvertrag in Aktion. „Ich wohn hier“, sagt er. „Ich hab ein Recht darauf, dass man es sieht.“ Du wirst zu seiner Visitenkarte: blasse Haut, tiefe Augenringe, zittrige Hände. Wer dich ansieht, weiß, dass da etwas drin wohnt, das nicht ruhig auf dem Sofa liegt.

Die Nebenkosten steigen. Zigaretten, Alkohol, Automaten, Arzttermine, die du nicht wahrnimmst, aber bezahlen würdest, wenn du müsstest. Du machst Überstunden im Lager, nur um dem Mieter neue Möbel kaufen zu können: eine Flasche mehr, eine Nacht länger, ein Jackpot, der nicht kommt. Der Chef sieht, wie du langsamer wirst, aber der Púca hat auch dort schon eine Matratze in die Ecke gelegt. „Drei Tage die Woche reichen“, flüstert er. „Mehr Kraft brauchst du für mich.“

Das Verrückte ist: Du könntest den Mietvertrag jederzeit kündigen. Irgendwo tief in dir ist diese Tür noch da. Du könntest sagen: Raus. Ende Gelände. Aber jeder, der schon mal eine zerstörte Wohnung gesehen hat, in der einer zu lange drin gewohnt hat, weiß: Man lässt es lieber. Du hast Angst, was übrig bleibt, wenn du ihn rauswirfst. Vielleicht bleiben nur kahle Wände, Bruchstellen, Löcher. Und du wüsstest nichts mit der Leere anzufangen.

Also verlängerst du stillschweigend. Kein Unterschreiben mehr nötig. Jeder Abend in der Bar ist eine stillschweigende Verlängerung. Jedes „Ich meld mich die Tage“ an jemanden, bei dem du dich nie meldest, jede ignorierte Mahnung, jede Zigarette, die du rauchst, obwohl du Blut spuckst. Es sind alles Unterschriften, nur nicht in Tinte, sondern in Organgewebe.

Er sagt nicht „Danke“. Er ist nicht höflich. Er nickt nur manchmal, zufrieden, wenn du einen weiteren Raum freiräumst. Wenn du sagst: „Scheiß auf die Freunde“, „Scheiß auf die Pläne“, „Scheiß auf morgen“. Er wohnt in diesem „Scheiß drauf“. Das ist seine Adresse.

Und du stehst manchmal mitten in deiner Wohnung, guckst dich um, siehst den ganzen Müll, die vollen Aschenbecher, die leeren Flaschen, die vergilbten Zettel, und denkst: Ich müsste mal richtig ausmisten. Der Gedanke blitzt auf, ganz kurz hell – und dann hörst du ihn im Nebenzimmer rascheln. Er räuspert sich, als würde er sagen: Wirklich? Und du setzt dich wieder hin. Mietrecht ist kompliziert. Vor allem, wenn du der bist, der das Ungeheuer reingelassen hat.

Es gibt diesen Moment in jeder Mietgeschichte, in dem der Vermieter merkt: Er wohnt hier nur noch auf dem Papier. In echt gehört alles längst dem, der die Räume benutzt. Bei mir kam der Moment nicht mit einem Knall, sondern mit einem sehr leisen Schlüsselgeräusch.

Es war spät, oder früh, die Uhr war nur noch Dekoration. Ich hatte mich irgendwie heim geschleppt, Körper voll Restalkohol, Kopf leer, Taschen leer, alles andere halb besetzt. Die Wohnung empfing mich mit diesem müden Geruch nach kaltem Rauch, altem Essen, billigem Reiniger, der irgendwann aufgegeben hatte. Ich schloss die Tür ab, wie immer, aus Reflex. Dann lehnte ich den Kopf kurz gegen das Holz. Hinter der Tür, im Treppenhaus, war die Stadt. Vor der Tür war… er.

Der Púca saß auf meinem Sofa, als hätte er das Ding selber bestellt. Beine auf dem Couchtisch, Rücken tief in die durchgesessenen Kissen gedrückt. In der Hand eine Flasche, die längst leer war. „Na, Vermieter“, sagte er und grinste. „Rundgang beendet?“ Ich lachte müde. „Ging wieder alles an Nebenkosten“, murmelte ich, zog die Jacke aus, ließ sie auf den Boden fallen. Früher hätte ich sie aufgehängt. Früher ist ein Land, zu dem ich kein Visum mehr habe.

Ich tappte in die Küche, machte das Licht an. Der Anblick war gewohnt: Teller, auf denen sich Reste aneinanderklammerten, Gläser mit Nikotinfingerabdrücken, Zettel mit letzter Mahnung, allerletzter Mahnung, jetzt aber wirklich. Dazwischen ein Aschenbecher, der voll war mit Kippen, auf denen mein Fingerabdruck genauso stand wie in den Akten irgendeiner Behörde. Ich stand da, die Hand am Schalter, und hatte für einen Moment diesen klassischen Gedanken: So kann das nicht weitergehen.

Der Satz war keine Erkenntnis, nur ein Besucher. Der Púca kam hinter mir in die Tür, lehnte sich an den Rahmen. „Doch“, sagte er ruhig. „Genau so geht es weiter. Bis es eben nicht mehr geht. Das ist der ganze Trick.“ Ich drehte mich um, sah ihn an. „Weißt du, was mich nervt?“ fragte ich. „Dass ich weiß, dass du Recht hast. Und dass mich das inzwischen weniger stört als die Idee, es anders zu machen.“

Er nickte, als hätte ich eine Prüfung bestanden. „Das ist die Endstufe der Vermietung“, erklärte er. „Wenn du anfängst, die Bedingungen als Naturgesetz zu akzeptieren. Es regnet, es wird kalt, du säufst, ich wohne hier. Kein Drama. Nur Schwerkraft.“ Ich setzte mich an den Tisch, schob ein paar Münzenreste zur Seite, obwohl da fast nichts lag. „Früher hab ich immer gedacht, ich wäre frei“, sagte ich. „Kein Haus, keine Kinder, keine Frau, kein Chef, der mich komplett besitzt. Und jetzt hockt da ein Kobold in meiner Küche und erklärt mir, wie die Dinge sind.“

Er lachte, dieses kratzige, dunkle Lachen, das von innen kommt. „Freiheit ist ein scheiß Marketingwort“, sagte er. „Du wolltest nie frei sein. Du wolltest unbeaufsichtigt sein. Das ist ein Unterschied. Freiheit heißt Verantwortung. Unbeaufsichtigt heißt: keiner guckt dir auf die Finger, wenn du alles gegen die Wand fährst. Rate mal, wo ich lieber einziehe.“

Wir schwiegen eine Weile. Die Uhr in der Ecke tickte, als hätte sie die Aufgabe, unsere Restzeit laut mitzuzählen. Ich zündete mir eine Kippe an, obwohl die Lunge brannte. Der Rauch füllte den Raum, legte sich in Schichten auf das, was noch nicht ganz abgestorben war. Der Púca setzte sich mir gegenüber, stützte den Kopf in die Hände.

„Weißt du, warum du mich vermietet hast?“ fragte er irgendwann. Ich zuckte die Schultern. „Weil ich besoffen war?“ Er schüttelte den Kopf. „Weil du nicht allein sterben willst“, sagte

er ruhig. „Nicht im großen, dramatischen Sinne. Im kleinen. Du wolltest jemanden haben, der jedes Glas sieht, jede verpasste Chance, jede Nacht, in der du hättest anders abbiegen können. Einen Zeugen. Du hast mir das Lebenslange-Ticket verkauft, nur damit am Ende einer sagen kann: ‚Ich war dabei.'"

Der Satz traf mich tiefer, als jeder Moralvortrag es je könnte. Ich dachte an den Barkeeper, der zu viel weiß, an den Mann mit den Pferdeaugen, der Verträge einfädelt, an die Freunde, die aufgehört hatten, wie ich zu riechen. Die waren alle Teil des Publikums gewesen. Aber geblieben war nur einer: er. Der Untermieter, der längst der eigentliche Bewohner war.

„Und was krieg ich dafür?" fragte ich. „Außer ein paar ruhigen Minuten ohne Panik." Er zählte an den Fingern ab. „Du kriegst: konsequente Ehrlichkeit, wenn der Vorhang runtergeht. Keine Überraschungen. Du kriegst: keine falschen Hoffnungen, keine lächerlichen ‚Neuanfänge', die nach drei Tagen zusammenbrechen. Du kriegst: einen, der dich nicht anlügt, wenn dein Körper endgültig unterschreibt, was du angefangen hast."

„Großartig", sagte ich trocken. „Ein Kobold als Sterbebegleitung." „Besser als keiner", erwiderte er. Und es war das Schlimme: Er hatte Recht. Ich kannte Leute, die sind alleine irgendwo verreckt, zwischen Möbeln, die sie in Raten abbezahlt hatten. Wochenlang hat keiner gemerkt, dass sie weg sind, bis der Gestank durchs Treppenhaus kroch. Die hatten keinen Kobold, keinen Vertrag, keine Zeugen. Nur Rechnungen.

Ich nahm einen Schluck Wasser aus einem Glas, das nach Asche schmeckte, und starrte ins Nichts. „Sag mal", fragte ich, „gibt's eigentlich irgendeine Art Kündigungsfrist? Theoretisch?" Er lachte. „Theoretisch kannst du mich jederzeit rauswerfen", sagte er. „Praktisch brauchst du dafür etwas, das du nicht mehr hast: den Willen, wieder zu glauben, dass du zu was anderem taugen könntest als zu dem hier."

Ich dachte an die Spiegelbilder. An die Pferdeaugen, das Tier im Glas, das Biest in mir. An die Straße, die meine letzten Münzen gefressen hatte. An die Räume in mir, die er inzwischen möbliert hatte. Wenn ich ihn rauswerfen würde – was bliebe? Ein kaputter Stall ohne Pferd. Eine Bar ohne Tresen. Eine Wohnung ohne Geräusche. Die Idee machte mir mehr Angst als der Gedanke, mit ihm bis zum bitteren Ende durchzuhalten.

„Dann bleiben wir eben in dieser Scheiß-WG", sagte ich schließlich. „Du zahlst mit Ruhe, ich zahl mit dem Rest von mir. Und irgendwann ist die Bude leer." Der Púca nickte zufrieden. „Genauso war's gedacht", sagte er. „Miete auf Lebenszeit. Keine Kaution. Kein Auszugstermin. Nur ein Ende."

Ich stand irgendwann auf, schleppte mich ins Bett. Der Körper war schwer, der Kopf voll, der Raum drehte sich leicht, als hätte jemand an einem unsichtbaren Rad gedreht. Der Púca blieb noch einen Moment in der Küche sitzen, wie ein Mieter, der nach dem Vermieter ins Bett geht, weil er noch auf seinem Handy rumtippt. Als ich im Halbschlaf lag, hörte ich, wie er aufstand, durch den Flur tappte und meine Wohnung kontrollierte – Zimmer für Zimmer. Ob noch alles an seinem Platz ist. Ob ein Stuhl wackelt. Ob irgendwo eine Tür offensteht, durch die etwas entkommen könnte.

Bevor ich endgültig wegsackte, hatte ich den letzten klaren Gedanken: Ich hab mein Leben nicht verkauft, ich hab es vermietet. Billig, ohne Vertrag, ohne Sicherheiten. Und der, der eingezogen ist, macht genau das, wofür er da ist: Er bleibt. Egal, wie sehr die Wände bröckeln. Und wenn irgendwann der Abriss kommt – Herz, Lunge, Schicksal, egal – dann

wird er der Letzte sein, der rausgeht, die Tür hinter sich zuzieht und leise sagt: War ’ne gute Zeit. Für ihn. Für mich war’s nur die längste, teuerste Untervermietung meines beschissenen Lebens.

Drei Wünsche, alle gehen schief

Wenn du am Boden bist, fängst du irgendwann an, über Wünsche nachzudenken. Nicht über Lottozahlen oder Traumhäuser, das sind Fantasien für Leute mit geregeltem Schlaf. Ich rede von den kleinen, schmutzigen Wünschen, die dir nachts in die Schädeldecke kratzen, wenn du betrunken auf der Matratze liegst und der Kater von morgen schon seine Schuhe auszieht. „Wäre doch gut, wenn…“ – so fangen sie an. Und irgendwo in der Dunkelheit fängt etwas an zu lächeln.

Der erste Wunsch kam an einem Mittwoch, glaube ich. Vielleicht war es auch ein Sonntag, einer von diesen Tagen, die so tun, als wären sie relevant, obwohl du eh nichts mehr unterscheidest. Ich saß in der Bar, wie immer, Hocker, Theke, Glas. Der Mann mit den Pferdeaugen war nicht da, der Barkeeper schon, der Púca sowieso. Draußen regnete es so halb, dieser Regen, der weder richtig beginnt noch aufhört. Drinnen war Licht, das alles weichzeichnete, was nicht mehr weich war.

Ich war kaputt, auf eine müde Art. Nicht dieses laute Kaputt, wenn ein Betrunkener einen Stuhl wirft. Mehr das stille. Herz stolpert, Lunge kratzt, Knie tun weh, wenn du vom Hocker steigst. Die Münzen waren wiedermal durch meine Finger geflossen, als wären sie nie da gewesen. Freunde waren inzwischen eher Gerüchte. Arbeit ein Pflichtprogramm, das ich nur halb ausfüllen konnte. Ich hockte da, starrte in mein Bier, und der Púca saß neben mir, stopfte sich Erdnüsse rein, die niemand bestellt hatte.

„Na?“ fragte er. „Wenn du einen Wunsch frei hättest?“ Ich grinste schief. „Einen?“ fragte ich. „Was soll ich denn mit einem? Das ist wie eine halbe Zigarette.“ Er nickte, als hätte er damit gerechnet. „Gut“, sagte er. „Dann eben drei. Machen wir es klassisch. Drei Wünsche. Ohne Feigenblatt. Und spar dir den moralischen Scheiß. Kein ‚Weltfrieden‘, kein ‚Gesundheit für alle‘. Was willst du?“

Ich hätte lachen können. Ich hätte sagen können: „Du bist doch nicht die gute Fee, du Drecksviech.“ Aber irgendwas in mir spannte sich an. Drei Wünsche. Selbst als Witz war das eine gefährliche Zahl. Mein Kopf war träge, aber noch nicht tot. Der Barkeeper polierte ein Glas, beobachtete uns, ohne direkt hinzusehen. Irgendwas in der Luft veränderte sich, als hätte jemand eine unsichtbare Tür geöffnet.

„Okay“, sagte ich langsam. „Erster Wunsch: Kein Schmerz mehr.“ Ich sagte es, ohne groß nachzudenken. Es war der naheliegendste. Nicht Reichtum, nicht Ruhm, nicht Liebe. Nur: Es soll nicht mehr wehtun. Die Lunge, das Herz, der Kater, die Gedanken, die nachts kommen, wenn alles andere leise wird. Ich wollte, dass das aufhört.

Der Púca neigte den Kopf, sah mich lange an. „Kein Schmerz mehr“, wiederholte er. „Mutig. Dumm, aber mutig.“ Ich zuckte mit den Schultern. „Dumm ist alles, was ich mache“, sagte ich. „Also?“ Er lächelte, und es war kein nettes Lächeln. „Erledigt“, sagte er. Einfach so. Kein

Donner, kein Blitz, keine Engelschöre. Nur dieses eine Wort, das in meinen Ohren nachhallte wie ein schlechter Deal.

Die Veränderung kam nicht als Wunder. Sie kam als stumpfer Filter. Am nächsten Morgen wachte ich auf und wartete auf den Schlag. Den Hammer im Schädel, das Messer in den Schläfen, das Gewicht auf der Brust. Es kam – aber leiser. Der Schmerz war da, aber irgendwie weiter weg. Als hättest du jemandem die Lautstärke runtergedreht. Das Herz stolperte, die Lunge brannte, der Rücken knirschte, nur… es war mir weniger wichtig.

Ich stand im Bad, sah in den Spiegel – Pferdeaugen, klar –, und dachte: „Aha." Kein Schock, keine Panik. Bloß ein müdes: „Passt schon." Der Husten war noch da, rau und tief. Ein roter Streifen im Waschbecken. Ich starrte ihn an, als würde ich mir einen schlechten Film anschauen, den ich schon zu oft gesehen habe. Da war kein innerer Aufschrei mehr, kein „Du musst was tun". Nur eine stille Notiz: Zustand unverändert. Weiter.

In der Bar fiel es noch deutlicher auf. Ich trank, und der Punkt, an dem sonst der Körper aufschrie – „Jetzt reicht's, du Idiot" – war einfach durchlässig geworden. Der Púca saß auf der Lehne, sah mir beim Trinken zu. „Kein Schmerz mehr", sagte er leise. „Du wolltest es so." „Es tut doch noch weh", murmelte ich. „Nur anders." Er grinste. „Das ist die Version, mit der man weiterfunktioniert", erklärte er. „Der Schmerz ist nicht weg. Er ist nur uninteressant geworden."

Das war die Falle. Keine Panikattacken mehr, keine Nacht, in der ich mich wimmernd im Bett wälzte und dachte, ich sterbe gleich. Dafür ein langsames, gleichmäßiges Gleiten. Herzprobleme? Ja. Lunge? Im Arsch. Leber? Braucht man nicht drüber reden. Aber alles floss durch, als wäre ich ein Rohr, das zwar verstopft, aber noch nicht zu ist. Kein Alarmsignal mehr. Keine roten Lichter im Kopf. Nur dieses dumpfe Wissen: Irgendwas ist im Eimer – und?

Der Barkeeper merkte es. Er stellte mir die Gläser hin, sah die Hände, die weniger zitterten, die Augen, die müder, aber ruhiger waren. „Was hast du gemacht?" fragte er einmal, als ich das dritte Bier bestellte, ohne vorher den Körper abzufragen. „Nichts", sagte ich. „Vielleicht aufgegeben." Er nickte. „Sieht so aus", sagte er. „Als hättest du dich mit deinem Untergang geeinigt."

Kein Schmerz mehr, hatte ich gesagt. Was ich bekommen hatte, war schlimmer: Keine Warnung mehr. Der Körper schickte die Signale noch, klar. Aber im Kopf war die Empfangsstelle geschlossen. „Kein Schmerz" heißt nicht, dass nichts kaputt geht. Es heißt nur, dass du aufhörst hinzusehen, wenn es passiert.

Am dritten Tag dieses neuen Zustands lag ich auf der Matratze, die Decke halb über mir, Zigarettenrauch im Zimmer, der Mond irgendwo draußen, und ich dachte: Gut, erster Wunsch eingelöst. Auf seine schwarze Art. Das tut nicht mehr so weh wie vorher. Es ist nur alles stiller. Leiser. Gefährlicher. Und der Kobold saß auf meinem Nachttisch, grinsend, und kratzte mit einer Kralle Striche in das Holz. Einer, zwei, drei. Als würde er zählen, wie viele Wünsche noch übrig sind – und wie weit sie mich noch runterdrücken.

Der zweite Wunsch kam nicht aus einer Laune, sondern aus einer langen, klebrigen Nacht. Es war eine von denen, in denen die Bar irgendwann leerer wird, aber du immer noch da bist. Die Musik war runtergedreht, der Barkeeper hatte den Lappen schon dreimal über dieselbe Stelle gezogen, der Automat in der Ecke blinkte nur noch aus Gewohnheit. Ich war an dem

Punkt, an dem das Bier kaum noch Wirkung hatte – nicht, weil ich so ein harter Hund bin, sondern weil der Körper beschlossen hatte, den Pegel als Normalzustand zu akzeptieren.

Der Mann mit den Pferdeaugen war wieder da. Er saß an einem Tisch in der Nähe der Toiletten, in dieser Ecke, in der das Licht nie richtig ankommt. Er trank irgendwas Farbloses, wahrscheinlich Wasser, und beobachtete. Seine Augen hatten diese Ruhe, die du nur kriegst, wenn du nicht mehr mitspielst, sondern nur noch Wetten annimmst. Der Púca hockte auf der Theke vor mir, pendelte mit den Beinen, sah mal mich an, mal ihn. Es war wie ein stilles Gespräch über mein Konto.

„Na?“ fragte der Púca irgendwann. „Zweiter Wunsch?“ Ich grinste schief. „Ich sollte mir Zeit lassen“, sagte ich. „Vielleicht fallen mir noch intelligente Dinge ein.“ Er lachte. „Intelligenz ist längst raus“, sagte er. „Du bist in der Bonusrunde. Da geht’s nur noch darum, was du mit dem Rest machst.“ Ich nahm einen Schluck, schmeckte nichts Besonderes. Bitter, kalt, wie immer. Ich dachte an Geld, an Arbeit, an die fehlende Luft in der Brust, an die leeren Taschen, an das langsam enger werdende Leben.

„Ich will“, sagte ich langsam, „dass das Geld reicht.“ Der Satz hing in der Luft, zwischen uns, zwischen Tresen und Aschenbechern. „Wofür?“ fragte der Púca. „Für alles“, sagte ich. „Für Miete, Kippen, Bier, bisschen Essen, vielleicht mal ’nen Arzt, wenn ich ganz mutig bin. Ich will nicht reich sein. Ich will nur nicht jeden Monat überlegen müssen, welcher Mist zuerst stirbt: Strom, Konto oder ich.“

Er verzog das Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen. „Das ist ein Wunsch von diesen Amateurtypen“, murmelte er. „Kein Glamour.“ Ich zuckte mit den Schultern. „Ich bin kein Glamour-Typ“, sagte ich. „Ich will keinen Ferrari. Ich will, dass die Mahnungen mal Pause machen.“ Der Mann mit den Pferdeaugen hatte den Kopf gehoben. Er sah rüber, die Augen leicht zusammengekniffen. „Reichst du das ein?“ fragte er den Púca mit einem Blick. Der grinste. „Er ist Mieter“, sagte er. „Er kriegt Sonderkonditionen.“

„Also?“ fragte ich. „Kannst du was drehen?“ Der Púca legte den Kopf schief. „Sicher“, sagte er. „Aber du weißt, wie es läuft: Es wird nicht so, wie du’s dir vorstellst.“ „Wann tut es das jemals?“ fragte ich. Er lachte, hob eine imaginäre Hand. „Wunsch Nummer zwei wird angenommen“, sagte er. „Das Geld wird reichen.“

Die nächsten Wochen – ja, Wochen – waren… seltsam. Nicht gut, nicht schlecht. Seltsam. Es fing mit Kleinigkeiten an. Ich fand öfter Münzen, wenn ich in die Taschen griff. Nicht in Märchenform – keine Hunderter in alten Jacken –, sondern pragmatisch. Da war doch noch ein Zehner, den ich vergessen hatte. Da war noch ein Fünfer im Portemonnaie, tief reingeschoben. Der Lohn kam, wie er immer kam: zu wenig, zu spät. Aber er reichte. Knapp. Miete überwiesen, Bar bezahlt, Tabak gekauft. Und trotzdem war am Ende nicht gleich wieder Null.

Ich fing an, eine bestimmte Art von Glück zu merken. Keine großen Gewinne, keine Wunder. Eher dieses „gerade so“. Rechnung flattert rein – du hast zufällig genau den Betrag irgendwo in der Ecke. Jemand zahlt dir einen alten Fuffi zurück, den du längst abgeschrieben hattest. Ein Kollege fragt, ob du eine Schicht tauschen kannst, gibt dir einen Fünfer extra „für den Aufwand“. Kleinkram, der sich summiert.

Der Púca begleitete jeden Zufall mit einem Grinsen. „Da“, sagte er, „siehst du? Das Geld reicht.“ Und tatsächlich – ich stand nicht mehr jeden Monat vor der Wahl, ob ich den

Kühlschrank oder die Bar räume. Beides war möglich, auf Sparflamme. Kein Luxus, aber keine Katastrophe.

Klingt gut, oder? Bis du merkst, was der Preis ist: Das Geld reicht, weil du reichst. Gerade so. Es passiert nichts. Kein Absturz, kein Aufstieg. Du schwebst auf einem schmalen Grat, auf dem nichts außer Wiederholung existiert. Arbeit, Bar, Wohnung, Bett. Kein Raum für irgendwas anderes. Jeder Euro, der reinkommt, hat schon eine Kette um den Hals, an der ein Name hängt: Miete, Strom, Bier, Kippen. Du bist kein Spieler mehr, du bist Durchgangsstation.

Es gab diesen einen Tag, an dem ich eine unerwartete Summe in der Hand hielt. Überstunden-Nachzahlung, die vergessen worden war. Der Chef drückte mir den Umschlag in die Hand, schnaubte was von „hab ich wohl verpeilt" und ließ mich stehen. Ich ging raus, stellte mich in eine Seitengasse, öffnete den Umschlag. Nicht viel, aber genug, dass mein Kopf sofort anfing, zu zucken. „Davon könntest du…" – und dann hörte ich ihn.

Der Púca stand neben mir, lehnte an der Wand, Hände in den Taschen. „Das ist kein Bonus", sagte er. „Das ist Korrektur. Das Geld war vorher zu knapp. Jetzt wird's wieder glattgezogen. Du kaufst nichts, was nicht auf der Liste steht." „Welche Liste?" fragte ich. „Die, die du seit Jahren abarbeitest", sagte er. „Miete. Bar. Kippen. Essen. Fertig."

Ich dachte an all die Dinge, die man mit „zusätzlichem Geld" machen könnte – wenn man jemand anders wäre. Schulden tilgen. Was zur Seite legen. Einen Arzttermin zahlen, bei dem jemand mal hört, was das Herz so treibt. Stattdessen marschierte ich wie ferngesteuert zum Automaten, zog Geld, bezahlte eine offene Rechnung, kaufte Bier und Tabak. Der Rest verschwand, Stück für Stück, im Alltag. Kein besonderer Abend. Kein Ausbruch. Nur das übliche Programm mit einem minimal höheren Budget.

Das war der Punkt, an dem ich begriff, was „das Geld reicht" bei einem Kobold bedeutet: Es reicht genau so, dass du weitermachst wie bisher. Kein Fortschritt, kein Minus, das dich zum Umdenken zwingen würde. Du hängst in einem stabilen Koma. Du kippst nicht um – noch nicht. Du steigst aber auch nicht aus. Du bist eingeklemmt zwischen „grade so überleben" und „nie wieder irgendwas ändern".

Der Barkeeper checkte das auch. Er sah, dass ich nicht mehr so oft anschreiben ließ, dass ich meine Gläser bezahlt bekam, wenn ich ging. „Läuft bei dir", sagte er einmal. „Mehr Kohle?" Ich schüttelte den Kopf. „Gleiche", sagte ich. „Sie reicht nur plötzlich." Er schnaubte. „Das ist das Schlimmste", murmelte er. „Wenn's reicht. Zu wenig Druck zum Aufhören, zu wenig Luft zum Atmen."

Abends, allein in der Wohnung, saß ich am Küchentisch, sah die Rechnungen und die leeren Gläser, die ich mir leisten konnte, und dachte: Ich hab mir finanziell die Hölle auf Raten gewünscht. Kein Absturz, kein Jackpot. Ein gerade-so-Level, auf dem man alt wird, ohne je zu leben. Kein Schmerz mehr, hatte ich vorher gesagt. Geld, das reicht, hatte ich danach gewollt. Klingt wie Sicherheit. Es war nur eine sauber verlegte Schlinge.

Der dritte Wunsch ließ am längsten auf sich warten. Nicht, weil ich besonders vorsichtig geworden wäre. Vorsicht war nie meine Stärke. Aber die ersten beiden hatten ihre Spuren hinterlassen. Kein Schmerz, Geld, das reicht – zwei Ketten, sauber angelegt. Die dritte musste sitzen. Oder mich ganz rausknallen.

Die Nacht, in der ich ihn ausgesprochen habe, war eine von denen, in denen die Stadt wirkte, als hätte sie Fieber. Es war schwül, der Regen hatte aufgehört, aber alles war noch nass. Die Luft klebte an der Haut, die Straßen glänzten, als wären sie frisch lackiert. Ich hatte zu viel drin und zu wenig gegessen, ein Klassiker. Der Púca war gut gelaunt, der Mann mit den Pferdeaugen irgendwo auf Abstand, der Barkeeper in diesem Modus zwischen Genervtsein und Mitleid.

Ich war früh aus der Bar gestolpert, nicht weil ich genug hatte, sondern weil irgendwas in mir Bewegung brauchte. Ich lief durch die Straßen, in denen das Licht auf dem Asphalt flimmerte. Der Mond war hinter Wolken verschwunden. Vielleicht hatte er keine Lust, mir zuzusehen. Vielleicht hatte ich keine Lust, beobachtet zu werden. Der Púca lief rückwärts vor mir her, sah mich an, während ich auf ihn zulief.

„Du hast noch einen frei", sagte er. „Einen Wunsch." Ich schnaufte. „Ich weiß", murmelte ich. „Ich schieb ihn vor mir her wie eine Rechnung." Er grinste. „Rechnungen lieben dich", sagte er. „Mach ihn endlich, bevor du wegklappst und ich ihn für dich aussuchen muss."

Ich blieb an einer Kreuzung stehen. Ampel, niemand da. Die Straße war leer, nur irgendwo in der Ferne das Jaulen eines Krankenwagens. Der Asphalt roch nach Wärme und Dreck. Ich steckte mir eine Kippe an, obwohl die Lunge zischte. Der erste Zug tat weh – also, theoretisch. Praktisch hatte ich ja „kein Schmerz mehr" unterschrieben. Es brannte, aber nur wie eine Erinnerung. Ich sah den Rauch, wie er in die Nacht zog, und dachte: Was fehlt noch?

Was wünscht sich einer, der schon aufgehört hat, an Rettung zu glauben? Ich wollte keine zweite Chance, keine große Liebe, keine Karriere, keinen Ausstieg auf die Malediven. Ich wollte auch nicht „gesund" sein. Was sollte ich mit einem gesunden Körper in diesem Kopf? Ich wollte etwas, das zu mir passte. Kaputt, aber ehrlich.

„Ich will", sagte ich, langsam, jedes Wort abwägend, „dass ich nicht vergessen werde." Der Satz überraschte mich, während ich ihn aussprach. Ich hatte nicht darüber nachgedacht. Er war einfach da. Der Púca blinzelte. „Nicht vergessen?" wiederholte er. „Von wem?" Ich zuckte die Schultern. „Keine Ahnung", sagte ich. „Von irgendwem. Dem Barkeeper. Der Straße. Dem Mond. Mir egal. Ich will nur nicht einfach verschwinden, wie ein Typ, der einmal zu viel getrunken hat."

Der Wunsch hing in der Luft, klebrig wie die Feuchtigkeit. Er war peinlich, ich merkte es sofort. Wer wünscht sich, nicht vergessen zu werden, wenn er gleichzeitig alles dafür tut, nicht mehr aufzufallen? Aber genau das war es: Du säufst dich unsichtbar und willst trotzdem, dass jemand deinen Schatten erkennt.

Der Púca sah mich lange an. Sein Grinsen war weg, für einen Moment. „Das ist kein kleiner Wunsch", sagte er. „Du fragst nicht nach einem vollen Kühlschrank. Du fragst nach Spuren." „Na und?" sagte ich. „Du läufst seit Monaten in mir rum und machst Kerben überall. Lass mir doch auch eine." Er schnaubte. „Gut", sagte er dann. „Wunsch drei wird eingetragen. Du wirst nicht vergessen."

Ich hätte misstrauisch sein sollen. Ich hätte wissen müssen, dass „nicht vergessen werden" in seiner Welt anders läuft als in den kitschigen Filmen, in denen Leute am Ende Plaketten an Bänken kriegen oder Straßen nach ihnen benannt werden. Aber ich war müde. Ich sagte nur: „Abgemacht." Und damit war der Vertrag komplett.

Die ersten Anzeichen waren unauffällig. In der Bar begann der Barkeeper, mich anders anzusehen. Er hatte mich immer schon registriert, klar. Stammgast, Inventar. Aber plötzlich merkte ich, dass er sich Kleinigkeiten merkte. Wie ich mein erstes Bier trinke. Wann ich eher schnaufe als lache. Welche Lieder mich kurz stumm werden lassen. Er fing an, Sätze zu sagen wie: „Weißt du noch, letztes Jahr, als du…?“ Dinge, an die ich mich nur halb erinnerte. Er war mein Archiv geworden.

Der Mann mit den Pferdeaugen nickte mir öfter zu. Nicht als „Hi“, sondern als „Ich hab deine Akte gelesen“. Der Púca fing an, Geschichten von mir zu erzählen, als wäre ich längst tot. „Er ist der, der…“, so begannen die Sätze. In seinen Worten war ich schon Figur, nicht mehr Typ an der Theke. Meine Fehler wurden Anekdoten. Meine Abstürze wurden Kapitel.

Ich merkte es auch auf der Straße. Der Kioskbesitzer kannte nicht nur mein Gesicht, er kannte meinen Gang. „Na, der Herr Spät“ nannte er mich. Der Typ am Zigarettenautomaten pfiff eine bestimmte Melodie, wenn ich vorbeilief. Der Bettler an der Ecke nickte mir zu, wenn ich kam, als wäre es Teil seines Tagesplans: „Um die Zeit kommt der da vorbei, der sein Leben vermietet hat.“ Ich wurde zu einem Teil der Route der anderen. Ein Punkt im Stadtplan ihrer Gewohnheiten.

„Siehst du“, sagte der Púca. „Du wirst nicht vergessen. Du bist Folklore.“ Ich lachte trocken. „Das ist nicht das, was ich meinte“, sagte ich. „Wie hast du’s denn gemeint?“ fragte er. „Dass nach deinem Ableben irgendein Engel weint? Dass einer an deinem Grab steht und sagt: ‚Er war immer so freundlich‘? Du hast dir ausgesucht, wie du lebst. Ich sorge nur dafür, dass das jemand mitbekommt.“

Die düstere Pointe traf mich in einer Nacht, als ich später als sonst in der Bar war. Ich war am Hocker festgeklebt, der Barkeeper war müde, die Luft stand. Zwei jüngere Typen saßen am anderen Ende der Theke, flüsterten, lachten. Einer deutete rüber zu mir. „Das ist der, von dem ich dir erzählt hab“, hörte ich ihn sagen. „Der, der immer hier hängt. Der Barkeeper hat gesagt, der hat mal…“ Er ließ den Satz in Gesten enden, irgendwas mit „zusammengebrochen“, „Krankenwagen“, „trotzdem weitergemacht“. Ich war eine Legende im kleinen Format. Eine Abschreckungsgeschichte mit Unterhaltungswert.

„Nicht vergessen“, flüsterte der Púca mir ins Ohr. „Du wolltest es so.“ Ich sah in mein Glas, in dem sich mein Gesicht verzerrt spiegelte. Pferdeaugen, müder Mund, Biest im Nacken. Ich war nicht der, an den sich einer erinnert, weil er was Großes geschafft hatte. Ich war der, an den sich alle erinnern, weil er es übertrieben hat und trotzdem nicht umfiel. Eine warnende Mär, lebendig, halb.

Später, auf dem Heimweg, wurde mir klar, wie dreckig der Wunsch wirklich eingelöst wurde. „Nicht vergessen werden“ heißt in seiner Sprache: Du wirst zum Beispiel. Die Leute erzählen sich deine Geschichte, wenn sie vorm Automaten stehen, wenn sie überlegen, ob sie noch eins bestellen, wenn sie denken: „So weit wie der will ich es nicht kommen lassen.“ Du bist der Vergleichswert für den Abgrund.

Und es geht weiter. Der Barkeeper würde sich meinen letzten Abend merken. Er würde wissen, wann ich das letzte Bier getrunken habe, die letzte Kippe ausgedrückt, den letzten Spruch gemacht. Der Púca würde die Striche zählen, bis der Vertrag abgelaufen ist. Der Mann mit den Pferdeaugen würde irgendwo am Rand stehen und sagen: „Genau so war’s geplant.“ Und die paar Leute, die mich kannten, würden sich später, Jahre danach, an der Theke an

mich erinnern: „Weißt du noch, der Typ, der…“ – und dann kommt der Rest. Blut, Pferdeaugen, Barhocker.

Drei Wünsche, alle gehen schief. Kein Schmerz mehr – heißt: kein Alarm mehr, wenn du verreckt wirst. Geld, das reicht – heißt: du kommst nie tief genug, um aufzuwachen, und nie hoch genug, um zu fliehen. Nicht vergessen werden – heißt: du bist das Beispiel dafür, wie weit einer sinken kann, ohne dass es kracht. Ein stiller Lehrfilm, der abläuft, während du glaubst, du wärst Hauptdarsteller.

In der Nacht, in der ich das alles begriff, lag ich wach, die Decke halb über mir, das Herz unruhig, die Lunge pfeifend. Der Púca saß auf der Stuhllehne, sah mich an, ohne zu lächeln. „Willst du reklamieren?“ fragte er schließlich. Ich schüttelte den Kopf. „Wozu“, sagte ich. „Ist alles so geworden, wie es zu mir passt.“ Er nickte. „Eben“, sagte er. „Drei Wünsche sind drei Spiegel. Du hast nichts anderes gezeigt, als das, was du sowieso schon warst.“

Ich schloss die Augen, hörte mein Blut rauschen, mein Herz stolpern, meine Lunge kratzen. Kein Schmerz, nur Geräusch. Irgendwo in der Stadt flackerte eine Straßenlaterne, irgendwo polierte der Barkeeper ein Glas, irgendwo erzählte einer einem anderen von „dem Typen da“. Und ich wusste: Der letzte Wunsch war erfüllt. Ich würde nicht einfach spurlos verschwinden. Ich würde als Warnung bleiben.

Ist auch eine Art von Unsterblichkeit. Die Sorte, über die der Mond lacht und der Kobold satt wird.

Der Tag, an dem die Sonne nicht für dich aufsteht

Der Tag fing damit an, dass ich dachte, es wäre noch Nacht. Nicht, weil ich besonders früh wach gewesen wäre. Eher, weil die Helligkeit einfach wegblieb. Kein Streifen Licht am Fensterrand, kein schüchterner Schimmer durchs Rollo. Nur dieses trübe Grau, das aussieht, als hätte jemand versucht, den Himmel zu löschen und es nicht ganz geschafft.

Ich lag auf der Matratze, der Mund trocken, die Zunge wie ein Stück Teppich, das zu lange im Keller gelegen hat. Der Kopf brummte, aber nicht auf die laute Art, eher dumpf, wie eine Maschine, die noch läuft, obwohl keiner mehr produziert. Herz stolperte, Lunge kratzte. Routine. Ich lauschte, ob irgendwo Vögel schrien. Nichts. Nur das Ticken der Uhr in der Küche und das Rauschen in meinen Ohren.

„Ist das noch Nacht?“ murmelte ich in den Raum.

„Kommt drauf an, für wen“, sagte der Púca.

Er saß am Fußende der Matratze, wie ein Kind, das auf den Bus wartet. Knie angezogen, Arme drumgelegt, die Augen wach. Er hatte keine Schatten unter den Augen. Biester haben keine Kater. Die sehen nur dabei zu, wie du deine durchlebst.

„Wie spät ist es?“ fragte ich.

„Spät genug“, antwortete er. „Zu früh zum Sterben, zu spät zum Anfangen.“

Ich griff nach dem Handy, das irgendwo neben mir unter einem T-Shirt vergraben war. Der Bildschirm blendete mich, als ich drauf sah. Kurz nach zehn. Vormittag. Ein Vormittag, der aussah wie zwei Uhr nachts im Hinterhof. Die Luft in der Wohnung war schwer, als würde sie seit gestern niemand mehr benutzt haben.

Ich rappelte mich hoch, langsam, wie einer, der ein zu altes Auto startet. Gelenke knirschten, Muskeln protestierten, Herz gab seinen Kommentar in Stolperern ab. Als ich aufsass, wurde mir kurz schwindelig. Die Wände bewegten sich minimal. Ich wartete, bis sie wieder still standen. Es dauerte länger als früher. Alles dauerte länger als früher.

Der Púca beobachtete mich mit diesem Ausdruck, den man bei Menschen „Fürsorge“ nennen würde, bei ihm war es eher professionelle Neugier. „Draußen ist es hell“, sagte er. „Nur nicht für dich.“

„Was soll das heißen?“ fragte ich, während ich nach der Zigarettenschachtel tastete.

„Die Sonne ist da“, erklärte er. „Sie macht ihren Job. Aber in deiner Welt kommt sie nicht mehr richtig an. Ist wie Strom, wenn du alle Sicherungen rausgehauen hast. Die Leitung liegt – aber die Lampen bleiben dunkel.“

Ich stand auf, unsicher auf den Beinen. Das Zimmer roch nach Rauch, Schweiß und diesem süßlich-sauren Geruch, den nur Menschen produzieren, die viel trinken und wenig waschen. Ich schob das Rollo hoch. Das Fenster war blind vor Dreck. Draußen war wirklich Licht, irgendwie. Ein fader Tag, Wolken, ein blasser Streifen von Helligkeit da oben. Aber nichts davon fühlte sich an, als hätte es was mit mir zu tun.

Die Nachbarn hatten ihren Kram am Laufen. Kinderlärm durch dünne Wände, Tellerklappern, ein Fernseher, der viel zu laut irgendeine Vormittagsshow brüllte. Ich stand da, in Unterhose, Zigarette im Mundwinkel, und dachte: Die Sonne steht auf – nur nicht für mich. Ich bin nicht mehr im Verteiler.

Die erste Lunge voll Rauch brannte. Theoretisch. Praktisch war das Brennen weit weg. „Kein Schmerz“ hatte seine Arbeit getan. Mein Körper meldete, mein Kopf ignorierte. Ich hustete, spuckte in ein Taschentuch, sah den rosigen Schleier und registrierte ihn wie eine Wettervorhersage für eine Stadt, in der ich nicht mehr wohne.

In der Küche war es genauso dunkel. Ein Streifen graues Licht kämpfte sich durch das schmierige Fenster, blieb aber auf halber Strecke hängen. Auf dem Tisch lagen die üblichen Beweise: leerer Aschenbecher, eine Flasche, die es nicht mehr geschafft hatte, zum Müll zu wandern, ein Stapel ungeöffneter Briefe. Ich machte das Licht an. Die Lampe flackerte, brannte, zeigte mir eine Realität, die auch im Hellen keine bessere Figur machte.

Der Kaffee schmeckte nach abgestandenen Nächten. Ich ließ ihn durchlaufen, kam mir vor wie eine alte Maschine in einem stillgelegten Werk. Der Púca setzte sich auf die Arbeitsplatte, schlenkerte mit den Beinen. „Ist dir schon mal aufgefallen“, fragte er, „dass du inzwischen nur noch zwei Zeitzonen kennst?“

Ich nahm den ersten Schluck, verzog das Gesicht. „Na?“

„Barzeit und Wartezeit“, sagte er. „Barzeit ist, wenn du was im Glas hast. Wartezeit ist der Rest. Früher gab’s noch ‚Tag‘ und ‚Nacht‘. Jetzt ist nur noch ‚davor‘ und ‚dazwischen‘.“

Er hatte Recht. Der Vormittag war kein Vormittag mehr. Er war nur der Zeitraum, in dem der Körper versuchte, den letzten Abend zu verarbeiten, bevor der nächste anfing. Die Sonne konnte machen, was sie wollte. Für mich war das nur Hintergrundbeleuchtung.

Ich stand da mit der Tasse in der Hand und merkte, dass mich etwas störte. Nicht der Kopfschmerz, nicht die wackeligen Beine, nicht das schiefe Gefühl im Brustkorb. Es war dieses Wissen: Da draußen läuft ein Tag, und du gehörst nicht dazu. Menschen stehen auf, duschen, fahren irgendwohin, tun Dinge, die sie „Termine“ nennen. Ich war nicht mehr eingeladen.

Noch vor ein paar Jahren hatte ich die Sonne gehasst, wenn sie mich im falschen Moment erwischt hat – dieses brutale Licht, wenn du aus der Bar kommst, völlig durch, und plötzlich in der Realität stehst. Das Licht, das jede Falte, jede Augenringe, jede Lüge sichtbar macht. Heute war es anders. Heute fühlte ich mich fast beleidigt, dass sie sich nicht mehr für mich interessierte.

„Was ist los?“ fragte der Púca, als ich die Kippe ausdrückte und immer noch in die graue Ecke starrte, aus der der Tag kam. „Du siehst aus wie einer, der nicht zur Party eingeladen wurde.“

„Bin ich ja auch nicht“, sagte ich. „Alle anderen haben so was wie… Alltag. Ich hab…“

„Programm“, fiel er mir ins Wort. „Du hast ein Programm. Saufen, rauchen, arbeiten, wenn’s sein muss, wieder saufen. Da ist kein Platz mehr für Sonne. Du brauchst Neon.“

Ich dachte an die Bar. An das gelbliche Licht über der Theke, die Schatten in den Ecken, das Flackern vom Automaten. Das waren meine Himmelskörper. Die gingen immer für mich auf. Pünktlich, zuverlässig, Stromrechnung bezahlt, Bier kühl. Die Sonne da draußen war nur noch Deko, die die Stadt für andere angemacht hatte.

„Interessant ist“, fuhr der Púca fort, „dass die Sonne trotzdem weiter tut, als wärst du dabei. Sie geht auf, sie geht unter, sie macht ihre Runden. Ganz ohne dich. Das kriegt nicht jeder mit. Viele halten sich für wichtiger als sie sind.“

Ich setzte mich an den Tisch, der Kaffee vibrierte leicht in der Hand. „Und was willst du mir damit sagen?“

Er grinste. „Dass du endlich an dem Punkt bist, an dem du begreifst, dass das hier ohne dich weiterläuft“, sagte er. „Das ist gut für mich. Ich brauch keine Hauptdarsteller. Ich brauch Statisten, die nicht dauernd fragen, ob sie die Szene retten können.“

Ich dachte daran, wie ich früher in den Tag gegangen war. Verkatert, ja, aber mit diesem kleinen, lächerlichen Funken: Vielleicht wird es besser. Vielleicht ein anderes Leben, eine andere Stadt, irgendwas. Heute war da nichts mehr. Kein „vielleicht“. Nur ein Haufen Stunden, die gefüllt werden wollten. Mit Zigaretten, mit Kaffee, mit wieder Hinlegen, mit Warten, bis die Tür der Bar aufgeht.

Der Briefstapel lag neben mir, dick geworden wie ein alter Hund. Mahnungen, Drohungen, Angebote, all das. Früher hätte ich einen davon aufgerissen, so getan, als würde ich irgendwas regeln. Heute dachte ich: Die können schreiben, was sie wollen. Der Tag gehört ihnen. Meiner fängt erst an, wenn die Sonne müde wird.

Ich nahm einen weiteren Schluck, der Magen knurrte, aber ohne Begeisterung. „Also ist das jetzt so?“ fragte ich. „Die Sonne steht nicht mehr für mich auf?“

Der Púca nickte. „Nicht im Sinne von: ‚Guten Morgen, hier ist dein schönes, neues Leben‘“, sagte er. „Sie ist nur noch die Lampe im Flur, die jemand angelassen hat, damit du nicht über deine eigenen Schuhe fällst.“

Ich lachte kurz, heiser. „Und was bin ich dann?“

„Einer, der sich aus der Tagesstatistik abgemeldet hat“, sagte er. „Du existierst offiziell noch. Konto, Adresse, Steuernummer. Aber du bist kein Nutzer mehr von Sonnenschein. Du hast ein anderes Abo.“

Ich konnte ihm nicht mal widersprechen. Ich saß da, im schmutzigen Morgenlicht, mit einer Kippe im Aschenbecher und einem halbleeren Leben auf dem Tisch, und wusste: Es gibt Leute, für die geht heute irgendetwas auf. Ein Projekt, ein Plan, eine Hoffnung. Für mich ging heute nur wieder dieselbe Tür auf wie immer. Und wenn die Sonne dabei zusah oder nicht – es machte keinen Unterschied.

Die Tasse war leer, der Kopf wurde klarer, aber die Klarheit fühlte sich an wie ein Riss in einer Scheibe. Du siehst besser durch – aber du weißt, dass sie beim nächsten Druck bricht. Draußen schob sich die graue Helligkeit ein paar Nuancen nach oben. „Tag“, sagten sie alle. Für mich blieb es ein langer, gedehnter Raum zwischen zwei Abenden.

„Komm“, sagte der Púca schließlich und sprang vom Tresen. „Wir bringen diesem Tag bei, dass er mit uns trotzdem rechnen muss. Auch, wenn die Sonne dich nicht auf der Liste hat.“

Ich stand auf, griff nach der Jacke, die immer am Stuhl hing, Taschentuch, Feuerzeug, Schlüssel. Kein Blick mehr aus dem Fenster. Ich wusste, was da draußen war: ein Tag, der nicht für mich gemacht war. Aber ich würde trotzdem durch ihn laufen, wie ein ungebetener Gast, der auf einer Party auftaucht, zu der er keinen Flyer bekommen hat.

Die Straße sah bei Tageslicht aus wie eine schlechte Ausrede. Gestern Nacht war sie noch düster gewesen, ehrlich in ihrem Dreck, Neon und Schatten hatten den Müll romantisch gemacht. Jetzt lag da alles offen. Hundescheiße, Glas, Pfützen, die aussahen, als würden sie Krankheiten verkaufen. Der Himmel hing wie ein nasser Lappen darüber, ein helleres Grau über einem dunkleren Grau. Wenn das Tag sein sollte, war es ein halbherziger.

Ich trat aus dem Haus, der Púca gleich neben mir, leichtfüßig wie immer. Er liebte Tageslicht, weil es ihn nicht interessierte. „Sieh dir die Leute an“, sagte er. „Tagmenschen. Die glauben, die Sonne hätte was mit ihnen persönlich zu tun.“

Die ersten gingen mit Kaffee-Bechern in der Hand an mir vorbei, diese Pappdinger mit Logos drauf. Als wäre es wichtig, dass jeder sieht, wo du deinen überteuerten Koffeinschluck herhast. Sie sahen alle ähnlich aus: Gesichter, die noch nicht lange wach waren, Augen, die auf irgendeinen Punkt in der Zukunft gerichtet waren, den es vermutlich nicht gab. Taschen, Rucksäcke, Aktentaschen. Jeder schob seinen eigenen Scheiß durch den Tag.

Ich hatte meine Hände in den Taschen, die leer waren bis auf ein Feuerzeug, ein zerknülltes Taschentuch und einen Kassenbon. Die Sonne, irgendwo da oben, machte keine Unterschiede.

Sie beleuchtete ihre sauberen Schuhe genauso wie meine durchgelaufenen. Aber bei ihnen wirkte es wie „Beginn“. Bei mir wie „Restlicht“.

Auf dem Weg zur Arbeit kam ich am Spielplatz vorbei. Da waren Mütter mit Kinderwagen, Väter mit Bier im Jutebeutel, Kinder, die schrien, weil Schreien ihr Beruf ist, solange sie noch keine Rechnungen kennen. Die Sonne streifte ihre Gesichter, ließ die Haare der Kleinen kurz aufleuchten, wenn sie liefen. Ich blieb einen Moment stehen, sah zu. Der Púca setzte sich auf eine Schaukel, die keiner benutzte, und schaukelte langsam, ohne die Ketten zu bewegen.

„Du wirst nervös von sowas“, stellte er fest.

„Ja“, sagte ich. „Sieht aus, als würde die Welt sich um irgendwas kümmern.“

Wir gingen weiter. Tagmenschen liefen an mir vorbei, manche mit Parfüm, manche nur mit zu viel Deo, andere rochen nach frisch gewaschener Wäsche. Ich stank nach letzter Nacht, Kaffee, kaltem Rauch. Das Tageslicht machte da keinen Hehl draus. Es legte alles frei. Jeder Fleck auf der Jacke, jede Falte in der Hose, jede Linie im Gesicht. Es war brutal ehrlich und gleichzeitig völlig uninteressiert.

Vor dem Supermarkt stand ein Lieferwagen mit offener Heckklappe. Jemand lud Getränkekisten ab, Stapel von Dingen, die anderen helfen sollten, ihren Tag zu schaffen: Wasser, Zuckerzeug, Bier für später. Ich roch das Plastik und das Metall, den Schweiß des Fahrers. „Die arbeiten“, sagte der Púca. „Du machst auch gleich so was Ähnliches.“

„Ich arbeite nicht“, knurrte ich. „Ich verhindere bloß, dass ich schneller abstürze.“

Der Weg zum Lager war wie immer: zu lang, obwohl er nicht wirklich weit war. Meine Schritte waren schwer, als wäre in meinen Schuhen Beton statt Füße. Jeder Meter fühlte sich an wie ein kleiner Verrat – an dem Teil in mir, der lieber direkt zur Bar abgebogen wäre. Aber die Bar hatte noch zu. Und irgendwer da oben – nicht Gott, eher das Finanzamt – erwartete, dass ich ein bisschen so tue, als hätte ich noch eine Funktion.

Die Halle, in der ich schuftete, roch nach Staub, Karton, abgegriffenem Plastik. Neonröhren warfen kaltes Licht von oben, gleichmäßiger als jede Sonne. Es war eine künstliche Helligkeit, die mit niemandem Mitleid hatte. Sie ließ alles gleich aussehen. Paletten, Regale, Menschen. Wir waren nur bewegliche Kisten.

Der Vorarbeiter nickte mir zu, ohne sich zu wundern, dass ich mal wieder zu spät war. „Morgen“, murmelte er, so tonlos, dass es genauso gut „Fick dich“ heißen konnte. Ich nickte zurück. „Morgen“, antwortete ich, obwohl wir alle wussten, dass keiner von uns Lust auf diesen Morgen hatte.

Karton schleppen hat etwas Beruhigendes, wenn du nicht zu viel drüber nachdenkst. Du hebst, du trägst, du stapelst. Der Körper bekommt eine Aufgabe, die einfach genug ist, dass der Kopf nicht stören muss. Aber heute mischte sich die Müdigkeit tiefer rein. Die Arme wurden schneller schwer, die Luft kürzer. Ich spürte, wie mein Herz dieses kleine Extra machte – einen Schlag zu viel, dann einen zu wenig. Früher hätte mich das aus der Bahn geworfen. Heute registrierte ich es wie jemand, der die Durchsage am Bahnhof hört: Zug hat zehn Minuten Verspätung. Nimmst du hin, änderst du nicht.

Der Púca saß auf einer Palette, die ich durch die Halle schob. Keiner außer mir sah ihn, aber es fühlte sich an, als würde ich die doppelte Last schieben. „Du bist nicht für ihr Licht gemacht“, sagte er. „Siehst du das? Die Neonröhren kümmern sich genauso wenig um dich wie die Sonne. Aber du passt besser hierher. Künstliches Licht für künstliche Tage.“

Ich sah mich um. Die Kollegen, die schon länger hier waren als ihre Stempelkarte. Müde Gesichter, manche mit Augenringen, andere mit roten Äderchen in den Augen, als hätten sie schon lange aufgegeben, Weiß zu spielen. Manche würden abends nach Hause gehen, auf die Couch. Manche in Bars. Manche zu Familien, die noch an ihnen zogen. Ich hatte nur den Kobold und den Hocker.

In der Pause saß ich draußen auf einer Betonstufe, Zigarette in der Hand. Die Sonne hatte es inzwischen geschafft, ein bisschen mehr Helligkeit durch die Wolkendecke zu pressen. Es wurde nicht schön, nur heller. Die Kollegen standen in Grüppchen, lachten über Chefs, über Frauen, über Fußball. Ich saß etwas abseits, wie immer. Nicht, weil ich so geheimnisvoll wäre. Weil ich zu wenig hatte, um mitzuspielen.

Ein Kollege setzte sich neben mich, zog sich ebenfalls eine Kippe raus. Er war einer von den ruhigeren, mit Bauch, schütterem Haar, Augen, die mehr gesehen hatten, als sie zeigen wollten. „Du siehst aus, als hättest du die Nacht durchgemacht“, sagte er.

Ich grinste. „Ich seh immer so aus“, sagte ich.

Er lachte kurz, aber da war kein Spott drin. „Du musst mal früher ins Bett“, meinte er. Ein Satz, den Leute sagen, wenn sie selbst wissen, dass er ihnen auch nichts bringen würde. Ich zuckte mit den Schultern. „Die Sonne steht eh nicht für mich auf“, murmelte ich.

„Wie meinst du das?“ fragte er.

Ich zögerte. „Ist egal“, sagte ich dann. „Vergiss es.“

Er zog an seiner Zigarette, sah in den Himmel. „Für uns steht sie auch nicht wirklich auf“, sagte er nach einer Weile. „Wir stehen für sie auf. Damit sie Licht auf irgendwas werfen kann, was sich Arbeit nennt.“ Er schnaufte, stand auf, warf die Kippe in den Kies. „Komm, sonst meckert der Alte.“

Der Púca war währenddessen auf dem Dach des Gebäudes rumgekrochen, im Tageslicht wie ein Schatten ohne Rand. „Du suchst Verbündete“, sagte er, als ich ihn später wieder neben mir spürte. „Aber die Tagmenschen haben ihre eigenen Verträge. Die haben andere Biester. Deine sind Nachtviecher.“

Der Tag zog sich wie Kaugummi. Paletten, Kartons, Gabelstapler, Schweiß. Herzstolpern, flache Atmung, trockener Mund. Die Sonne war inzwischen irgendwo über der Halle, aber ich sah sie nicht. Ich sah nur das Neon, das mich von oben ansurrte. Draußen führte sie ihre Routinen durch: Aufstieg, Mitte, Abstieg. Drinnen war es immer gleich. Die Uhr an der Wand war ehrlicher als jeder Himmel.

Als der Feierabend endlich kam, war es schon wieder dabei, grau zu werden. Die Sonne machte sich vom Acker, ohne sich zu verabschieden. Ich trat aus der Halle, blinzelte in das diffuse Licht. Der Körper war müde, aber nicht erschöpft im gesunden Sinne. Eher

ausgelutscht. Der Kopf war leer, aber nie so leer, dass nicht doch noch der Gedanke reinpasste: Bar.

„Du hattest heute einen ganzen Tag lang die Chance, was anderes zu tun“, sagte der Púca, als wir die Straße runtergingen. „Hättest irgendwohin fahren können, hättest irgendwem sagen können, dass du nicht mehr willst, hättest auf eine Wiese liegen können, falls du eine gefunden hättest.“

„Und?“ fragte ich. „Was hätte das geändert?“

Er grinste. „Nichts“, sagte er. „Aber du hättest wenigstens so tun können, als hätte die Sonne dich gemeint. So wie die anderen.“

Ich sah nach oben. Die Wolken wurden wieder dichter, die Luft kälter. Der Tag hatte mich durchgeschoben wie eine Ware mit falschem Barcode. Nichts passte, aber man ließ mich mitlaufen, weil das System keine Zeit zum Sortieren hatte.

Als ich an der Bar ankam, ging gerade das Neon an. Das gelbe Licht über dem Eingang flackerte kurz, dann blieb es. Drinnen würde es warm sein, auf diese spezielle, klebrige Art. Der Barkeeper würde da sein. Der Hocker würde frei sein oder auf mich warten. Das war mein Sonnenaufgang. In dieser Flasche, in diesem Glas, in diesem Rauch lag meine Helligkeit.

Ich griff nach der Tür, spürte den kalten Metallgriff in der Hand. Hinter mir war die Straße, der graue, halbtote Tag, die Sonne, die für andere geschienen hatte. Vor mir war die Nacht, die mich kannte. Der Púca stand neben mir, sah durch die Scheibe, als würde er sein Büro betreten.

„Na los“, sagte er. „Der Tag hat dich nicht gebraucht. Die Nacht hat schon gefragt, wo du bleibst.“

Ich drückte die Tür auf und trat hinein, weg von einer Sonne, die längst aufgegeben hatte, mir irgendwas zu versprechen.

Die Bar roch schon von draußen nach Abend, obwohl es offiziell noch Tag war. Es war diese Zwischenzeit, in der die Leute, die „einfach nur ein Feierabendbier“ wollen, auf die stoßen, die nie Feierabend haben. Ich gehörte zur zweiten Sorte. Für mich war jeder Abend eine Verlängerung von etwas, das nie richtig angefangen hatte.

Drinnen war es wärmer, aber nicht freundlicher. Das Licht war dieses schiefe Gelb, das alles weich macht – Falten, Augenringe, Schuld. Der Barkeeper stand an seinem Platz, als wäre er nie weg gewesen. Als würde er nachts hier in einer Schublade schlafen, bis wieder jemand die Tür aufreißt. Ein paar Hocker waren besetzt, ein paar Gestalten hingen schon halb über ihren Gläsern. Der Fernseher an der Wand lief auf stumm, zeigte irgendein Sportgedöns, das keinen wirklich interessierte.

„Da bist du ja“, sagte der Barkeeper, ohne es wie ein Vorwurf klingen zu lassen. Mehr wie eine Bemerkung zum Wetter.

„Wo soll ich sonst sein“, antwortete ich und setzte mich auf meinen Hocker. Der Púca rutschte auf die Rückenlehne, schlug die Beine übereinander, als hätte er hier mehr Rechte als ich.

„Langes Gesicht“, meinte der Barkeeper und stellte mir ein Bier hin, ohne zu fragen. Er wusste genau, was kam.

„Die Sonne ist heute ohne mich klargekommen“, sagte ich. „Hat sie gut gemacht.“

Er grinste schief. „Tut sie schon länger“, meinte er. „Du merkst es nur jetzt.“

Ich nahm den ersten Schluck. Kalt, vertraut, ein Geschmack, der mehr Heimat war als jeder Ort, an dem ich je gewohnt hatte. Das Neonlicht reflektierte im Glas, machte kleine Kränze aus Licht auf der Oberfläche. „Weißt du noch, als du manchmal tagsüber reinkamst und gesagt hast ‚Boah, ist das hell draußen‘?“, fragte der Barkeeper.

Ich nickte. „Ja.“

„Das sagst du nicht mehr“, meinte er. „Jetzt sagst du nur noch ‚Boah, ist das neblig da draußen‘. Egal, ob Sonne ist oder nicht.“

Ich lachte ohne Spaß. „Vielleicht bin ich der Nebel“, sagte ich. „Die anderen laufen durch mich durch.“

Der Púca klatschte leise. „Schöner Spruch“, meinte er. „Schreib ihn auf ein T-Shirt, das du nie kaufst.“

Am anderen Ende der Theke stieß einer an und lachte zu laut über irgendwas, das nicht so witzig war. Dieser übersteuerte Lachtyp, den jede Bar hat. Einer, der sich selbst beweisen will, dass er noch Spaß empfinden kann. Der Barkeeper warf einen kurzen Blick rüber, dann wieder zu mir. „Wie war der Tag?“ fragte er.

„Wie immer“, sagte ich. „Halle, Neon, Paletten. Herz stolpert, Chef motzt, nichts passiert.“

„Und die Sonne?“

„Die hat für die anderen funktioniert“, sagte ich. „Für die mit Kaffee und Terminen. Für die mit Kindern und Gartenstühlen. Ich war nur Statist. Tag hat gesagt: Du stehst nicht auf der Liste.“

Der Barkeeper musterte mich kurz, als würde er einschätzen, ob das noch normale Kneipenpoesie war oder schon der Anfang eines Zusammenbruchs. „Du warst arbeiten“, sagte er. „Du hast geschleppt, geschwitzt, geflucht. Das ist mehr, als die Hälfte von den Typen hier macht, bevor sie sich hinsetzt.“

„Ja, aber die glauben wenigstens, der Tag wäre für sie da“, entgegnete ich. „Ich lauf da nur mit, damit ich mir abends das hier leisten kann.“

„Ist doch was“, meinte er. „Du hast einen Grund, herzukommen.“

„Das ist kein Grund“, sagte ich. „Das ist ein Kreisverkehr.“

Der Púca beugte sich zu meinem Ohr. „Er will dich retten, aber er nimmt nur Worte in die Hand“, flüsterte er. „Worte gegen Verträge. Schlechte Wette.“

Der Mann mit den Pferdeaugen saß an seinem üblichen Tisch in der Ecke, halb im Schatten. Ich hatte ihn beim Reinkommen nicht bewusst gesehen, aber natürlich war er da. Er war immer da, wenn irgendwas in mir eine neue Stufe erreichte. Er trank wieder sein farbloses Irgendwas, sah mich an, als hätte er gewusst, dass dieser Tag anders war. Nicht spektakulär anders. Nur eine weitere, stillere Kante.

„Weißt du, wie man merkt, dass die Sonne nicht mehr für dich aufsteht?“ fragte ich in den Raum. Nicht direkt den Barkeeper, nicht den Púca, nicht den Pferdeaugenmann. Einfach so.

Der Barkeeper hob eine Augenbraue. „Na?“

„Wenn du rausgehst und dich fühlst, als hättest du dich in einen Film verirrt“, sagte ich. „Alle spielen Tag, du bist noch im letzten Akt von gestern. Und keiner ruft ‚Cut‘.“

Der Barkeeper nickte langsam. „Es gibt Leute, die kommen nur tagsüber“, sagte er. „Die setzen sich hierhin, trinken zwei Bier, reden über Arbeit, gehen nach Hause. Die sehen die Bar als Verlängerung vom Tag. Du…“ – er sah mich lange an – „…siehst den Tag nur noch als Verlängerung der Bar.“

Der Satz traf mich, ohne zu stechen. Es war eher ein Knoten, der sich zugezogen hatte, nachdem er lange lose rumhing. Ich hob das Glas, sah das schlierige Licht darin. „Ich hab die Seiten gewechselt, oder?“ murmelte ich.

Der Púca grinste. „Es gibt keine Seiten“, sagte er. „Es gibt nur Lichter. Du hast dich entschieden, welches dir besser steht.“

Der Fernseher zeigte eine Wiederholung von irgendwas. Joggende Menschen im Park, tanzende, lachende Gesichter in der Werbung für irgendwas Gesundes. „Starten Sie aktiv in den Tag“, stand in großen Buchstaben. Ich sah kurz hin, dann weg. Aktiv in den Tag. Ich startete passiv in die Nacht. Ein anderer Kurs, gleiche Schwerkraft.

Ein Typ kam rein, den ich flüchtig kannte. Arbeitsklamotten, Warnweste, Schweißgeruch. Er setzte sich ein paar Hocker weiter, bestellte ein Bier, sah auf die Uhr. „Nur eins“, sagte er zum Barkeeper. „Muss morgen früh raus.“

Ich lächelte schief. „Der gehört noch zur Sonne“, murmelte ich.

Der Púca nickte. „Ja“, sagte er. „Der macht Druckbetankung. Du bist Dauerinfusion.“

Der Tag draußen zog sich zurück, ohne dramatischen Sonnenuntergang, einfach so. Das Grau wurde dunkler, die Scheiben spiegelten mehr Innen als Außen. Und das war der Moment, an dem ich begriff: Für mich gab es keine Unterschiede mehr. Der Tag war nur noch ein Vorraum. Einer dieser kalten, ungeheizten Flure, durch die du musst, um zum eigentlichen Raum zu kommen. Der eigentliche Raum war hier. Tabakhimmel, Bierboden, Neonsonne.

„Hast du irgendwann mal an so was wie… Morgen geglaubt?“ fragte der Barkeeper leise, als es kurz ruhiger war.

„Ja“, sagte ich. „Damals. Als die Sonne noch was mit mir zu tun hatte.“

„Was ist passiert?“

Ich holte Luft, spürte das Ziehen im Brustkorb, hörte das ferne Raspeln irgendwo in der Lunge. „Ich hab zu oft erlebt, dass der Tag nichts hält von dem, was ich mir nachts einrede“, sagte ich. „Dass das Morgen nur ein Heute mit schlechterer Laune ist. Irgendwann hab ich aufgehört, mir Geschichten zu erzählen.“

Der Púca applaudierte mit zwei Fingern auf der Lehne. „Sehr schön“, sagte er. „Kein Morgen mehr. Nur noch Gleich. Das mag ich.“

Der Mann mit den Pferdeaugen stand irgendwann auf, kam näher, blieb aber in einiger Entfernung. „Du bist offiziell im Zwielicht angekommen“, sagte er ruhig. „Nicht mehr Tag, nicht ganz Nacht. Zwischenwelt.“

„Wo ist das Problem?“ fragte ich.

„Keins“, sagte er. „Zumindest nicht für mich. Für die Sonne schon. Die hat dich abgeschrieben. Und für die Nacht bist du brauchbar.“

„Also bin ich verwertet“, murmelte ich.

„Ja“, sagte der Púca. „Endlich.“

Die Stunden zogen vorbei, wie sie es immer tun: Glas für Glas, Kippe für Kippe, Satz für Satz. Witze wurden gemacht, Geschichten erzählt, die niemand zu Ende hörte. Irgendwann verschwimmen Gespräche zu Geräusch. Die Gesichter werden weicher, die Worte schwerer. Ich wusste, dass ich am nächsten Morgen wieder in dieses halb tote Licht stolpern würde, wieder das Gefühl haben würde, in einem fremden Film aufzuwachen. Aber dieser Gedanke machte mir keine Angst mehr. Er war Teil der Einrichtung.

Als ich später, deutlich später, die Bar verließ, war es längst Nacht. Richtige Nacht. Die Luft war kälter, klarer, ehrlicher. Der Mond hing irgendwo da oben, nicht besonders hell, aber anwesend. Ich sah ihn an, kurz.

„Er steht auch nicht für dich auf“, sagte der Púca. „Der hängt da einfach.“

„Ist mir lieber“, sagte ich. „Mit dem hab ich keinen Vertrag.“

Der Weg nach Hause war derselbe wie morgens, nur anders beleuchtet. Dieselben Häuser, dieselben Ritzen im Asphalt, dieselben Müllsäcke, die auf Abholung warteten. Und ich, derselbe Körper, nur mit mehr Alkohol im Blut. Der Unterschied war: Jetzt fühlte ich mich weniger fremd. Die Dunkelheit, die Laternen, die Leere auf den Straßen – das passte. Das Tageslicht war die eigentliche Fremdsprache.

Vor meiner Haustür blieb ich stehen, sah eine Weile auf die dunklen Fenster über mir. Hinter den meisten schlief jemand. Leute, die morgen wieder für die Sonne aufstehen würden. Ich würde wieder gegen sie anlaufen, als wäre sie eine Tür, die für andere aufgeht und für mich nur angelehnt ist.

„Und trotzdem gehst du durch“, sagte der Púca, der meinen Blick kannte.

„Ja“, sagte ich. „Weil ich keine andere Tür mehr kenne.“

Ich schloss auf, stapfte die Treppen hoch, jeder Schritt schwer, aber nicht unsicher. Die Wohnung empfing mich mit dem vertrauten Restgeruch. Ich zog die Jacke aus, ließ mich aufs Bett fallen, ohne groß nachzudenken. Die Uhr in der Küche tickte irgendwo, der Tag, der Nacht, der Tag, alles drehte sich in einem Kreis.

Bevor mir die Augen zufielen, dachte ich noch einmal kurz an das, was früher „Morgen“ war. An dieses kindische „Mal sehen, was der Tag bringt“. Heute wusste ich: Der Tag bringt nichts. Die Sonne steht nicht für dich auf. Du schleppst dich in ihr Licht, klaust ein paar Stunden, trägst sie in die Nacht, wo dein eigentlicher Vertrag läuft.

Der Púca setzte sich an den Bettrand, strich mit einer kalten Klaue über mein Bein. „Schlaf“, sagte er. „Morgen…“ – er grinste – „…wird wieder so ein Tag, an dem die Sonne dich vergisst. Aber keine Sorge: Ich nicht.“

Und das war am Ende tröstlicher, als es hätte sein dürfen.

Púca im Hinterhof, Púca im Kopf

Der Hinterhof war der Ort, an dem alles ehrlich wurde. Kein Neon, keine Musik, kein Gedöns. Nur Müll, Mauern, nasse Flecken, Katzen und der Geruch von allem, was keiner mehr im Haus haben wollte. Wenn dir die Wohnung zu eng wurde und die Bar dich noch nicht wieder reingelassen hat, landest du dort. Zwischen Tonnen, Wäscheleinen und abgestandener Luft.

An dem Abend – oder es war schon Nacht, schwer zu sagen – stand ich unten im Hof und rauchte. Die Kippe glühte wie so ein kleines Notlicht, das keiner mehr wartet. Über mir hing die Wäsche der Nachbarn: T-Shirts, Unterhosen, Bettlaken, die im Wind klatschten wie die weiße Fahne von irgendwem, der aufgegeben hat. Die Luft roch nach feuchtem Beton, Pisse, kaltem Fett vom Imbiss um die Ecke. Ein paar Müllsäcke hatten aufgeplatzt, ein halbes Leben in Plastik, das keiner mehr sehen wollte.

Púca saß auf dem Rand der Mülltonne, als wäre das ein Thron. Er hatte die Beine übereinandergeschlagen, schlenkerte mit dem Fuß, als würde irgendwo Musik laufen, die nur er hören konnte. Aus der Dunkelheit starrten seine Augen, gelblich, wacher als alles, was an diesem Ort noch halb lebendig war.

„Schöner Garten“, sagte er.

Ich zog an der Kippe, blies den Rauch Richtung Fenster, in denen noch Licht brannte. „Das ist kein Garten“, murmelte ich. „Das ist das Maul vom Haus.“

Er grinste. „Na also“, sagte er. „Du verstehst es langsam. Hier landet alles, was sie nicht mehr brauchen. Socken ohne Partner, Möbel ohne Schrauben, Essen ohne Haltbarkeitsdatum. Und du.“

„Ich wohne wenigstens noch oben“, knurrte ich. „Noch.“

„Du hängst dazwischen“, korrigierte er. „Du gehörst nicht mehr richtig ins Helle, aber sie trauen sich noch nicht, dich komplett nach unten zu werfen. Also stehst du hier und tust so, als würdest du frische Luft holen.“

Frische Luft. Ich sah zu den Fenstern hoch. Hinter einem stritt ein Paar, die Stimmen gedämpft, aber deutlich genug, um die üblichen Wörter zu erkennen: „immer“, „nie“, „warum“, „wieder“. Hinter einem anderen spielte ein Fernseher eine Lache ein, die so künstlich klang, dass mir kurz schlecht wurde. Eine Etage drüber schluchzte ein Kind, irgendwer fluchte, irgendwer lachte hysterisch. Das ganze Haus stand auf den Zähnen, und der Hof schluckte die Geräusche.

„Warum hockst du hier?“ fragte ich, als er die Mülltonne mit den Fingern trommelte. „Du magst doch Bars. Automaten. Neon. Warum Hinterhof?“

Er sah sich um, wie ein Makler. „Weil das hier die ehrliche Haut ist“, sagte er. „Hier siehst du, was übrig bleibt, wenn die Fassade fertig ist. Hier hinten landen die Dinge, die im Wohnzimmer peinlich wären. Ich mag das. Kein Lack. Nur Rest.“

Eine schwarze Katze schlich am Rand entlang, sah kurz zu uns, die Augen wie zwei kleine Straßenlampen. Sie schnupperte an einem Sack, riss ihn mit einer Pfote auf, wühlte drin. Der Inhalt roch nach vergammeltem Essen und altem Leben. Die Katze zog etwas raus, das mal Fleisch gewesen sein musste, schleppte es in die Dunkelheit. Fressen, verschwinden. Ein System, das funktionierte.

„Manchmal glaub ich, du wohnst eher hier als in meinem Kopf“, sagte ich. „Du siehst zufriedener aus zwischen Müll als zwischen Gläsern.“

„Dein Kopf ist auch Müll“, meinte er trocken. „Nur besser verpackt. Aber hier haben wir Platz. Keine Wände, die sich beschweren, wenn ich dran kratze.“

Ich lehnte mich gegen die Mauer, die Hände in den Taschen, die Schultern kalt. Über mir tropfte irgendwo Wasser aus einem Rohr, traf regelmäßig auf den Beton, klack, klack, klack. Ein Takt, der keine Pause kannte. Mein Herz versuchte, mitzuspielen, stolperte dabei. „Weißt du, was ich hasse?“ fragte ich. „Dass dieser Hinterhof genau so aussieht, wie ich mich im Kopf fühle.“

Er nickte langsam. „Darum bring ich dich ja hier runter“, sagte er. „Damit du siehst, dass das alles zusammengehört. Die Tonne, du, dein Kopf, die kaputte Fassade. Ein Ensemble.“

In einem der Fenster flackerte das Licht. Jemand zog eine Gardine zu, als wäre der Hof ein Feind. Der Fernseher lachte weiter, gedämpft. Ich sah in den Himmel – ein kleines Rechteck zwischen den Wänden, in dem ein paar Sterne sich durch den Dreck schoben. Sie schienen nicht für uns. Sie schienen für irgendwen da draußen, der noch glaubt, dass Wünsche was bringen.

„Früher“, sagte ich, „hab ich in Hinterhöfen gesoffen, weil ich dachte, das wäre Freiheit. Weg von Eltern, weg von Lehrern, weg von den ganzen anständigen Leuten. Heute hock ich hier und bin nur noch der Typ hinter den Mülltonnen, der seine Lunge vollqualmt, weil er keinen Balkon hat.“

„Freiheit“, wiederholte Púca und schnaubte. „Das Wort ist kaputter als du. Freiheit ist die Tapete, hinter der ihr euren Schimmel versteckt. Was du meintest, war immer: keine Aufsicht. Und das hast du bekommen.“

Ich spürte, wie sich in mir etwas bewegte, das nicht nur Alkohol war. Ein dumpfer Druck hinter der Stirn, der irgendwo hinwollte. „Weißt du, was das Schlimmste ist?“ fragte ich. „Dass ich, wenn ich hier unten stehe, genau weiß, dass da oben keiner wirklich an mich denkt. Die sehen vielleicht, dass das Licht unter meiner Tür durchscheint. Aber keiner denkt: ‚Was macht der da?‘“

„Doch“, sagte er. „Ich.“

„Du zählst nicht“, knurrte ich. „Du bist der Untermieter. Du bist interessiert, weil du vom Strom lebst, den ich noch übrig hab.“

Er grinste breiter. „Genau“, sagte er. „Aber ich bin der Einzige, der bleibt, wenn die anderen dichtmachen.“

Die Katze kam wieder, diesmal ohne Beute, schnupperte an meinem Schuh, zuckte zurück, als würde ich nach Krankenhaus und Bier riechen. Vielleicht tat ich das. Vielleicht war ich für sie nur ein zweibeiniger Müllsack, der noch atmete.

„Eigentlich“, sagte ich langsam, „bist du wie dieser Hof. Tagsüber tun alle so, als wäre er nicht da. Nachts schleichen sie runter, um ihren Scheiß zu entsorgen.“

„Und du schleppst mir deinen hoch“, meinte er. „Tag für Tag. Nacht für Nacht. Ich sortiere, was ich gebrauchen kann.“

Ich stubste mit dem Fuß gegen den Müllsack vor mir. Er gab nach, gab ein schlabberndes Geräusch von sich. Als ich weggezogen habe, klebte ein Stück undefinierbarer Matsche an meiner Sohle. „Die werfen hier alles hin“, murmelte ich. „Sachen, die kaputt sind, aber noch so aussehen, als könnte man sie reparieren. Die werden nie repariert. Die gammeln hier.“

„Willkommen im Klub“, sagte Púca leise. „Du bist einer von ihnen. Nur dass du noch läufst.“

Ich nahm den letzten Zug von der Zigarette, filterbitter, Lunge kratzend. Warf den Stummel auf den Boden, trat ihn aus. Das Glühen war schnell weg, als hätte es nie existiert. So wird das später auch mit mir sein, dachte ich. Kurzes Glühen, dann tritt irgendwer drauf.

„Komm hoch“, sagte der Kobold schließlich und sprang von der Tonne. „Es zieht. Und in deinem Kopf wird’s sonst kalt, dann hab ich Zugluft.“

„Du bist schon in meinem Kopf“, sagte ich. „Du brauchst keinen Hinterhof.“

„Ich brauch beides“, meinte er. „Draußen zum Sitzen, drinnen zum Wohnen. Das ist der Luxus, den du mir gönnst.“

Ich sah noch einmal nach oben. Fenster, Wäsche, Himmel, alles in Schichten. Der Hinterhof atmete schwer. Ich atmete mit. Dann ging ich die Treppen hoch, zurück in die Wohnung, zurück in den Kopf, in dem er genauso fest saß wie im Hof. Die Tür fiel ins Schloss, die

Geräusche draußen wurden gedämpft. Er blieb direkt hinter meinen Augen. Seine neue Lieblingswohnung.

Im Kopf hat der Púca nie Miete gezahlt, aber er benimmt sich, als hätte er den Grundbuchauszug unterschrieben. Am Anfang dachte ich noch, er wäre so eine Art Untermieter im dunklen Flur – du siehst ihn nur manchmal, wenn eine Tür aufgeht. Heute weiß ich: Er hat längst sein eigenes Zimmer. Wahrscheinlich mehrere. Und jedes Mal, wenn ich glaube, ich hätte irgendwo noch eine Tür, hinter der er nicht sitzt, macht er sie von innen auf.

„Wo willst du heute hin?“, fragte er, als ich die Wohnungstür hinter mir zugezogen hatte, wieder oben, wieder im muffigen Licht.

„Wohin soll ich schon wollen“, murmelte ich. „Küche. Bad. Bar. Zurück. Kopfkino zwischendurch.“

Er lief neben mir den Flur entlang, als ich zur Küche stapfte. „Du tust immer noch so, als würdest du entscheiden“, meinte er. „Das ist süß. So wie ein Hund, der denkt, er führt die Leine.“

In meinem Schädel war es nie besonders aufgeräumt gewesen. Schon früher nicht. Da standen Ideen rum wie halb zusammengebaute Möbel vom Sperrmarkt. Ein bisschen Politik, ein bisschen Musik, ein bisschen „Ich mach irgendwann mal…“. Inzwischen war da fast alles rausgeflogen. Was übrig geblieben ist, sind drei Hauptzimmer: Erinnerung, Ausrede und Abstumpfung. Und er sitzt in allen drei, je nach Laune.

Im Erinnerungssaal hat er die Wände vollgeklebt. Keine schönen Bilder, kein „Damals war alles besser“. Eher so eine Galerie der peinlichen Momente. Jedes Mal, wenn ich dort vorbeikomme, hält er mich auf. „Weißt du noch?“, fragt er, und zack – ich seh mich in Szenen, für die andere sich die Pulsadern aufschneiden würden, nur um sie nie wieder denken zu müssen. Wie ich im Vollsuff einem falschen Menschen „Ich liebe dich“ ins Gesicht gelallt habe. Wie ich Freunden „leih mir noch was“ ins Ohr gehaucht hab, während ihre Blicke sagten: Bruder, du kommst nie mehr hoch. Wie ich meiner Lunge versprochen hab, „ab Montag hör ich auf“. Alles hängt dort als Dauerausstellung.

„Warum schmeißt du das nicht raus?“ fragte ich mal, während ich durchs Hirn torkelte, auf der Suche nach einem neutralen Gedanken, irgendeinen, der nicht stank.

„Weil du sonst anfangen würdest, dich zu überschätzen“, sagte er. „Scham hält dich auf dem Teppich.“

Im Zimmer der Ausreden hat er sein Büro. Er sitzt hinter einem Schreibtisch, der aussieht, als wäre er aus alten Kneipenrechnungen gebaut. Auf der Platte liegen Kippenstummel, leere Gläser, Arzttermine, die nie wahrgenommen wurden, zerrissene Zettel mit „ab morgen“ drauf. Immer, wenn ein neuer Gedanke kommt, der nach Bewegung riecht – „Vielleicht machst du doch mal einen Termin“, „Vielleicht rufst du mal den und den an“, „Vielleicht hörst du eine Woche auf zu trinken“ – greift er sich den Gedanken, setzt eine Brille auf und stempelt drauf: ABGELEHNT. „Zu spät“, murmelt er. „Zu anstrengend. Zu unrealistisch. Zu viel Leben für diesen Haushalt.“

„Du brauchst mich“, sagt er. „Wenn du keine Ausreden mehr hättest, müsstest du dich entscheiden. Und Entscheidungen sind der Anfang vom Ende. Für mich.“

Und dann gibt es noch dieses Zimmer, das ich früher „Hoffnung“ genannt hätte. Da ist er besonders kreativ geworden. Er hat die Möbel rausgeschmissen. Kein Bett, kein Stuhl, keine Bilder. Nur ein grauer Teppichboden und vier Wände, die aussehen wie halb vergessene Gedanken. Manchmal geh ich da rein, stolpere, weil ich nichts zum Festhalten finde, und denke: Hier war doch mal was. Pläne, Fantasien, Wünsche, so kleiner Mist wie „noch mal ans Meer fahren“ oder „was schreiben, was bleibt“. Alles weg.

„Du hast selbst rausgeräumt“, sagt er dann. „Ich hab nur zugesehen. Du hast jedes ‚vielleicht irgendwann‘ genommen und gegen ein ‚Scheiß drauf‘ eingetauscht. Ich hab dir nur den Stift gereicht.“

„Warum bist du eigentlich so viel in meinem Kopf?“ fragte ich, als ich mich in die Küche setzte und auf den fleckigen Tisch starrte. „Früher hingst du mehr in Bars rum. Da warst du wie so ein Stammgast. Jetzt hockst du die ganze Zeit hier drin, klebst überall, wo ich hin denke.“

Er setzte sich mir gegenüber, legte das Kinn in die Hand. „Weil es interessanter geworden ist“, sagte er. „Vorher war alles noch halb halb. Ein bisschen Leben, ein bisschen Sterben. Jetzt kippt die Waage. Das ist die beste Phase. Ich mag Übergänge. Wenn was bröckelt. Wenn du zum ersten Mal ehrlich erkennst, dass von dem, was du mal geglaubt hast zu sein, nur noch die Verpackung da ist.“

Ich sah ihn an. „Bin ich für dich so ’ne Art… Projekt?“

Er lachte trocken. „Du bist Routine“, sagte er. „Projekt warst du früher, als du noch so getan hast, als würdest du mich nicht kennen. Jetzt bist du wie ein alter Laden, der eh bald dicht macht. Da geh ich gern nochmal durch, guck, was noch in den Regalen steht.“

Das Dreckige war: Ich verstand ihn. Ich verstand, warum er gern in meinem Kopf war. Es war übersichtlich geworden. Kein großes Durcheinander mehr. Nur noch ein paar Themen, die sich im Kreis drehten: Wie viel tut’s heute weh, wie viel kannst du noch trinken, bevor der Körper meckert, wem kannst du aus dem Weg gehen, damit du nichts erklären musst. Das ist für so einen wie ihn wahrscheinlich der perfekte Spielplatz.

„Manche haben Engel im Kopf“, sagte ich. „Stimmen, die ihnen sagen: Mach was aus dir. Du kannst alles schaffen. Denk positiv.“

„Ja“, sagte er. „Und guck sie dir an. Burn-out mit 36, Panikattaken, weil sie dem Ideal nicht hinterherkommen, das irgendein Engel ihnen eingeflüstert hat. Ich bin ehrlicher. Ich sag dir, was ist. Du bist ein Wrack mit Restfunktion. Du kannst saufen, arbeiten, rauchen, schlafen. Mehr ist nicht drin. Also tun wir nicht so, als wäre mehr drin.“

„Du nimmst mir jede Möglichkeit“, warf ich ihm vor.

„Nein“, entgegnete er ruhig. „Ich nehme dir nur die, die du eh nie nutzen würdest. Ich sortiere aus. Ich mache dir Platz, damit du dich nicht ständig damit quälst, was du NICHT tust. Du nennst es Verlust. Ich nenne es Effizienz.“

Ich dachte an Leute, die Therapie machen, an Menschen, die früh aufstehen, joggen, sich gesund ernähren, meditieren, Tagebücher schreiben, ihren Kopf in den Griff kriegen wollen. Ich dachte an mich, wie ich auf einem Hocker in der Bar sitze, an der Mülltonne im Hinterhof lehne, in der Küche am Tisch klebe. Und ich wusste: Wenn ich heute einen Therapeuten hätte, würde der wahrscheinlich sagen: „Sie müssen lernen, nicht auf diese Stimme zu hören." Aber diese Stimme war das einzige, was konsequent geblieben war.

„Kann ich dich loswerden?" fragte ich plötzlich. Nicht als Drohung. Eher als nüchterne Anfrage.

Er legte den Kopf schief, lächelte schmal. „Theoretisch ja", sagte er. „Du könntest mich aushungern. Keine Bar, keine Deals, keine Automaten, kein Selbstbetrug mehr. Du könntest aufhören, mir Material zu liefern. Dann würde ich irgendwann einfach weniger werden. Wie Schimmel, den man nicht mehr füttert."

„Praktisch?" fragte ich.

„Praktisch bräuchtest du dafür eine Energie, von der du seit Jahren nur noch träumst", sagte er. „Praktisch würdest du irgendwann auf halbem Weg stehen bleiben, dich umdrehen und sagen: ‚Ach, komm. Lass.' Und ich würde wieder einziehen. Du kannst mich rauswerfen, klar. Aber dann bist du allein mit allem. Erinnerungen, Schmerz, Schuld. Ohne Filter. Glaub mir, du würdest mich wieder anrufen."

Ich hasste ihn dafür, dass ich ihm glaubte.

Er klopfte mit den Fingerknöcheln gegen meine Stirn, leicht, als würde er eine Tür testen. „Hier ist mein Lieblingszimmer", sagte er. „Direkt hinter deinen Augen. Von da aus seh ich alles, was du dir schönredest und alles, was du zu tief wegdrückst. Púca im Hinterhof, Púca im Kopf. Innen und außen. Luxuslage."

„Und wenn ich sterbe?" fragte ich. „Was machst du dann? Ziehst du zum Nächsten? Suchst du dir einen neuen Hohlraum?"

Er grinste. „Mach dir mal keine Sorgen um meine Zukunft", sagte er. „Ich bin wie die Tauben auf dem Dach und die Ratten in der Kanalisation. Solange es Menschen gibt, die ihre Leben vermieten, werd ich keine Wohnungssuche haben."

„Und ich?"

Er zuckte mit den Schultern. „Du bist dann der nächste Hinterhof", sagte er. „Einer, an dem andere vorbei gehen und sagen: ‚Da hat mal einer gewohnt. Sah schlimm aus.'"

Im Kopf klapperte irgendwas. Kein großer Einsturz, nur ein Regal, das leicht wackelte. Vielleicht war da noch ein Gedanke, der sich gewehrt hatte. Vielleicht war da noch ein Rest von einer Stimme, die mal anders geklungen hatte. Aber sie kam nicht durch. Er saß schon wieder im Türrahmen, versperrte die Sicht, grinste.

„Komm", sagte er. „Denk nicht so viel. Das bist du nicht. Lass mich das machen. Du machst weiter deine Runden: Arbeit, Bar, Hinterhof, Bett. Ich halte dir im Kopf den Laden am Laufen."

Und ich, der ich früher mal geglaubt hatte, ich wäre Chef in meinem eigenen Schädel, nickte nur und dachte: Scheiß drauf. Soll das Biest halt Buch führen. Hauptsache, jemand tut es.

Es gibt Momente, in denen der Hinterhof und der Kopf ineinanderkippen. Du stehst eigentlich unten bei den Mülltonnen, aber innerlich lehnst du an irgendwelchen alten Erinnerungen, die genauso stinken. Oder du hockst in der Küche und plötzlich riecht alles nach nassem Beton und faulen Säcken, obwohl du gar nicht draußen warst. Irgendwann weißt du nicht mehr, ob du in dir drin wohnst oder zwischen den Tonnen.

Der erste richtige Absturz dieser Sorte kam an einem Tag, der mit einer harmlosen Sache anfing: dem Versuch, aufzuräumen. Immer ein schlechtes Zeichen, wenn man plötzlich meint, Ordnung machen zu müssen. Das ist meistens ein versteckter Hilferuf, den keiner hört – nicht mal du selbst.

Ich stand in der Küche, sah auf den Tisch, der aussah wie mein Hirn. Zettel, Gläser, Aschenbecher, Briefe, irgendwas Klebriges, das mal Saft gewesen sein könnte. Ein Taschenmesser, ein Feuerzeug, eine Büroklammer, ein Kronkorken, ein Zettel mit einer Telefonnummer, von der ich nicht mal mehr wusste, ob die von einem Menschen, einer Hotline oder vom Pizzaservice war. Ich dachte: Wenn ich hier Ordnung mache, wird irgendwas leichter. Ein primitiver Gedanke, aber manchmal klammerst du dich an das, was du noch greifen kannst.

Ich fing an, Papier zu stapeln. Briefe auf einen Haufen, Zettel mit Notizen auf einen anderen, ganz mutig. Alte Kippen in den Aschenbecher, volle Gläser in die Spüle, leere Flaschen in die Ecke. Es fühlte sich an wie: Ich krieg mein Leben minimal in den Griff. Eine lächerliche Lüge, aber sie hielt für ein paar Minuten. Bis ich einen Umschlag in die Hand bekam, der halb unter einem Stapel Zigarettenschachteln gelegen hatte.

Kein offizielles Logo, kein Finanzamt, keine Versicherung. Nur ein Knick, ein Name, meine Schrift, halb verwischt. Ich fummelte das Papier raus, faltete es auf. Keine Rechnung, keine Mahnung. Ein Brief. Von mir. An mich. Oder an irgendwen, der ich mal gewesen war.

Die ersten Zeilen waren schief, die Tinte verlaufen, vermutlich nachts geschrieben. „Du hörst jetzt auf“, stand da. „So geht das nicht weiter. Du willst nicht so enden wie…“ – der Name war unlesbar, durchgestrichen, überschrieben mit einem „Scheiß drauf“. Dann kamen ein paar Stichpunkte. Klare Sätze: Arzt. Pause. Kein Alkohol für eine Woche. Rausgehen, wenn es hell ist. Jemanden anrufen. Nicht sterben wie ein Hund im Treppenhaus.

Ich starrte auf die Schrift, die meine war und gleichzeitig nicht mehr. Der Typ, der das geschrieben hatte, war betrunken gewesen, sicher, aber er hatte noch an seine eigene Warnung geglaubt. Ich las die Liste, sah hoch – Küche, Aschenbecher, Flaschen, graues Licht durchs Fenster – und wusste: Der Brief war alt. Monate, mindestens. Vielleicht länger. Alles, was draufstand, war nicht passiert. Nicht mal im Ansatz.

„Oh“, sagte der Púca hinter mir, der plötzlich auf der Lehne des Küchenstuhls saß. „Den hatte ich schon vergessen.“

„Du wusstest davon?“ fragte ich, obwohl die Frage dumm war. Er wusste von allem.

„Na klar“, meinte er. „Ich hab zugesehen, wie du das geschrieben hast. War eine interessante Nacht. Viel Dramatik, viel ‚ab morgen‘, viel ‚so nicht mehr‘. Ich hab mir Popcorn gemacht.“

„Warum hast du mich nicht dran erinnert?“

Er lachte. „Weil ich kein Kalender bin, sondern ein Kobold“, sagte er. „Ich bin nicht dafür da, deine Vorsätze zu retten. Ich bin dafür da, sie zu überleben.“

Etwas in mir knickte ein. Kein großer Knall, eher so ein inneres „knacks“, wenn du eine alte Zigarette zu fest im Filter erwischt. Ich setzte mich, den Brief in der Hand, und verstand auf eine sehr unangenehme Weise: Ich war selbst mein gescheiterter Hinterhof. Voll mit eigenen Versuchen, etwas zu reparieren, die nie aus dem Sack gekommen waren.

„Du warst mal süß“, sagte der Púca und sah auf das Blatt. „Guck mal, wie du da noch glaubst, du könntest dir selbst Anweisungen geben. Wie ein Chef im eigenen Kopf. Arzt, Pause, eine Woche ohne, rausgehen. Du hast dir Punkte geschrieben, als wäre dein Leben eine To-Do-Liste, keine Abrissgenehmigung.“

Ich starrte auf das Wort „Arzt“, das ich unterstrichen hatte. Zweimal. Dahinter ein Ausrufezeichen. Darunter: „Lunge checken. Herz. Blut.“ Ich sah das rote Zeug vor mir, wie es im Waschbecken lag. Die Flecken, die ich immer weggewischt hatte, als wäre es nur ein verschütteter Drink. Der Brief wusste es schon. Ich wusste es schon. Und trotzdem hatte ich ihn zwischen Zigarettenpackungen und Kassenbons geparkt, bis er gelb geworden war.

„Erinnerst du dich, was du damals gedacht hast, als du das geschrieben hast?“ fragte der Kobold.

„Ja“, sagte ich. „Dass ich sterben werde, wenn ich so weitermache.“

„Und jetzt?“

Ich faltete das Blatt langsam zusammen. „Jetzt weiß ich’s“, sagte ich. „Ohne Drama.“

Er nickte zufrieden. „Siehst du“, meinte er. „Lernkurve.“

Mir war plötzlich zu eng. In der Küche, in der Brust, im Schädel. Alles zog sich zusammen, als wäre die Luft dicker geworden. Ich stand abrupt auf, der Stuhl scharrte, und ich ging zur Hinterhoftür. „Rauchpause?“, höhnte der Púca. „Oder Flucht?“

„Beides“, knurrte ich und stieg die Treppen runter.

Unten im Hof war es noch dieselbe Welt wie immer: Müll, Wäsche, Beton. Aber diesmal war der Brief in meiner Hosentasche, wie ein kleiner, knisternder Zeuge. Ich zündete mir eine Kippe an, zog tief, spürte die Lunge protestieren, ohne dass es mich wirklich erreichte. Der Kopf war zu voll mit dem Papier.

„Das ist das Schöne an euch Menschen“, sagte der Púca, der schon wieder auf der Tonne hockte. „Ihr schreibt euch eure eigenen Mahnbriefe. Ans Herz, an die Leber, ans Hirn. Und dann schmeißt ihr sie zwischen den Rest, als wären es Pizzaflyer.“

„Vielleicht“, sagte ich langsam, „hab ich gehofft, dass ich ihn finde, bevor es zu spät ist.“

„Und?“

„Zu spät ist noch nicht“, sagte ich. „Aber früh ist auch vorbei.“

Über mir knallte jemand ein Fenster auf. Eine Frau beugte sich raus, schüttelte eine Matte aus, Staub und Krümel fielen wie Regen aus verrottetem Alltag. Sie sah kurz in den Hof, sah mich, sah die Müllsäcke, sah den Rauch. Ihr Gesicht verzog sich, nicht aus Ekel, eher aus dieser Mischung aus Genervtsein und Müdigkeit, wenn du etwas siehst, das du seit Jahren nicht ändern kannst. Sie zog den Kopf zurück, Fenster zu. Vorhang.

„Siehst du?“ sagte der Kobold. „Für sie bist du auch Hinterhof. Etwas, das da ist, aber nicht in ihren Wohnbereich gehört.“

Ich nahm den Brief aus der Tasche, faltete ihn auseinander, las noch mal die Liste. Arzt. Pause. Kein Alkohol. Tageslicht. Reden mit jemandem. Ich lachte hart und kurz. „Hier“, sagte ich und reichte das Papier dem Púca. „Häng dir den in dein Büro. Als Erinnerungsstück. ‚Was hätte sein können‘-Abteilung.“

Er nahm ihn, las ihn im fahlen Hoflicht, schnalzte mit der Zunge. „Ich häng ihn in das Zimmer, das du früher Hoffnung genannt hast“, sagte er. „Als Wanddekoration. Damit du weißt, was aus ihr geworden ist.“

„Und was ist aus ihr geworden?“

Er faltete den Brief sauber, steckte ihn sich in die Brusttasche, als wäre er eine Eintrittskarte. „Hinterhof“, sagte er. „Sie liegt unten bei den anderen Säcken. Aber keine Sorge, ich hab mir vorher die wichtigsten Teile rausgeschnitten.“

„Welche Teile?“

„Die, die dir gesagt haben, dass du noch was retten kannst“, antwortete er. „Die sind jetzt meine Fußmatte.“

Ich spürte, wie in meinem Kopf etwas nachgab. Ein letzter kleiner Widerstand, der irgendwo in einer Ecke gehockt hatte, vielleicht die ganze Zeit. Die Stimme, die manchmal noch sagte: „Vielleicht…“ – die verstummte. Nicht laut, nicht dramatisch. Eher so, wie ein Radio langsam leiser dreht, bis es nur noch Rauschen ist.

Der Hinterhof fühlte sich plötzlich exakt so an wie mein Inneres: zugestellt, vernachlässigt, halb verrottet, aber stabil genug, dass keiner sich drum kümmert. Einsturzgefährdet, aber nicht akut. Du kannst noch ein paar Jahre Müll stapeln, bevor einer einen Statiker ruft.

„Du bist ruhig geworden“, sagte der Púca, als ich die Kippe ausdrückte.

„Was soll ich auch noch sagen?“ fragte ich. „Der Brief hat alles gesagt. Ich hab nur nicht zugehört.“

„Jetzt hörst du zu“, meinte er.

„Ja“, sagte ich. „Aber nicht ihm. Dir.“

Er lächelte zufrieden. „Das ist der Unterschied zwischen dir und den romantischen Träumern“, sagte er. „Die würden jetzt heulen, hysterisch werden, irgendeine große

Entscheidung ankündigen. Du nimmst es zur Kenntnis. Wie eine Wetterprognose: ‚Bleibt beschissen.‘ Und gehst weiter rauchen.“

„Was sollte ich sonst tun?“ fragte ich.

„Nichts“, sagte er. „Genau das ist der Punkt.“

Als ich später wieder hochging, kam mir der Treppenaufgang enger vor als sonst. Vielleicht war da wirklich nichts enger geworden. Vielleicht war nur in meinem Kopf weniger Platz übrig. Der Púca ging vor mir her, als würde er mir den Weg in eine Wohnung zeigen, die längst nicht mehr mir allein gehörte.

Oben, in der Küche, war der Tisch leerer. Ich hatte aufgeräumt. Ein bisschen. Ein paar Flächen waren frei. Aber anstatt, dass das Luft machte, sah es eher aus wie die Vorbereitung auf eine Besichtigung. So, als würde bald jemand kommen und fragen: „Und, wie lange wohnt der hier schon?“

„Púca im Hinterhof, Púca im Kopf“, sagte ich halblaut, setzte mich hin, zündete mir die nächste an. „Draußen die Tonnen, drinnen die Gedanken. Alles eine Müllabfuhr.“

„Nein“, korrigierte er, der sich auf den Stuhl mir gegenüber setzte. „Du bist die Müllabfuhr. Ich bin der, der entscheidet, was bleibt.“

Und ich musste zugeben: Er hatte seinen Job gründlich gemacht.

Die Frau mit den vierblättrigen Narben

Sie kam an einem dieser Abende rein, an denen du glaubst, du würdest die Gesichter schon alle kennen. Es war spät, aber nicht so spät, dass nur noch die Harten übrig waren. So eine Zwischenzeit. Halb voll, halb leer, alles durchschnittlich kaputt. Ich saß auf meinem Hocker, das Bier vor mir, der Púca auf der Rückenlehne, und der Tag klebte noch wie altes Fett in meinen Knochen.

Die Tür ging auf, ein Luftzug zog durch den Laden, brachte den Rauch kurz in Bewegung. Ich sah erst gar nicht hin. Türen gehen ständig auf. Leute kommen, Leute gehen, ihre Geschichten prallen an dir ab wie Regentropfen auf einer kaputten Jacke. Aber irgendwas ließ den Púca den Kopf heben. Er hörte auf, mit den Fingern auf dem Holz zu trommeln, seine Augen wurden schmal.

„Na schau“, murmelte er. „Da kommt einer, der dich was angeht.“

Sie war nicht auffällig schön. Nicht diese Sorte, bei der alle plötzlich gerade sitzen und so tun, als wären sie noch interessant. Sie war eher die Sorte, an der viele vorbeigucken, weil sie nicht genau wissen, wohin mit den Augen. Mittellang dunkles Haar, nicht frisch vom Friseur, eher selbst irgendwo abgeschnitten. Gesicht blass, aber nicht krank, eher müde. Augen, die zu viel gesehen hatten und jetzt versuchten, alles nur noch durch eine dünne Schicht aus Gleichgültigkeit zu betrachten.

Sie trug eine Jacke, die einmal teuer gewesen sein könnte, und Schuhe, die nach „Ich laufe viel“ aussahen, nicht nach „Ich mache Eindruck“. Als sie zur Theke kam, sah ich ihre Hände zuerst. Da war irgendwas drauf, was nicht passte. Kleine, helle Linien, vernarbte Muster. Ich konnte nicht genau erkennen, was es war, aber mein Gehirn speicherte: Besonderheit.

Der Barkeeper kannte sie offenbar. Nicht persönlich, aber von der Sorte her. Er sah sie an und sein Blick wechselte in diesen Modus, den er draufhatte, wenn er spürte: Hier kommt einer rein, der nicht zufällig hier ist. „Was darf’s sein?“ fragte er.

„Whiskey. Ohne alles“, sagte sie. Ihre Stimme war rau, aber nicht tief, eher abgegriffen. Eine Stimme, die schon zu viel geschrien, zu viel geflüstert, zu viel geschwiegen hatte. Der Barkeeper stellte das Glas hin, sie zahlte in bar, mit einem Schein, der aussah, als hätte er lange in einer Hosentasche gewohnt.

Der Mann mit den Pferdeaugen saß hinten in seiner Ecke, wie immer. Ich sah, wie er kurz den Kopf hob, sie musterte. Er erkannte Muster wie andere Leute Werbeslogans. Der Púca grinste leise. „Die hat auch unterschrieben“, flüsterte er mir ins Ohr. „Nur bei einem anderen Schalter.“

Sie stellte sich nicht an einen der Tische, sie setzte sich nicht in eine Ecke. Sie blieb an der Theke, zwei Hocker weiter von mir, als würde sie bewusst Distanz halten, aber nicht so viel, dass sie völlig unsichtbar wäre. Sie trank den ersten Schluck, als hätte sie das geübt. Kein Zögern, kein Verziehen, kein „Ui, das brennt“. Sie ließ den Whiskey einfach in sich verschwinden, als würde sie ein Loch nachfüllen, das nur dafür gemacht wurde.

Ich starrte nicht, ich sah nur hin. Der Unterschied ist klein, aber wichtig. Sie merkte es trotzdem. „Ja?“ fragte sie irgendwann, ohne mich anzusehen. „Ist was?“

„Nein“, sagte ich. „Ich guck nur, weil ich noch wach bin.“

Sie lachte kurz, ohne Humor. „Dann musst du besser aufpassen“, meinte sie. „Sonst bist du irgendwann wach, wenn keiner mehr zugucken will.“

Der Barkeeper beobachtete uns aus dem Augenwinkel. Der Púca rutschte näher, legte das Kinn auf meine Schulter. „Frag nach den Händen“, flüsterte er. „Na los. Wir haben Zeit.“

Ich nahm einen Schluck, legte das Glas ab, sah wieder zu ihr. „Was ist mit deinen Händen?“ fragte ich. „Die sehen aus, als hätten sie zu viele Geschichten gesammelt.“

Sie sah mich diesmal direkt an. Ihre Augen waren heller als gedacht, so ein graubraun, in dem sich das Thekenlicht spiegelte. „Das ist mal eine Anmache“, sagte sie. „Schon mal was von ‚Hallo‘ gehört?“

„‚Hallo‘ ist überbewertet“, sagte ich. „Klingt immer so, als würde gleich was Gutes passieren.“

Sie sah auf ihre Hände, drehte das Glas zwischen ihnen. Jetzt sah ich es deutlich. Vier kleine Narben, gruppiert wie ein Kleeblatt, auf dem Handrücken. Nicht zufällig. Nicht irgendwie. Geordnet. Eine Narbe in jeder Ecke, in der Mitte eine kleine, punktförmige. Vierblättrig. Nur nicht grün, sondern blass.

„Hab ich geschenkt gekriegt“, sagte sie. „Von jemandem, der an Glück geglaubt hat.“

„Hat nicht geklappt“, sagte ich.

„Kommt drauf an, für wen“, antwortete sie. „Für ihn schon.“

Der Púca kicherte. „Oh, die mag ich“, flüsterte er. „Die redet in meiner Sprache.“

Ich hob mein Glas in ihre Richtung. „Auf gescheiterte Geschenke“, sagte ich. Sie tippte ihr Glas leicht an meines. Kein großes Klingen, nur ein stumpfes Treffen.

„Ich bin Jobst“, sagte ich dann doch, aus irgendeinem verrosteten Reflex.

„Ich nicht“, sagte sie. „Aber du kannst mich Liane nennen.“

„Liane?“ fragte ich. „Wie das Dschungelzeug?“

„Wie das Dschungelzeug“, bestätigte sie. „Zum Schwingen. Zum Festhalten. Zum Runterfallen.“

Der Barkeeper stellte ihr kommentarlos den zweiten Whiskey hin. „Wir machen Bar heute dicht, wenn keiner von euch beiden mehr sitzen kann, ja?“ sagte er. „Ich bin Barkeeper, kein Bestatter.“

„Kommt drauf an, welchen Tarif du anbietest“, murmelte Liane.

Sie hatte diese Ruhe im Blick, die nur Menschen haben, die schon tiefer gefallen sind als du und sich nicht mehr beeindrucken lassen, wenn der Boden näherkommt. Die vier Narben auf ihrer Hand blitzten im Licht, als sie das Glas anhob. Vierblättrig. Ein Kleeblatt aus Schmerz.

„Vier Stück“, sagte ich, mehr zu mir als zu ihr. „Vier Chancen?“

„Vier Versuche“, antwortete sie. „Einer pro Blatt.“

„Und? Was war der Gewinn?“

„Ich atme noch“, sagte sie. „Was nicht unbedingt ein Gewinn ist.“

Der Púca war jetzt nicht mehr auf meiner Schulter, sondern ein Stück weiter gewandert. Er stand direkt neben ihr, so dicht, dass ich seine kalten Finger fast an ihrem Glas spüren konnte. Sie reagierte nicht. Entweder sah sie ihn nicht – oder sie hatte es aufgegeben, über unsichtbare Gäste überrascht zu sein.

„Die hat ihre eigenen Verträge“, flüsterte er. „Pass auf, bevor du ihr von deinen erzählst. Sie hat bestimmt schlimmere.“

Ich nahm noch einen Schluck und dachte: Endlich jemand, der aussieht, als würde er den gleichen Laden im Kopf haben wie ich. Hinterhof innen, Hinterhof außen. Nur dass jemand ihr Narben in Form eines Glückssymbols verpasst hatte. Bei mir hatte keiner sich die Mühe gemacht, hübsch zu schneiden.

Liane war keine, die du mit Smalltalk erreichst. Du merkst das an den Antworten. Leute, die noch an der Oberfläche leben, reagieren auf Fragen mit kleinen Wellen: „Wie geht's?" – „Muss ja." – „Was machst du so?" – „Ach, dies, das." Liane antwortete so, als hätte sie keine Lust mehr auf Wasserspiele.

„Was machst du so?" fragte ich trotzdem, weil das Gehirn manchmal auf Autopilot schaltet.

Sie nahm einen Schluck, setzte das Glas ab, sah mich an, als hätte ich sie gefragt, wie sie ihre Organe sortiert. „Überleben", sagte sie. „Mehr ist nicht im Programm."

„Nicht arbeiten?" fragte ich.

Sie zuckte die Schultern. „Mal so, mal anders", sagte sie. „Offiziell Freelance. Inoffiziell überflüssig."

„Willkommen im Club", murmelte ich.

Der Barkeeper hörte zu, ohne dabei auszusehen, als würde er zuhören. Er stellte Gläser ab, wischte hier, räumte da, aber seine Ohren waren bei uns. Er registrierte neue Stammgäste, bevor die selbst wussten, dass sie bleiben.

„Und du?" fragte sie nach einer Weile. „Was macht ein Typ wie du an so einem Ort wie diesem?"

Ich lachte kurz. „So tun, als würde ich mich darüber wundern, dass du so eine Frage stellst", sagte ich. „Als würde ich auch irgendwo anders hingehören."

Sie ließ das ein paar Sekunden stehen. „Fair", sagte sie dann.

Der Púca sprang auf den Tresen, setzte sich direkt zwischen unsere Gläser, ließ die Beine hängen, als würde er an einer Brücke sitzen. „Frag nach den Narben", säuselte er wieder. „Los. Du willst es doch wissen."

Ich sah auf ihre Hand, auf das Kleeblatt aus Narben. „Wer war es?" fragte ich. „Der, der dir das geschenkt hat."

Sie schnaubte. „Ein Idiot", sagte sie. „Einer von der Sorte, die glauben, sie könnten mit Symbolen was retten, was längst verfault ist."

„Du wolltest es?"

„Ich hab zugelassen, dass er es macht", korrigierte sie. „Das ist was anderes. Gewollt hab ich damals gar nichts mehr."

Sie stellte das Glas so ab, dass ich das Ding genau sehen konnte. Vier kleine, helle Linien, sauber gesetzt. Kein Chaos. Jemand hatte sich Mühe gegeben. Vielleicht war es bei einer dieser Küchen-OPs passiert, bei denen Rasierklingen, Wodka und schlechte Ideen zusammenkommen.

„Vier Narben", sagte sie. „Eins für: Es tut dir leid. Eins für: Es wird besser. Eins für: Wir schaffen das. Eins für: Ich bleib bei dir."

„Und?“ fragte ich.

„Eins war gelogen, eins war naiv, eins war besoffen, eins war feige“, sagte sie. „Such’s dir aus.“

Der Púca lachte lautlos, seine Schultern zuckten. „Sie kennt die Vokabeln“, meinte er. „Mir wird warm ums Herz. Wenn ich eins hätte.“

Sie sah auf mein Glas, auf meine Hände, auf meine Augen, die vermutlich gerade aussahen, als würden sie mehr sehen wollen, als gut für mich war. „Du hast auch welche“, sagte sie. „Man sieht sie nur nicht so hübsch angeordnet.“

„Innere Narben sind billiger“, murmelte ich. „Brauchen keinen Verband.“

„Aber bessere Drinks“, sagte sie. „Man kann sie ertränken.“

Wir tranken ein paar Minuten schweigend nebeneinander. Der Barkeeper stellte kommentarlos nach, ohne zu fragen, ob wir noch wollen. Das war eh klar. Manchmal ist Schweigen in einer Bar ehrlicher als alles Gerede. Da sitzen zwei, die sich gegenseitig nicht retten können und das wissen. Und trotzdem tauschen sie Flüssigkeit und Sätze aus, als wäre es nicht völlig sinnlos.

„Warum vierblättrig?“ fragte ich irgendwann, weil mich das Detail nicht losließ. „Warum nicht einfach irgendwelche Striche? Warum Glücksform?“

„Weil der Typ an so was glaubte“, sagte sie. „Tattoo, Aberglaube, Kartenlegen. Er war überzeugt, das Universum würde zuhören, wenn man ihm hübsche Muster hinlegt.“

„Hat es?“

Sie sah auf die Theke, nicht auf mich. „Es hat gelacht“, sagte sie. „So wie du lachst, wenn einer glaubt, er könnte einen Automaten austricksen.“

Ich dachte an den Púca, an den Vertrag, an die unterschriebene Nacht, an die drei Wünsche. An all das Symbolzeug, das ich nie gebraucht hatte, weil mein Aberglaube einfach „nächste Runde“ hieß. Sie hatte Kleeblätter in die Haut geritzt bekommen, ich hatte meine Chancen in Gläser gegossen. Am Ende waren wir beide hier gelandet, auf Hockern, im Halbdunkel.

„Glaubst du an Glück?“ fragte sie dann plötzlich. Die Frage traf mich unvorbereitet.

„Kommt drauf an“, sagte ich. „Wenn du meinst: Lottogewinn, Seelenverwandten treffen, im richtigen Moment im richtigen Bus sitzen – nein. Wenn du meinst: Nicht gerade jetzt tot umfallen – manchmal.“

Sie nickte langsam. „Ich hab mal geglaubt, Glück wäre was, das man sich verdienen kann“, sagte sie. „Gute Taten, richtige Entscheidungen, Karma-Konto. Du machst was Gutes, irgendwann fällt was Gutes zurück. Heute glaub ich eher, dass Glück einfach nur Faulheit vom Unglück ist.“

„Faulheit vom Unglück“, wiederholte ich. „Schönes Konzept.“

„Keine Theorie ohne Praxis“, sagte sie. „Ich hatte Phasen, da war das Unglück offensichtlich krankgeschrieben. Und Phasen, da hat es Überstunden gemacht.“

Der Mann mit den Pferdeaugen hob sein Glas in unsere Richtung, als hätte er unseren letzten Satz gehört. Vielleicht hatte er das. Vielleicht hören die, die mit Verträgen hantieren, immer alles. Der Púca sah kurz rüber, grinst zurück. Zwei Dienstleister, die sich kurz zunicken.

„Was ist mit dir und Glück?“ fragte Liane weiter. „Du siehst aus wie einer, der mal gedacht hat, er wäre aus Versehen in der falschen Geschichte gelandet.“

„Ich hab früher an sowas geglaubt wie: ein gutes Ende“, sagte ich. „Nicht Happy End, nur so was wie: Es wird nicht ganz so beschissen, wie du denkst. Heute denke ich: Wenn es nicht ganz so beschissen wird, wie du denkst, liegt es daran, dass du nicht genug Vorstellungskraft hattest.“

Sie lachte heiser. „Du bist ein Optimist“, sagte sie.

„Ich bin Realist mit Alkoholproblem“, sagte ich. „Oder Alkoholiker mit Realitätsproblem. Such’s dir aus.“

Sie legte ihre Hand – die mit dem Kleeblatt – auf die Theke. „Ich hab mir die irgendwann nachstechen lassen“, sagte sie leise. „Nicht richtig, nur nachritzen. Damit sie nicht verblassen. Damit ich weiß, wie dumm ich war. Vergessen ist gefährlicher als Erinnern.“

„Und er?“ fragte ich. „Der Kleeblatttyp?“

„Der hat’s nicht bis zur Nachritzung geschafft“, sagte sie. „Der hat geglaubt, das Universum schulde ihm was. Und als es nicht geliefert hat, hat er sich beschwert. Mit Tabletten, Alkohol, Abschiedsbrief. Klassiker.“

„Und du?“

„Ich hab ihm beim Sterben zugeguckt“, sagte sie. „Und dem Universum nicht verziehen, dass es mich nicht mitgenommen hat.“

Der Púca sah sie an, und zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, dass selbst er kurz keine Sprüche parat hatte. Da war Respekt in seinem Blick. Diesmal war er leise.

„Das sind deine vierblättrigen Narben“, sagte ich schließlich. „Erinnerung an einen, der sein Glück ernst genommen hat.“

„Und an mich“, sagte sie. „Die dumm genug war, daneben zu stehen und zu glauben, dass das eine große romantische Sache ist. Heute weiß ich: Es war nur Dreck mit Deko.“

Wir schwiegen wieder. Der Barkeeper stellte die nächsten Gläser hin. Der Mann mit den Pferdeaugen drehte sein Glas in den Händen, als würde er eine Münze abwägen. Der Púca saß zwischen uns, sah von einem zum anderen und lächelte, als würde er sich freuen, dass seine Mietobjekte sich untereinander austauschen.

Da saßen wir: ich mit meinen unsichtbaren Verträgen, sie mit ihren sichtbaren Kleeblattnarben. Zwei Leute, die dem Glück die Tür aufgemacht hatten und nun den Untermieter nicht mehr loswurden.

Der Abend kippte, wie alle Abende irgendwann kippen. Es gibt diesen Punkt, an dem die Getränke nicht mehr „wir werden locker“ sagen, sondern „wir werden weniger“. Gesichter verschwimmen, Stimmen werden lauter oder leiser, nie dazwischen. Die Bar wird entweder voll oder leer, selten genau richtig. An diesem Abend war sie auf eine merkwürdige Weise konzentriert: ein paar Figuren, die blieben, obwohl alles andere schon auf dem Weg nach Hause war.

Liane war nicht die Sorte, die plötzlich laut wird, wenn sie genug intus hat. Kein hysterisches Lachen, kein Weinen, kein Drama. Sie wurde eher stiller. Der Whiskey glitt in sie, ohne große Effekte. Nur die Augen wurden ein wenig glasiger, aber nicht auf die dumme Art. Eher, als würde sie in einem Rückspiegel fahren und die Dinge nur noch an sich vorbeiziehen sehen.

„Sag mal“, setzte sie irgendwann an, „was ist mit deinen Wünschen?“

Ich blinzelte. „Welchen?“

„Du bist der Typ, der nach drei Wünschen aussieht“, sagte sie. „Einer davon: ‚Lass mich in Ruhe‘. Einer: ‚Lass mich wieder zurück‘. Einer: ‚Mach, dass es wenigstens einen Sinn ergibt.‘“

Ich lachte kurz. „Ich hatte drei“, sagte ich. „Sind alle schief gegangen.“

„Überraschung“, meinte sie. „Meine auch. Kleine, dreckige Wünsche. Nicht Lotto, nicht Liebe. Nur sowas wie: ‚Lass ihn leben‘, ‚Lass mich schlafen‘, ‚Lass das nächste Glas nicht das letzte sein‘.“

Der Púca streckte es sich auf der Theke, als würde ihm das alles angenehm in den Bauch rutschen. „Ich liebe diese Gespräche“, schnurrte er. „Das ist wie ein Buffet, bei dem alles schon vorgekaut ist.“

„Was machst du eigentlich noch hier?“ fragte ich Liane plötzlich. „Also nicht hier in der Bar, hier im Leben. Du klingst, als hättest du deine Kündigung schon längst eingereicht.“

Sie drehte das Glas in der Hand, betrachtete den Inhalt, als könnte der ihr antworten. „Weil das Unglück nicht konsequent ist“, sagte sie schließlich. „Es ist faul. Es gönnt sich Pausen. Es hätte mich damals mitnehmen können. Es hat’s nicht getan. Also häng ich jetzt in der Warteschleife. Und Wartezeit muss man sich irgendwie vertreiben.“

„Mit Whiskey“, sagte ich.

„Mit allem, was nicht nach Denken riecht“, korrigierte sie.

Die vier Narben auf ihrer Hand wirkten im gelblichen Licht fast wie kleine, helle Blätter. Kein Blut, keine offenen Wunden. Alles verheilt, alles erledigt. Aber du hast gemerkt, dass darunter was fault, was keine Narbe je wieder glatt kriegt.

„Weißt du, was mich nervt?“ fragte sie. „Die Leute, die sagen: ‚Narben machen dich stärker.‘“

„Narben machen dich höchstens interessanter für andere Carcrash-Gaffer“, sagte ich.

„Genau“, meinte sie. „Stark macht dich gar nichts. Stark ist ein Wort, das Leute benutzen, die keine Ahnung haben, wie es sich anfühlt, wenn was im Inneren leckt.“

Der Barkeeper stellte uns ungefragt Wasser hin. Das war sein stummer Kommentar: Ihr seid jetzt im Bereich, in dem man manchmal ein paar Moleküle H2O dazwischen schieben sollte. Ich trank einen Schluck, ohne Widerstand. Liane tat es auch, verzog leicht das Gesicht, als hätte sie vergessen, dass Wasser nach nichts schmeckt.

„Was ist die Geschichte mit deinen Narben?“ fragte sie plötzlich und nickte Richtung meiner Brust. „Nicht die äußeren. Die, denen man beim Reden zuhört.“

„Vertrag“, sagte ich. „Biest. Bar. Drei Wünsche. Herz, Lunge, Straße. Das ganze Programm.“

Sie nickte, als würde sie ein altes Lied wiedererkennen. „Ich hab meinen Vertrag damals im Krankenhaus unterschrieben“, sagte sie. „Sie sagten: ‚Sie haben Glück gehabt.‘ Ich sah ihn an, wie er an Schläuchen hing, und dachte: Wenn das Glück ist, will ich weniger davon.“

„Wie lange ist das her?“

„Lang genug, dass keiner mehr nach ihm fragt“, sagte sie. „Und kurz genug, dass ich noch manchmal den Geruch von Desinfektionsmittel kriege, wenn ich an bestimmten Ecken vorbeigehe.“

Der Púca war inzwischen von der Theke auf die Stange über uns geklettert, an der mal Fähnchen gehangen hatten. Er schaukelte leicht, sah auf uns runter. „Ihr seid beide auf dem gleichen Weg“, sagte er. „Ihr seht ihn nur von verschiedenen Seiten. Er aus dem Bett, du vom Barhocker.“

„Manchmal“, fuhr sie fort, „denke ich, die Narben sind weniger für mich als für die anderen. Sie sehen sie, fragen, hören die Story, schütteln den Kopf, sagen ‚krass‘ und fühlen sich danach besser, weil sie denken: So weit bin ich noch nicht.“

„Ich bin so weit“, sagte ich.

„Ich auch“, meinte sie. „Ändert nichts.“

Der Barkeeper räusperte sich, wie er es immer tat, wenn er im Kopf anfing, die Stühle auf die Tische zu stellen. „Noch eine Runde, dann ist Schluss“, sagte er. „Ich hab morgen früh auch wieder Tag.“

„Tag“, wiederholte ich, als wäre das ein Fremdwort. „Dieses helle Ding, von dem alle reden.“

Liane sah mich an, einer ihrer Mundwinkel zuckte. „Ich hab gehört, die Sonne geht jeden Morgen auf“, sagte sie. „Vielleicht sollten wir uns das irgendwann wieder ansehen.“

„Sie geht nicht für uns auf“, sagte ich.

„Nein“, stimmte sie zu. „Aber es wäre wenigstens höflich, ab und zu kurz rauszugucken, damit sie sich nicht komplett verarscht vorkommt.“

Der Mann mit den Pferdeaugen stand auf, zahlte, nickte dem Barkeeper zu und warf uns einen dieser Blicke zu, in denen mehr Urteil lag, als mir lieb war. „Der nimmt euch beide in seine Statistik auf“, flüsterte der Púca. „Ihr seid ab jetzt eine Fußnote bei ihm.“

Als wir unsere letzten Gläser leerten, sah ich noch einmal bewusst auf ihre Hand. Vier kleine Narben, in Form eines Glückssymbols. Ich hätte fast gefragt, ob ich sie anfassen darf, nur um zu spüren, ob das wirklich echtes Fleisch ist oder nur eingebrannte Erinnerung. Ich ließ es. Manche Dinge muss man nicht berühren, um zu wissen, dass sie wehgetan haben.

Draußen, vor der Tür, verabschiedeten wir uns ohne großes Theater. Kein „Bis morgen“, kein „Lass mal was machen“. Nur ein kurzes Nicken.

„Pass auf deine Narben auf“, sagte ich.

„Du auch“, antwortete sie. „Die, die man nicht sieht, machen mehr Ärger.“

„Wir sehen uns“, sagte ich, obwohl ich wusste, dass so ein Satz nichts bedeutet.

„Wenn wir Pech haben“, sagte sie, drehte sich um und ging in eine andere Richtung als ich.

Der Púca stand neben mir, sah ihr nach. „Die ist interessant“, sagte er. „Die trägt ihr Pech wie Schmuck.“

„Und ich?“ fragte ich.

Er grinste schief. „Du trägst deins wie Uniform“, sagte er. „Aber keine Sorge: Ich mag beide Stile.“

Auf dem Heimweg dachte ich an ihre vierblättrigen Narben. An den Typen mit den Pferdeaugen. An den Barkeeper, der zu viel weiß. An das Biest, das im Hinterhof sitzt und in meinem Kopf wohnt. Und irgendwo dazwischen gab es kurz den Gedanken, dass Glück vielleicht so etwas ist wie ein Schnitt, der sich nicht richtig schließt: Er erinnert dich daran, dass du mal was versucht hast.

Bei uns beiden war der Versuch schiefgegangen. Aber wenigstens konnten wir an der Theke die Muster vergleichen.

Unter Wetten, Schulden und leeren Gläsern begraben

Schulden fangen nie bei Geld an. Geld ist nur die Währung, in der du am Ende zahlst. Davor schuldest du allen möglichen Leuten alles Mögliche: Zeit, Nerven, Versprechen, Aufmerksamkeit, ein anständiges Leben. Du stapelst das alles irgendwo in dir drin, bis du irgendwann merkst, dass du längst begraben bist, und die Mahnungen kommen nur noch durch die letzten Luftlöcher.

Es fing harmlos an, wie immer. „Nur mal tippen“, hatte ein Kollege gesagt, damals, lange bevor der Púca sich offiziell bei mir einquartiert hatte. Fußball, Bundesliga, irgendwelche Spiele, die mich eigentlich nicht interessierten. „Wenn du eh guckst, kannst du auch drauf wetten“, meinte er. „Macht’s spannender.“ Ich hatte gelacht, weil ich nie der Typ war, der bei sowas mitfiebert. Aber Geld auf irgendwas setzen, das ich nicht kontrolliere, kam mir irgendwie vertraut vor. Ich machte das ja sowieso täglich, wenn ich meine Gesundheit in Gläser schüttete.

Also fing ich an mit kleinen Beträgen. Fünfer hier, Zehner da. Ergebniswetten, Halbzeitstände, „beide treffen“, diese ganze Scheiße. Ich kannte die Regeln nicht mal richtig, aber das brauchte es auch nicht. Die App war schnell installiert, die Zahlen flackerten, die Quoten sahen aus wie kleine Verheißungen. Du drückst auf ein paar Felder, bestätigst, und zack – du bist drin. Wettkönig, ohne das Haus verlassen zu müssen.

Der Púca war schon damals irgendwo in der Ecke, auch wenn ich ihn noch nicht so klar sah wie heute. Er saß auf der Sofalehne, sah mir über die Schulter, als ich den ersten Zehner auf irgendein Spiel setzte, von dem ich nicht mal wusste, wie die Mannschaften aussahen. „Na guck“, murmelte er. „Du hast das Prinzip verstanden: Du verlierst gerne mit Vorlauf.“

Anfangs lief es so, wie es immer läuft, damit du glaubst, du wärst nicht komplett bescheuert. Der erste Zettel ging durch. 10 Euro auf irgendso ein 2:1, und tatsächlich: 2:1. Geld gewonnen. Nicht viel, aber genug, um dieses hässliche Gefühl von „Vielleicht kann ich das“ zu wecken. Die App machte ein kleines Geräusch, als würde sie applaudieren. Konto plus. Ich grinste, obwohl es lächerlich war.

„Siehst du?“ sagte der Kollege. „Du musst dranbleiben. Man muss das System fühlen.“

Ich fühlte gar nichts. Ich hatte einfach Glück gehabt. Aber Glück wirkt in der ersten Runde immer wie Talent.

Ab da ging es schnell. Ein Fünfer mehr, ein Schein mehr, zwei, drei Wetten am Wochenende. Ich lernte Spielernamen, ohne ihre Gesichter zu kennen. Ich wusste Quoten, ohne zu wissen, wie man sie berechnet. Ich wusste, wie viel ein 3:1 bringt, wenn du es kombinierst mit einem Unentschieden in irgendeinem anderen Stadion, das ich im Leben nicht betreten würde.

Der Púca war zufrieden. „Du wettest doppelt“, sagte er. „Auf dem Handy um Zahlen, an der Theke um Tage. Und beides verlierst du gerne. Ich liebe Synergien.“

Es dauerte nicht lange, bis das Konto begann, dünner zu werden. Nicht wegen einer großen Katastrophe. Keine all-in-Geschichte, kein „alles auf Rot“-Moment. Es war dieses ständige Tropfen. 20 Euro hier, 15 da, dann noch mal 30, um „das wieder reinzuholen“. Du kennst das.

Du verlierst 50, also setzt du 70, um die 50 zu retten. Am Ende fehlen dir 120. Das ist keine Mathematik, das ist Religion.

Gleichzeitig liefen die anderen Schulden. Miete immer knapp, Strom immer im roten Bereich, irgendwelche Abbuchungen, die mir erst auffielen, wenn das Konto schon nach Luft schnappte. Dispo war kein Notfall mehr, sondern Normalzustand. Die Bank schickte freundliche Schreiben, in denen stand, dass mein „Kontorahmen regelmäßig ausgereizt" sei. Sie nannten es Rahmen. Ich nannte es Strick.

„Wer ist schlimmer?" fragte ich den Púca einmal. „Die Bank, die Bar oder die Wetten?"

Er grinste. „Die beste Antwort ist: du", sagte er. „Aber wenn du's auf Institutionen schieben willst – die Bank will dich langsam, die Bar täglich, die Wetten spontan. Du arbeitest quasi Vollzeit an deinem eigenen Untergang. Respekt."

Die Wetten verloren ihren Reiz, sobald ich verstanden hatte, dass ich kein System hatte. Ich war kein Taktiker, kein Analytiker, kein Zahlenfresser. Ich war ein Typ, der nach Gefühl auf etwas tippte, was anderen scheißegal war. Also ließ ich das mit den Apps irgendwann sein. Nur dass die Lücke nicht leer blieb. Sie füllte sich. Natürlich. Die Straße hasst leere Räume.

Statt auf Spiele zu setzen, fing ich an, auf mich zu wetten. Wird der Monat reichen, wenn ich jetzt noch zwei Abende weggehe? Werde ich nächste Woche zusammenklappen, wenn ich heute die dritte Schicht auf Halbmast durchziehe? Halte ich die Lunge noch sechs Monate durch, wenn ich einfach so weitermache? Es war eine andere Sorte Glücksspiel, stiller, aber konsequenter. Der Einsatz war nicht mehr 20 Euro, sondern: wie viel Zukunft kriegst du noch hin?

Parallel stapelten sich die echten Schulden. Nicht nur die bei der Bank. Ich schuldete dem Barkeeper mehr Striche auf dem Bierdeckel, als mir lieb war. Ich schuldete dem Chef mehr „Ich mach das noch fertig", als ich jemals halten würde. Ich schuldete Liane einen Anruf, den ich nie tätigte. Ich schuldete meiner Lunge Pausen, die ich ihr nicht gab. Ich schuldete meinem Körper Wasser, Schlaf, weniger Gift. Ich schuldete meinem jüngeren Ich die Antwort auf die Frage: „Wir wollten doch was Besseres als das hier, oder?"

„Du bist begraben", sagte der Púca eines Abends, als ich auf dem Hocker saß und versuchte auszurechnen, wie ich aus dreißig Euro das Unmögliche mache. „Nicht unter Erde. Unter Wetten, Schulden und leeren Gläsern. Ein schönes Grab. Passt zu dir."

Ich sah auf den Tresen. Da standen vier leere Gläser, zwei halb volle, ein Aschenbecher, eine Hand voll Münzen, ein Zettel mit Zahlen. Der Barkeeper hatte Striche gemacht, ruhig, ohne Kommentar. Jeder Strich war eine kleine Narbe im Holz. Eine davon gehörte mir. Fünfundzwanzig davon auch.

„Du könntest ja mal einen Abend nichts trinken", schlug irgendeine Stimme in mir vor, leise. Nicht die vom Púca, nicht meine eigene betrunkenen Vernunft. Eher ein altes Echo. Ich hörte sie, wie man ein Gerät hört, das im Nachbarzimmer läuft. Die Worte erreichten mich, aber sie hatten keine Macht.

„Wenn du einen Abend nichts trinkst", sagte der Kobold, „bist du morgen trotzdem verschuldet. Nur nüchterner. Wem soll das gefallen? Dir? Mir nicht."

Die Mahnungen kamen weiter. Weiß, gelb, rot. Strom, Krankenkasse, irgendwas vom Amt, das nach Armut roch. Ich öffnete sie manchmal, manchmal nicht. Aufreißen oder liegen lassen – am Ende stand derselbe Satz da: „Zahlen Sie." Und darunter das, was ich nicht hatte.

„Weißt du, was das beste Bild ist?" fragte der Púca einmal. „Die leeren Gläser. Die sind deine wahre Bilanz. Jeder Abend eine kleine Stele. Wenn du die alle auf einen Haufen stellst, kannst du dir deinen eigenen Friedhof bauen."

Ich stellte mir das kurz vor: ein Feld aus Gläsern, leer, manche mit Lippenstiftspuren, manche mit Asche am Rand, manche noch mit einem letzten Schluck, der längst abgestanden war. Dazwischen Wettscheine, Kontauszüge, Mahnbriefe. Oben drüber ein Schild: „Hier liegt einer, der geglaubt hat, man könnte Minus mit mehr Minus ausgleichen."

Die größte Schuld war die, über die niemand sprach: die gegen sich selbst. Ich hatte mir mal versprochen, nicht so zu werden wie bestimmte Leute aus meiner Kindheit. Diese Typen, die in Kneipen verschwanden und nur noch als Geschichten existierten. „Weißt du noch, der…?" Und jetzt saß ich selbst da, in einer Bar, die mich kannte, auf einem Hocker, der meinen Abdruck hatte, mit einem Biest im Nacken, das meine Verträge verwaltete. Ich war zum eigenen Warnschild geworden.

„Du schuldest dir nichts mehr", sagte der Púca an einem der schlechteren Tage. „Das ist das Einzige, was du wirklich abgearbeitet hast. Du hast alle Versprechen an dich selbst eingelöst: Du hast es verkackt. Gründlich. Glückwunsch."

Ich lachte heiser. Es klang mehr nach Husten. In meinem Kopf legten sich Wetten, Schulden, leere Gläser übereinander, bis ich nicht mehr unterscheiden konnte, welcher Stapel höher war. Es war egal. Am Ende zählt nur das Gewicht.

Und darunter lag ich. Nicht tot. Noch nicht. Aber tief genug, dass das Licht von oben nur noch als schwacher Schimmer ankam.

Es gibt Schulden, die stehen nicht auf Papier. Die stehen in Gesichtern. In Blicken, die du meidest, weil du genau weißt, was drinsteht: „Du schuldest mir was, du Arsch." Und manchmal sind es nicht mal die anderen, die das denken. Manchmal bist du es selber, der sich im Spiegel anschaut, als wäre er der Vollstrecker.

Der Barkeeper führte Buch über mich, ohne dass wir jemals darüber gesprochen hätten. Er hatte so ein kleines, abgegriffenes Notizheft hinter der Kasse, in das er ab und zu reinschrieb. Nicht ständig, nicht nach jedem Glas. Nur dann, wenn er wusste: Heute zahlt er nicht mehr. Heute geht alles auf diese unsichtbare Liste, die zwischen uns hängt wie eine Gardine aus schlechtem Gewissen.

„Mach Strich", sagte ich oft, mit diesem betrunkenen Lächeln, das so tun will, als wäre alles ein Witz.

„Mach ich", sagte er. Immer noch freundlich. Immer noch dieses halb müde, halb mitfühlende Gesicht. Aber jedes „Mach ich" war ein kleiner Nagel in einen Sarg, den keiner von uns bauen wollte.

Einer der Abende, an denen mir das klarer wurde als sonst, war ein ziemlich gewöhnlicher. Keine besonderen Anlässe. Keine Geburtstage, keine Niederlagen, kein Lohn, der

reingekommen war. Nur ein Tag, der zu Ende ging, wie er angefangen hatte: mit dem Gefühl, zu wenig Luft und zu viel Körper zu haben.

Ich saß auf meinem Hocker, vor mir das zweite Bier, daneben ein Schnaps, den ich „zur Verdauung“ bestellt hatte, obwohl ich nichts gegessen hatte. Der Mann mit den Pferdeaugen saß in seiner Ecke, Liane war nicht da, der Fernseher zeigte irgendein Spiel, auf das ich früher gewettet hätte. Ich hörte das Klirren von Münzen, das Rauschen von Stimmen, das Klicken der Lichtschalter, wenn einer aufs Klo ging.

„Wie viel bin ich dir eigentlich schuldig?“ fragte ich irgendwann den Barkeeper. Es rutschte raus. Nicht geplant, nicht vorbereitet. Einfach so, zwischen zwei Schlucken.

Er hörte auf zu wischen, sah mich an. „Grad jetzt? Oder so insgesamt?“ fragte er.

„Beides“, sagte ich. „Rohfassung.“

Er legte das Tuch zur Seite, griff nach dem Notizbuch. Blätterte. Da standen Namen, Zahlen, Kürzel. Er fuhr mit dem Finger drüber, blieb irgendwann bei einem Strichmuster hängen, das aussah wie ein Stacheldraht. „Du willst es wirklich wissen?“ fragte er.

„Ich will mir einreden, dass ich’s wissen will“, antwortete ich. „Kann ja sein, dass irgendwas davon hängenbleibt.“

Er nannte eine Zahl. Nicht astronomisch. Keine Summe, von der man im Fernsehen erzählen würde. Eine Summe, mit der die meisten Leute in dieser Stadt wahrscheinlich ein paar Tage Urlaub machen würden. Für mich waren es Monate, die ich in Gläsern gelassen hatte.

Ich ließ den Kopf sacken. „Klingt, als hätt ich mir ein kleines Auto in Alkoholform gekauft“, murmelte ich.

„Du hattest mehr davon als von einem Auto“, sagte der Barkeeper trocken. „Ein Auto fährt dich irgendwohin. Der Scheiß hier hält dich davon ab, gegen die Wand zu rennen. Noch.“

„Ich könnte dir das in Raten zahlen“, setzte ich an, halb im Ernst, halb im Reflex. „Monatlich…“

Er hob die Hand. „Lass es“, unterbrach er mich. „Wenn du’s könntest, hättest du’s längst gemacht. Du zahlst, wenn du kannst. Und wenn nicht, bist du trotzdem willkommen. Das ist keine Bank hier. Das ist ’ne Bar.“

Ich wusste nicht, ob mich das trösten oder beschämen sollte. Wahrscheinlich beides. In meinem Kopf schob der Púca einen Stuhl zurück, setzte sich bequemer hin. „Da“, sagte er. „Noch eine Schuld, die du nicht tilgen wirst. Kennst du das Geräusch, wenn ein Leben ausgebucht wird? Das ist es.“

„Warum lässt du mich anschreiben?“ fragte ich den Barkeeper. „Ehrlich. Du bist nicht verpflichtet, mir den Untergang zu finanzieren.“

Er zuckte mit den Schultern. „Vielleicht, weil ich schon schlimmere Geschichten gesehen hab“, sagte er. „Und weil du wenigstens nicht so tust, als würdest du morgen alles ändern.“

„Das ist kein Kompliment“, sagte ich.

„Doch“, widersprach er. „Für meine Nerven.“

Die Schulden hatten Gesichter. Da war der Typ vom Stromanbieter, der am Telefon immer künstlich freundlich blieb, während er begriff, dass ich ihm alles erzählte, außer der Wahrheit. Da war die Frau von der Krankenkasse, die sagte: „Sie müssen sich wirklich mal melden“, und ich dachte: Wenn ich bei euch aufschlage, tragt ihr mich irgendwann im Rollstuhl wieder raus. Da war der Chef, der mich ansah, wenn ich schon wieder zu spät kam, und in dessen Blick stand: „Ich brauch dich. Aber nicht so.“

„Du schuldest ihnen nichts“, flüsterte der Púca mir zu. „Du schuldest nur mir. Und dir. Und dir hast du schon alles gegeben, was du hattest. Ich bin der Einzige, bei dem noch Raten offen sind.“

Manchmal erschien Liane wieder in der Bar. Nicht regelmäßig. Sie war kein Mensch für Routine. Eher jemand, der auftaucht, wenn der Boden an bestimmten Tagen weicher ist. An einem dieser Abende setzte sie sich neben mich, sah meine Stirn, die sich in Falten gelegt hatte, und fragte: „Wie tief steckst du?“

„Bis zum Hals“, sagte ich. „Der Rest wird gerade aufgefüllt.“

„Geld?“

„Geld, Zeit, Sauerstoff“, meinte ich. „Nenn’s, wie du willst.“

Sie zeigte mit dem Kinn auf den Notizblock hinter der Theke. „Stehst du da drin?“

„Ja.“

„Ich auch“, sagte sie. „Andere Bar, gleiche Schrift.“

Wir stießen an, nicht aus Feierlaune, eher als Anerkennung. Zwei Leute, die wussten, dass ihre Namen nicht nur in Ausweispapieren existierten, sondern in kleinen Heften, in denen Summen daneben standen. Deine Existenz als Zahl. Nett verpackt.

„Weißt du, was mich fertig macht?“ fragte ich sie. „Dass Schulden dir irgendwann deine Zukunft wegnehmen. Nicht nur finanziell. Wenn ich an morgen denke, denke ich nicht: vielleicht wird alles besser. Ich denke: Wer will dann was von dir?“

„Niemand will was von mir“, sagte sie. „Das ist das Problem. Schulden sind wenigstens Aufmerksamkeit. Da erinnert sich jemand an dich.“

Der Púca nickte zustimmend. „Sie hat einen Punkt“, sagte er. „Mahnung ist auch eine Art Liebesbrief. Jemand da draußen sagt: ‚Ich hab dich nicht vergessen. Du schuldest mir noch was.‘“

„Du romantisierst den Inkasso-Mann“, knurrte ich.

„Nein“, entgegnete er. „Ich sage nur: Wenn keiner mehr was von dir will – dann bist du wirklich durch. Davor bist du nur in Verzug.“

Die leeren Gläser vor uns wurden mehr. Der Barkeeper machte keine Striche mehr, nur noch Abstriche. Er wusste, ab einem bestimmten Pegel wird nicht mehr gerechnet. Da wird nur noch aufgefüllt.

Im Kopf hatte ich eine eigene Buchhaltung. Ich wusste, wer mir was gegeben hatte: Ein Kollege hatte mir mal Fünfzig geliehen, die ich nie zurückgab. Ein Nachbar hatte mir beim Schleppen geholfen, ohne dass ich je „Danke" gesagt hatte. Eine Ex hatte mir aus reiner Dummheit zugehört, als ich zum hundertsten Mal sagte, ich hör auf. Meine Eltern hatten irgendwann aufgegeben, mich auszurechnen. Jede Begegnung war eine offene Rechnung. Ich hatte mehr offene Posten als jedes Insolvenzverfahren.

„Du könntest anfangen, zurückzugeben", flüsterte diese leise Stimme in mir, die manchmal noch auftauchte, wenn der Pegel nicht hoch genug war. „Anfangen, dich zu entschuldigen. Anfangen, irgendwas gutzumachen."

„Womit?" fragte ich sie. „Mit Luft und guten Vorsätzen?"

Der Púca stellte sich zwischen mich und diese Stimme, wie ein Türsteher. „Die Party ist drinnen, nicht draußen", sagte er. „Fang nicht an, den Laden zu verlassen, wenn es langsam interessant wird."

Die Nacht wurde tiefer, die Gläser leerer, der Haufen Schulden in meinem Kopf schwerer. Ich stellte mir manchmal vor, wie es wäre, wenn einer alles zusammenzählt. Nicht nur Bargeld, nicht nur Bar-Schulden, nicht nur Mahnungen. Alles. Stunden, die andere mit mir verbracht haben, obwohl sie Besseres hätten tun können. Chancen, die man mir gegeben hat, obwohl ich schon beim ersten Mal alles verbockt hatte. Minuten, in denen mein Körper gesagt hat: „Jetzt wäre ein guter Moment, aufzuhören", und ich ihm eine reingedrückt habe.

Unter Wetten, Schulden und leeren Gläsern begraben sein heißt: Du siehst den Himmel noch, aber nur, wenn du nach oben blinzelst und sehr ruhig bist. Meistens bist du aber beschäftigt damit, das Zeug über dir zu sortieren. Du versuchst, ein paar Gläser hochzustemmen, hier eine Rechnung zu schieben, da eine Wette zu vergessen. Aber am Ende weißt du: Es wird eher mehr als weniger.

„Es gibt Leute, die machen Privatinsolvenz", sagte Liane, als wir die letzten Schlucke teilten. „Die lassen sich offiziell bescheinigen, dass sie es verkackt haben, und nach ein paar Jahren sind sie wieder frei."

„Glaubst du, es gibt sowas auch für Leben?" fragte ich. „Sieben Jahre mit dem Biest, dann bist du schuldenfrei?"

Der Púca prustete los. „Ich bin kein Schufa-Eintrag", sagte er. „Ich bin Naturgewalt. Bei mir gibt's keine Restschuldbefreiung. Nur Rest."

In der Nacht, als ich nach Hause wankte, dachte ich: Vielleicht ist das genau der Punkt. Geldschulden kannst du theoretisch irgendwie glätten, entweder durch Zahlen oder durch Kapitulieren. Aber die Schulden an dich selbst, an das, was du mal sein wolltest – die bleiben. Die liegen bei dir im Hinterkopf wie alte Mahnbriefe, die nie verjähren.

Und mit jedem leeren Glas, das ich irgendwo stehen ließ, wusste ich: Ich setze wieder was auf die Liste. Nicht nur beim Barkeeper. Beim Körper. Beim Hirn. Beim Kobold sowieso.

Bezahlen würde ich später. Später war schon unterwegs.

Irgendwann kommt der Tag, an dem die Schulden klingeln. Nicht als Gefühl, nicht als dumpfer Druck im Hinterkopf, sondern als tatsächliches Geräusch an der Tür. Kein poetisches Bild, kein Symbol. Nur ein Klingeln, zu früh, zu laut, zu echt.

Es war ein Vormittag, an dem ich eigentlich vorhatte, den Tag zu ignorieren. Ich hatte den Wecker ausgemacht, bevor er überhaupt losging, war mit Kater im Kopf und klebriger Zunge auf der Matratze gelegen und hatte beschlossen: Heute existierst du auf Sparflamme. Kein Heldentum, kein Drama, einfach nur Zwischenzustand. Der Púca saß auf der Fensterbank, spielte mit einem Feuerzeug, das schon so oft gefunkt hatte, dass es mir vertrauter war als mein eigener Puls.

Dann klingelte es.

Nicht lange, nicht aggressiv. Einmal. Pause. Noch einmal. Dieses ruhige, bestimmte Klingeln von Leuten, die wissen, dass du da bist, auch wenn du tust, als wärst du tot. Ich hielt die Luft an, als könnte ich mich unsichtbar atmen. Der Púca grinste, ließ das Feuerzeug aufs Fensterbrett klacken.

„Aufmachen“, sagte er. „Die Realität hat sich einen Termin geben lassen.“

Ich blieb still. Das Klingeln kam ein drittes Mal. Dann ein Klopfen, nicht laut, aber hart. „Herr Flachmann?“, rief eine Stimme durch die Tür. Männlich, neutral. Eine Stimme, die in Callcentern und Ämtern gezüchtet wird. „Wir müssten mal über ein paar offene Posten sprechen.“

Ich merkte, wie mein Herz schneller wurde, wie der Körper reagierte, obwohl der Kopf längst auf stumm gestellt war. Schweiß an den Händen, trockener Hals, der Impuls, einfach aus dem Fenster zu springen und mich im Hinterhof zwischen den Müllsäcken zu vergraben.

„Sie sind da“, sagte die Stimme. „Ich hör Sie.“

Der Púca legte den Kopf schief. „Er hört, wie du Angst kriegst“, flüsterte er. „Das machen die gut. Die wittern das.“

„Hau ab“, murmelte ich. Ich wusste nicht genau, zu wem ich es sagte.

Es klopfte wieder, diesmal kürzer. „Es geht nur um ein Gespräch“, sagte der Mann. „Wir können das klären.“

„Klären“, wiederholte der Kobold. „Das ist deren Lieblingswort. Als würde irgendwas sich klären lassen, das du zehn Jahre lang im Suff eingeweicht hast.“

Ich stand auf, benommen, die Decke halb um die Beine gewickelt. Mein Kopf wollte nein, mein Körper war schon unterwegs zur Tür, aus irgendeinem idiotischen Reflex von Höflichkeit. Man lässt Leute nicht einfach vor der Tür stehen, hatte irgendwer irgendwann in mich reingemeißelt. Vielleicht meine Eltern, vielleicht irgendein Lehrer, vielleicht die Gesellschaft, die damals noch damit gerechnet hatte, dass aus mir was wird.

Ich öffnete die Tür einen Spalt. Der Mann im Flur war kleiner, als seine Stimme vermuten ließ. Graue Jacke, Aktenmappe, Blick, der irgendwo zwischen routiniert und müde hing. Kein Monster. Kein Inkasso-Gorilla. Nur einer, der zu nah an meinem echten Leben stand.

„Morgen“, sagte er. „Keine Sorge, ich bin nicht von der Polizei.“ Er lächelte, als müsste man darüber lachen.

„Ist noch zu früh für Humor“, erwiderte ich. Meine Stimme klang rauer als seine, aber weniger sicher.

„Es geht um die offenen Forderungen“, sagte er. „Strom, Krankenkasse, bisschen Bank. Sie wissen schon.“ Er wedelte mit der Mappe, als wäre darin eine Kiste mit Sünden, die meinen Namen trug.

„Ich weiß“, sagte ich. Natürlich wusste ich. Ich hatte die Briefe gesehen, hatte sie gestapelt, verschoben, überdeckt. Aber gesehen hatte ich sie. So tun, als wären sie nicht da, klappt nur bis zu einem bestimmten Punkt. Dann schickt das System einen Mensch vorbeigucken.

„Darf ich kurz reinkommen?“ fragte er. Der Blick glitt an mir vorbei in die Wohnung. Bett, Küche, Chaos, alles im Hintergrund schemenhaft sichtbar.

Der Púca stand hinter mir im Flur, die Hände auf meine Schultern gelegt. „Lass ihn rein“, flüsterte er. „Der soll auch mal sehen, wie gründlich ich arbeite.“

„Besser nicht“, sagte ich. „Ist unaufgeräumt.“

Der Mann lächelte knapp. „Unordnung kenn ich“, meinte er. „Ich mach das nicht zum ersten Mal. Ich komm nur kurz zum Reden. Kein Stress.“

Kein Stress. Ich hörte mich „Okay“ sagen, obwohl alles in mir „Verpiss dich“ brüllte. Ich trat zur Seite, er ging an mir vorbei, trat in die Küche. Sah sich um. Für einen Moment war da etwas wie Mitleid in seinem Blick, ganz kurz, bevor er es in Professionalität erstickte.

„Setzen wir uns?“ fragte er.

Wir setzten uns. Ich auf meinen Stammplatz, er gegenüber, da, wo sonst der Púca saß. Der Kobold nahm beleidigt die Fensterbank, verschränkte die Arme. „Der nimmt meinen Stuhl“, fauchte er. „Frechheit.“

Der Mann legte seine Mappe auf den Tisch, schlug sie auf. Papier, Listen, mein Name, meine Adresse, Zahlenkolonnen. Alles schön sauber aufgedruckt, als wäre mein Chaos ein Produktkatalog.

„Sie wissen, dass Sie im Rückstand sind“, sagte er. „Schon länger.“

„Ich bin in allem im Rückstand“, erwiderte ich. „Nicht nur da.“

Er ignorierte den Witz. „Wir können das auf verschiedenen Wegen angehen“, erklärte er. „Ratenzahlung, Vergleich, Stundung…“ Er redete in Worten, die nach Ordnung klangen. Systeme, Modelle, Vereinbarungen. In meinem Kopf stand der Púca hinter ihm, schnitt Grimassen.

„Ratenzahlung“, flüsterte der Kobold. „Schönes Konzept. Als hätte dein Leben noch genug Monate übrig, um irgendwas in Raten zurückzugeben.“

Ich hörte nur halb zu, was der Mann erzählte. Sein Mund bewegte sich, Zahlen flossen, Möglichkeiten wurden skizziert. Ich hörte gleichzeitig meinen Puls im Ohr und die Stimme vom Biest, das leise lachte. „Er glaubt, du planst noch“, sagte es. „Ist das nicht rührend?“

„Herr Flachmann?“ fragte der Mann.

„Ja“, sagte ich. „Ich war kurz weg.“

„Ich hab Ihnen die Varianten erklärt“, meinte er geduldig. „Was meinen Sie?“

Was meinte ich? Ich meinte, dass ich seit Jahren über meine Verhältnisse lebte, und das nicht nur finanziell. Ich meinte, dass ich mehr Körper verbrauchte, als einer alleine haben sollte. Ich meinte, dass mein Konto nur der Spiegel von meinem Organbestand war: alles im Minus, alles überzogen.

„Wenn ich ehrlich bin“, sagte ich, „klingt jede Variante so, als müsste ich dafür jemand sein, der sein Leben im Griff hat.“

Er blinzelte. „Sie arbeiten doch“, sagte er. „Da geht doch was.“

Ich lachte. Es war kein schönes Lachen. Mehr so ein Bellen. „Ich arbeite genug, um mich weiter zu ruinieren“, sagte ich. „Nicht genug, um mich rauszuziehen.“

„Sie müssen irgendwo anfangen“, meinte er. Ein Satz, der aus irgendeinem Motivationskalender stammen könnte.

Der Púca kicherte. „Du hast vor Jahren angefangen“, sagte er. „Falsche Richtung. Zu spät für neue Wandkalender.“

„Ehrlich?“ sagte ich zum Mann. „Ich weiß nicht, ob ich in fünf Jahren noch da bin. Oder in drei. Oder in einem. Wollen Sie wirklich einen Zahlungsplan mit jemandem machen, der sich mit einem Kobold das Wohnzimmer teilt?“

Er sah mich an, dieser Moment, in dem er abwog, ob ich irre war oder nur ehrlich. „Sie sehen nicht aus wie einer, der aufgibt“, sagte er schließlich. Er log nicht mal. Er glaubte das. Er sah eine Figur vor sich, die sitzt, redet, raucht, lebt. Er sah nicht das Ding hinter meinen Augen, das die Verträge verwaltet.

„Das ist das Problem“, sagte ich. „Ich geb nicht auf. Ich laufe nur falsch rum weiter.“

Er schob mir ein Blatt rüber. „Wenn Sie wollen, können wir es so machen“, sagte er. „Kleine Raten. Ein bisschen was jeden Monat. Es ist nicht perfekt, aber besser als nichts.“

Ich starrte auf das Formular. Felder, Linien, Unterschriftszeilen. Ich sah meine eigene Schrift auf dem Brief, den ich an mich selbst geschrieben hatte. Arzt. Pause. Kein Alkohol. Tageslicht. Reden. Ich hatte da auch schon unterschreiben wollen. Es war nichts draus geworden.

„Mach“, flüsterte der Púca. „Unterschreib. Noch ein Vertrag schadet nicht. Je mehr du hast, desto leichter wird’s, wenn sie alle gleichzeitig platzen.“

Ich griff nach dem Stift. Meine Hand zitterte leicht. Nicht dramatisch, nur merklich genug, dass ich mich alt fühlte. Ich setzte meinen Namen unter irgendwas, das Wörter enthielt wie „Verpflichtung“, „vereinbart“, „Verlauf“. Papierkram, mit dem Menschen so tun, als könnten sie dem Leben Regeln diktieren.

Als ich fertig war, nahm der Mann das Blatt, steckte es in die Mappe. „Gut“, sagte er. „Dann haben wir erst mal eine Perspektive.“

„Perspektive“, wiederholte ich. „Schönes Wort.“

Er stand auf, streckte mir die Hand hin. Ich ergriff sie, aus Höflichkeit. Seine Hand war warm, fest, lebendig. Ein realer Mensch, der an echte Konsequenzen glaubte. „Danke für Ihre Zeit“, sagte er. „Ich weiß, solche Gespräche sind nicht angenehm.“

„Ich hab schon schlimmere Gäste gehabt“, murmelte ich und warf einen Seitenblick zum Fenster, wo der Púca saß und grinste.

Als der Mann weg war, die Tür wieder zu, die Schritte im Treppenhaus verklungen, war es still. Nur mein Herz, das pumpte. Nur mein Kopf, in dem es rauschte. Der Kobold sprang vom Fensterbrett, klatschte in die Hände.

„Herzlichen Glückwunsch“, sagte er. „Du hast gerade unterschrieben, dass du offiziell noch an morgen glaubst.“

„Ich hab unterschrieben, dass ich offiziell noch jemandem was schulde“, korrigierte ich.

„Eben“, sagte er. „Wer Schulden hat, muss am Leben bleiben. Sonst lohnt sich das Geschäft doch nicht.“

Ich setzte mich an den Tisch, starrte auf die Stelle, an der eben noch die Mappe gelegen hatte. Die Küche war die gleiche wie vorher, der Kater, der gleiche, die Luft, die gleiche. Und doch war da etwas anders. Ich war nicht nur unter meinen Wetten und Gläsern begraben, jetzt lag obendrauf noch ein offizieller Zettel mit meinem Namen. Eine letzte Lage Erde.

„Weißt du“, sagte der Púca, setzte sich mir gegenüber, „Schulden sind das perfekte Werkzeug für mich. Sie halten dich in Bewegung. Du kannst nicht einfach aussteigen, du musst weiterrennen. Noch ein Glas, noch eine Schicht, noch ein Atemzug. Immer weiter, bis ich satt bin.“

„Und wann bist du satt?“ fragte ich.

Er grinste. „Wenn die Schulden ihren Job gemacht haben“, sagte er. „Wenn du so tief drin bist, dass du nicht mehr raus willst, selbst wenn du könntest.“

Ich lehnte den Kopf gegen die Wand, schloss kurz die Augen. Bilder flackerten: der Mann mit der Mappe, der Barkeeper mit dem Buch, Liane mit den Narben, der Mann mit den Pferdeaugen in der Ecke, die Automaten mit ihren Schlucken, die Bar mit ihren Strichen. Alle hielten irgendwas von mir in der Hand. Alles war auf Kredit.

„Unter Wetten, Schulden und leeren Gläsern begraben“, murmelte ich. „Keiner weiß, wohin er seine Blumen legen soll.“

Der Púca lachte. „Blumen sind was für Gräber“, sagte er. „Du bist noch im Baumarkt. Du kaufst immer noch Material, um dir die Grube selber tiefer zu graben.“

Später, als ich in der Bar saß und der Barkeeper mir das erste Bier hinstellte, sah ich auf das Glas, als wäre es ein Kontoauszug. „Das ist jetzt alles offiziell“, sagte ich.

„Was?“ fragte er.

„Da draußen“, sagte ich. „Die Schulden, die Wetten, der ganze Mist. Ich hab unterschrieben.“

Er nickte langsam. „Heißt das, du hörst auf zu trinken?“ fragte er.

Ich sah ihn an, dann den Púca, der sich vor Lachen fast vom Hocker kippte. „Nein“, sagte ich. „Heißt nur, dass ich jetzt weiß, wie tief das Loch ist, in dem ich stehe.“

Der Barkeeper stellte kommentarlos den Schnaps daneben. „Dann sind wir ja alle informiert“, murmelte er.

Ich stieß mit niemandem an. Ich trank einfach. Und irgendwo, tief unter mir, raschelten Papier, Klirren, Zahlen. Der Stapel wurde höher. Ich war mittendrin. Noch atmend. Noch trinkend. Noch zahlend. Mit jeder Wette, jeder Schuld, jedem leeren Glas ein Stück weiter unter der Oberfläche.

Und über mir beugte sich ein Biest, das genau wusste, wie lange man jemanden am Leben lassen muss, damit sich das alles lohnt.

Wenn das Biest dein Lachen nachmacht

Es gibt einen Punkt, ab dem dein eigenes Lachen sich fremd anhört. Nicht, weil du es seltener benutzt – das wäre noch okay –, sondern weil irgendwer anders es geklaut hat. Einer, der neben dir sitzt, in dir sitzt, auf dir hockt. Einer, der genau zuhört, wie du dich anhörst, wenn du versuchst, so zu tun, als wäre irgendwas komisch. Und dann drückt er auf „Play“, wenn du gerade am tiefsten drinsteckst.

Das erste Mal, dass ich es richtig gemerkt habe, war an einem Abend, der gar nicht nach Erkenntnis aussah. Es war ein stinknormaler Barabend. Die Sorte, die man vergisst, weil sie aussieht wie die vorherige und die nächste. Hocker, Rauch, Bier, Neon, die üblichen Typen, die üblichen Sprüche. Der Tag war schmutzig gewesen, aber nicht spektakulär. Ich hatte gearbeitet, geschleppt, geschwitzt, Rechnungen im Kopf jongliert, so gut es eben ging, und jetzt saß ich da, wo ich immer saß, und wartete darauf, dass irgendwas in mir leiser wird.

Der Barkeeper erzählte eine alte Geschichte. Eine von denen, die er raushaut, wenn die Stimmung gerade in Richtung Leichenhalle kippt. Es ging um einen Typen, der mal im Vollsuff versucht hatte, den Zapfhahn zu küssen und dabei fast erstickt wäre. Ein Klassiker.

Der Barkeeper spielte das mit Händen und Stimme nach, machte die ganze Show. Die anderen lachten. Ich auch.

Dieses Lachen war nicht echt, aber ich war geübt darin, unecht zu lachen. Eine geölte Maschine. Luft raus, Geräusch, Kopf leicht nach hinten, Hand ans Glas. Du lachst nicht, weil du es fühlst – du lachst, damit keiner merkt, dass du's nicht mehr fühlst. Ich hörte mich lachen. Und dann hörte ich es noch mal.

Gleich daneben.

Ganz dicht.

Der Púca saß auf der Rückenlehne meines Hockers, wie immer, die Beine baumelnd. Und er lachte. Exakt so wie ich. Gleicher Ton, gleiche Länge, dieses kleine Abbrechen am Ende, wenn der Kater im Brustkorb hustet. Nur: Bei ihm kam nichts von innen. Es war ein perfekt nachgespieltes Geräusch. Wie eine Aufnahme.

Ich hörte doppelt. Mein Lachen, sein Lachen, übereinandergelegt. Wie eine Aufnahme, die leicht versetzt läuft. Es war nur eine halbe Sekunde, aber sie blieb hängen wie ein Splitter.

„Hast du das gemerkt?" fragte er leise, als die anderen noch über den Zapfhahnmann feixten.

„Was?" murmelte ich.

Er verzog den Mund zu einem Grinsen, das zu viele Zähne zeigte. „Wir klingen inzwischen gleich", sagte er. „Wenn du lachst, könnte es auch ich sein."

Ich trank, einfach weil ich irgendwas tun musste, damit meine Hände beschäftigt sind. „Ist mir egal", log ich. „Hauptsache, einer lacht überhaupt noch."

„Das ist der Trick", meinte er. „Du bringst den Körper, ich bring die Überzeugung."

Es blieb nicht bei diesem einen Mal. Ab da achtete ich darauf. Nicht bewusst, nicht jedes Mal – aber immer öfter. Wenn ein Spruch fiel, einer dieser halben Witze, die mehr aus Verzweiflung geboren werden als aus Humor, und ich mein standardisiertes „Ha" ausspuckte, war er sofort da. Kopie. Echo. Gleicher Rhythmus, gleiche Tonhöhe. Manchmal lachte er sogar ein bisschen früher, als würde er wissen, an welcher Stelle ich reagieren würde, bevor ich's selbst wusste.

Eines Abends saß auch Liane da. Wir hingen beide an der Theke, die Gläser standen in Reih und Glied, als wären sie aufmarschiert, um einen letzten Angriff zu planen. Der Barkeeper war in dieser seltenen, etwas weicheren Laune, in der er Dinge über sich selbst erzählte, die sonst nur halb durchdrangen.

Er erzählte irgendeine Geschichte – ich hab vergessen, welche, ist auch egal –, und an einer Stelle sagte er etwas, das tatsächlich witzig war. Nicht weltbewegend, aber ehrlich. Liane lachte. Kurz, trocken, aus dem Bauch, mit einem winzigen Bruch in der Stimme. Ich musste mitlachen. Nicht, weil der Witz so gut war, sondern weil ihr Lachen mich erwischt hatte.

Und dann tat er es wieder.

Der Púca imitierte sie. Exakt. Ein sanfteres, etwas höheres Lachen, leicht nach hinten gezogen, mit einem Hauch Bitterkeit drin. Er traf es punktgenau. Ich sah ihn an. „Lass das“, knurrte ich.

„Warum?“ fragte er. „Es steht ihr. Und dir erst recht.“

„Sie ist keine von deinen Mietwohnungen“, fauchte ich.

„Aber sie wohnt in der gleichen Gegend“, sagte er. „Gleicher Straßenzug. Gleiche Art von Riss in der Hauswand.“

Liane merkte natürlich nichts. Sie sah ihr Glas an, strich mit dem Daumen über den Rand, als würde sie überlegen, ob sie sich noch eins bestellt oder lieber doch gleich zwei. Sie lachte nicht oft, aber wenn, dann hatte es dieses Gewicht, das nur Leute entwickeln, die schon versucht haben, ohne Lachen auszukommen und gemerkt haben, dass es noch schlimmer ist.

Später, als sie eine rauchen ging und ich allein mit dem Kobold am Tresen saß, versuchte ich, mein Lachen zurückzurufen. Im Kopf. Wie klang ich früher? War das mal anders gewesen? Ich erinnerte mich an Jugend, an irgendeine Party, an Kumpels, an dummen, lauten Krach. Da war mein Lachen freier gewesen, klar. Weniger verrostet. Aber es war so weit weg, dass es sich anfühlte wie eine fremde Stimme.

„Du lachst wie einer, der Angst hat, dass es gleich wieder aufhört“, kommentierte der Púca. „So halber Stick, halber Reflex.“

„Wenigstens lach ich noch“, gab ich zurück.

„Nein“, sagte er. „Wir lachen. Das ist der Punkt.“

Ab da fing er an, es absichtlich zu tun. Manchmal, wenn ich irgend so einen Spruch abließ, der gerade gereicht hat, um den Barkeeper zum Schmunzeln zu bringen, lachte der Púca zuerst. Ein Millisekunde früher. Und mein Mund zog dann hinterher, wie ein schlecht synchronisierter Film. Ich spürte, wie meine Gesichtsmuskeln sich bewegten, ohne dass ich vorher entschieden hätte, ob der Impuls von mir oder von ihm kam.

Einmal, an einem besonders miesen Tag, kam ich in die Bar, völlig am Ende, Lunge wie ein defekter Motor, Herz wie ein Tier, das gegen den Käfig schlägt. Der Barkeeper machte irgendeinen halb gelungenen Spruch, so einen Standard-Kneipenwitz, der sonst höchstens ein müdes Grinsen rausgeholt hätte. Ich war zu leer, um zu reagieren. Ich wollte nicht lachen. Ich hatte keinerlei Humor im System.

Trotzdem hörte ich mein Lachen. Kurz, trocken, exakt wie immer. Nur: ich hatte nichts getan. Keine bewusste Bewegung, kein „Jetzt machste mit“, kein innerer Befehl. Mein Körper lachte einfach. Und ich wusste, dass er es war, der die Knöpfe gedrückt hatte.

„Siehst du?“ sagte der Púca, nachdem das Geräusch verklungen war. „Konditionierung. Ich drück, du funktionierst. Dein Lachen gehört dir nicht mehr. Es ist eine Reaktion, die ich verwalten kann.“

Ich sah ins Glas, als würde ich dort irgendeine Antwort finden. Da war nur Bier. Helles, schales Bier. Der Barkeeper hatte uns beobachtet, ohne zu wissen, was da zwischen uns lief. „Was ist?“ fragte er. „Du guckst, als hätt ich grad deinen Hund überfahren.“

„Ich hab keinen Hund“, sagte ich. „Nur ein Biest.“

Der Púca legte den Kopf schief, lächelte. „Du solltest dich freuen“, meinte er. „Andere verlieren ihr Lachen ganz. Du hast immerhin noch eins – auch wenn ich der bin, der entscheidet, wann es kommt.“

Und genau das war der Punkt: Das Biest machte mein Lachen nach, bis ich selber nicht mehr wusste, ob es je meins gewesen war.

Es wird gefährlich, wenn du dein eigenes Lachen nicht mehr steuern kannst. Nicht das große Gelächter, das dich vom Hocker reißt – das kommt eh kaum noch vor. Es geht um diese kleinen Geräusche, dieses kurze Aufbellen, das du machst, damit keiner merkt, wie im Arsch du bist. Wenn das anfängt, von selbst zu laufen, bist du nur noch Publikum im eigenen Gesicht.

Es fiel mir zuerst draußen auf, nicht in der Bar. Auf der Arbeit, zwischen Paletten und Kartons. Einer der Kollegen – so ein Typ, der immer zu laut redet, weil er Angst hat, dass die Stille ihn frisst – erzählte so eine Lagerhallen-Anekdote. Irgendwas mit Gabelstapler, Chef, beinahe Unfall, „ey, Alter, der hätte fast…“, du kennst das. Die Sorte Geschichte, die als Humor durchgeht, weil kein Blut geflossen ist und man noch zwei, drei Klischees drüber kippen kann.

Die anderen lachten. Ich stand daneben mit einem Karton in der Hand, innerlich tot wie ein Stein, der auf seinen eigenen Fall wartet. Ich fand nichts davon witzig. Ich war müde, verkatert, das Herz schlug unregelmäßig, die Lunge pfiff, der Rücken schmerzte. Der Chef war mir egal, der Gabelstapler auch, der Kollege sowieso. Da war nichts, was irgendeine Freude in mir hätte triggern können.

Trotzdem lachte ich.

Es kam einfach. Kurz, dieses rauhe „Ha“, halb Husten, halb Reflex. Ohne, dass ich entschieden hätte: Jetzt machst du mit, sonst fällst du auf. Es war einfach da. Als wäre jemand in mir auf einen Knopf getreten, der beschriftet war mit „Soziale Anpassung“. Ich hörte es rauskommen, hörte den Ton, spürte den Ruck in meiner Kehle – und wusste: Das bist nicht du. Das ist ein Programm.

„Na also“, wisperte der Púca, der auf einem der oberen Regalbretter hockte und mit den Füßen baumelte. „Du funktionierst auch im Tageslicht. Gut dressierter Hund.“

Ich schnappte nach Luft, kaum merklich, stellte den Karton ab, tat so, als müsste ich mir die Hände an der Hose abwischen. Innerlich war ich irritiert. Nicht erschrocken – dafür war ich zu abgestumpft –, eher wie einer, der merkt, dass ein Muskel zuckt, den er nicht bewegen wollte.

In der Pause saß ich draußen auf der Betonstufe, Zigarette in der Hand, Blick auf den Hof. Neon von drinnen, grauer Himmel von draußen. Kollegen standen in Grüppchen, lachten,

schimpften, machten Männerhumor auf Halbmast. Der Púca hockte neben mir, als wäre er auch in der Raucherecke angestellt.

„Du kannst langsam zwischen echt und automatisch nicht mehr unterscheiden, oder?“ fragte er.

„Vielleicht gibt’s kein echt mehr“, murmelte ich. „Vielleicht ist alles nur noch Restprogramm.“

„Es gibt schon echt“, sagte er. „Echt ist, wenn du nachts wach wirst und denkst: ich will nicht mehr. Der Rest ist Deko. Und ich kann Deko inzwischen ganz gut bedienen.“

Ich zündete mir die nächste an, obwohl die erste noch nicht ganz runter war. „Hör auf, mich nachzumachen“, knurrte ich. „Das macht mich irre.“

Er lachte – mein Lachen, mit einer Spur mehr Energie. „Du bist schon irre“, sagte er. „Ich nehme dir nur die Mühe ab, es zu verbergen.“

Später, in der Bar, wurde es noch deutlicher. Da sitzt du mit einem Glas in der Hand, und die Situation verlangt irgendeine Form von Reaktion. Jemand erzählt von seinem beschissenen Tag, du sollst lachen, wenn er ihn runterspielt, oder grunzen, wenn er ihn ernst meint. Früher hätte ich mich entschieden, wie ich reagier. Heute war es, als würde jemand anders die Regler bedienen.

Der Barkeeper erzählte zum tausendsten Mal, wie irgendein Besoffener damals die Toilette mit der Spüle verwechselt hatte. Alte Story. Wir alle kannten sie. Kein Grund mehr zu lachen. Routinehumor. Trotzdem hörte ich es wieder: mein Ton, mein Geräusch, mein „Ha“, bevor ich überhaupt bewusst hingehört hatte.

Ich unterbrach mich selbst mitten im Lachen, so gut es ging. Das Geräusch bröckelte, blieb wie ein halbfertiger Schluck im Hals stecken. Der Barkeeper sah mich komisch an. „Alles okay?“ fragte er.

„Verschluckt“, sagte ich und griff zum Glas, um die Ausrede zu illustrieren.

Der Púca hockte auf dem Aschenbecher, was nur ich sah, und grinste breit. „Technischer Fehler“, kommentierte er. „Der Automat wollt gerade wieder ausspucken, aber du hast ihm den Stecker gezogen.“

„Warum machst du das?“ fragte ich später, als es ruhiger wurde, die Musik leiser war und nur noch die Stammgestalten an ihren Plätzen klebten. „Was hast du davon, wenn du klingst wie ich?“

„Es ist nicht, dass ich klinge wie du“, sagte er, legte den Kopf schief. „Es ist, dass du klingst wie ich. Ich hab dir beigebracht, wann gelacht wird. Du hast Jahre lang im falschen Moment ernst geguckt und im richtigen Moment geschwiegen. Jetzt drück ich auf die Knöpfe, damit du nicht komplett rausfällst.“

„Rausfallen woraus?“

„Aus der Illusion, dass du noch dazugehörst“, sagte er. „Die anderen trinken, lachen, sterben langsam, aber sie glauben noch, sie hätten nicht komplett abgeschlossen. Du bist schon ein paar Schritte weiter. Ohne mich würden sie merken, wie weit.“

Er hatte Recht, und das machte es schlimmer. Das Lachen war nicht mehr Ausdruck von irgendwas. Es war eine Tarnkappe. Es bedeutete: „Guck, ich bin noch funktional, ich kann noch Geräusche machen, wenn ihr in die Luft redet.“ Und das Biest hatte sich entschieden, diese Tarnkappe für mich zu bedienen. Wie ein Betreuer, der dir hilft, deine Sozialmaske aufzusetzen, damit du nicht sofort in den Sonderbereich kommst.

An einem dieser Abende saß auch wieder Liane am Tresen. Sie rauchte, trank, starrte auf einen Punkt, den nur sie sehen konnte. Der Barkeeper machte irgendeinen Kommentar über Beziehungen, die so lange halten wie ein Bier im Sommer. Einer von den Sprüchen, die er mag, weil sie gleichzeitig traurig und witzig sind. Liane lächelte, dieses schmale, ungläubige Lächeln, bei dem nur ein Mundwinkel hochgeht. Kein Ton, nur Gesicht.

In meinem Kopf lachte einer. Laut. Kurz. Und ich merkte, dass ich den Mund gar nicht bewegt hatte. Ich sah zum Púca – er war es. Er lachte genau so, wie ich lachen würde, wenn ich noch die Energie hätte, über Beziehungen Witze zu machen, nach allem, was ich hinter mir hatte.

„Hör auf, meine Reaktionen zu klauen“, zischte ich.

„Ich klaue sie nicht“, sagte er. „Ich archiviere sie. Du hast sie liegen lassen. Ich benutze sie nur, damit die Szene stimmt.“

„Wieso sollte die Szene stimmen?“

„Weil ich ein Regisseur bin“, meinte er. „Ich habe mir Mühe gegeben, dich genau hier hinzubringen. In diese Bar, in diesen Zustand, in diese Schulden, in diesen Körper. Du glaubst doch nicht ernsthaft, ich lass dich einfach nur still rumsitzen? Das Publikum will was sehen.“

„Es gibt kein Publikum“, sagte ich. „Nur ein paar halb tote Typen mit ihren Gläsern.“

„Du hast keine Ahnung, wer alles zuguckt“, flüsterte er. „Der Barkeeper, die Stadt, deine Organe, die Rechnungen, der Typ mit den Pferdeaugen. Und ich. Ich will eine gute Show.“

Eine gute Show. Mit einem Hauptdarsteller, der sein eigenes Lachen nicht mehr erkennt. Ich fragte mich, ob das der Punkt war, an dem andere zusammenklappen. Leute, die plötzlich irgendwo stehen, im Büro, in der Bahn, in der Küche, und merken: Jede Geste, die ich mache, ist auswendig gelernt, und ich hab vergessen, wer der Lehrer war.

„Vielleicht sollte ich einfach aufhören zu lachen“, sagte ich später, in der Wohnung, als der Rauch in der Küche schwer hing und die Uhr zu laut tickte.

Der Púca saß auf dem Kühlschrank, die Beine baumelnd. „Das sagen sie alle“, meinte er. „‚Ich lach einfach nicht mehr, dann merkt keiner, wie kaputt ich bin.‘ Weißt du, was dann passiert? Du fällst schneller auf. Die Leute sagen: ‚Der ist komisch geworden. Früher hat er noch gelacht.‘ Und zack – bist du nicht mehr einer von vielen Kneipenvögeln, sondern der Freak, der still sitzt.“

„Vielleicht will ich der Freak sein“, murmelte ich.

„Nein“, sagte er ruhig. „Du willst in Ruhe kaputtgehen. Dafür brauchst du Deckung. Ich geb sie dir. Lachen ist Tarnung. Und ich bin dein Tarnnetz.“

Ich hätte ihn am liebsten aus dem Fenster geworfen, diesen dünnen, zähen, grinsenden Bastard. Aber er war nicht aus Fleisch, er war aus Gewohnheit. Aus Jahren, in denen ich mein eigenes Verhalten gegen mein besseres Wissen geübt hatte. Er war die Summe meiner schlechten Entscheidungen mit Sinn für Timing.

In den Tagen danach achtete ich auf jedes Lachen, das mir rausrutschte. In der Halle, in der Bar, im Laden, beim Späti, wenn der Kassierer irgendeinen halbwitzigen Spruch über Preise machte. Ich merkte, wie oft ich nur noch Geräusche produzierte, weil es erwartet wurde. Mein Körper war ein Automat: wirf soziale Situation ein, krieg Reaktion raus. Und der Púca stand daneben, kontrollierte die Mechanik.

„Du wirst verschwinden“, sagte ich irgendwann zu ihm, als ich halb betrunken im Bett lag, die Decke über mir wie ein dünner Schild gegen alles. „Am Ende lachst nur noch du. Und keiner merkt, dass ich schon nicht mehr da bin.“

Er krabbelte über die Decke, setzte sich auf meine Brust, leicht wie eine falsche Erinnerung. „Das ist der Plan“, flüsterte er. „Wenn das Biest dein Lachen nachmacht, merkt keiner, dass du leiser wirst. Du kannst dich langsam verabschieden, während alle denken, du wärst immer noch im Raum.“

„Und was hab ich davon?“ fragte ich.

„Du musst dich nicht mit dem Moment beschäftigen, in dem du aufhörst, echt zu sein“, sagte er. „Der ist längst vorbei. Ich zieh den Rest glatt.“

Ich dachte an all die Abende, an denen ich gelacht hatte, obwohl nichts witzig war. An die Momente, in denen ich hätte heulen, schreien oder einfach nur gehen müssen, aber stattdessen grinste. An die Situationen, in denen ich mein eigenes Lachen als Waffe gegen meine Angst benutzt hatte. Vielleicht war es logisch, dass es am Ende jemand anderes benutzt.

Bevor ich einschlief, hörte ich noch einmal dieses Geräusch – irgendwo zwischen meinem Kopf und meinem Brustkorb. Mein Lachen. Sein Lachen. Ein und dasselbe. Und ich wusste, dass es Leute geben würde, die später sagen: „Der hat bis zum Schluss gelacht.“ Und keiner würde mitbekommen haben, dass es da längst einer war, der nur noch meine Konserve abgespielt hat.

Es gibt Abende, an denen du merkst, dass dein Gesicht schneller reagiert als dein Kopf. Das ist der Moment, in dem du begreifst: Irgendwas in dir hat die Kontrolle übernommen, während du damit beschäftigt warst, dich nicht umzubringen. Lachen, Stirnrunzeln, Schulterzucken – alles läuft von selbst. Du bist nur noch der Typ, der drunter sitzt und zuguckt.

Ich beschloss – aus einer Laune heraus, die man fast „Stolz“ nennen könnte – das Ganze zu testen. Ein Experiment. Wenn ich schon eine Marionette war, wollte ich wenigstens sehen, wie fest die Fäden sitzen.

Es war ein später Abend, die Bar halb voll, halb tot, wie immer. Der Fernseher lief ohne Ton, ein Fußballspiel, bei dem niemand wirklich wusste, wer gegen wen spielte. Hauptsache Bewegung. Am Automaten blinkten die Lichter, als hätten sie eine eigene Religion. Der Barkeeper polierte Gläser, die schon sauber waren, nur damit seine Hände was zu tun hatten.

Ich saß auf meinem Hocker, der Púca auf der Rückenlehne, Liane ein paar Plätze weiter, mit einer Zigarette, die mehr an ihr hing als sie an ihr Leben. Der Mann mit den Pferdeaugen war da, natürlich, irgendwo in seiner Ecke, als Fußnote mit Puls.

„Heute lachst du nicht“, sagte ich innerlich, als würde ich mir eine Diät verordnen. „Gar nicht. Egal, was passiert. Kein ‚Ha‘, kein Grinsen, nichts.“

Der Púca hörte es, klar. Er war der Erste, der es hörte. Er grinste, legte den Kopf schief. „Oh“, sagte er leise. „Ein Vorsatz. Wie mutig. Wie süß.“

„Halt die Fresse“, murmelte ich.

Der Barkeeper erzählte irgendeine Story. Es ging um einen Stammgast, der sich mal in der Bar gestritten hatte und dann rückwärts aus Versehen gegen die Jukebox gefallen war. Alte Geschichte, ich hatte sie schon dreimal gehört. Normalerweise hätte ich an der Stelle gelacht, an der der Typ angeblich „Highway to Hell“ ausgelöst hatte, während er schwor, nüchtern zu sein.

Diesmal blieb ich still. Ich biss die Zähne zusammen, konzentrierte mich auf das Glas in meiner Hand, als müsste ich eine Operation durchführen. Kein Ton. Nur gucken.

Und dann passierte etwas, das mich gleichzeitig wütend und müde machte: Es lachte trotzdem. Nicht mein Mund, nicht meine Kehle. In meinem Kopf. In meinen Ohren. Neben mir.

Der Púca lachte so perfekt, dass ich einen Moment dachte, ich hätte es doch laut getan. Gleiches Timing, gleiche Stelle, gleiche Betonung. Der Barkeeper verzog den Mund zu einem halben Grinsen – nicht wegen des Witzes, sondern weil er mein „Lachen“ registriert hatte. Für ihn war das Geräusch aus der gewohnten Ecke gekommen. Es passte in sein Muster. Der Hocker lacht hier, wenn ich das sage. Also lacht er.

Ich hatte nichts getan.

„Siehst du?“ flüsterte der Kobold. „Die brauchen deine Absicht gar nicht mehr. Die brauchen nur noch deine Anwesenheit. Den Rest mach ich.“

„Du bist nicht echt“, sagte ich durch die Zähne.

„Für die schon“, sagte er. „Du glaubst doch nicht, die unterscheiden, woher das Geräusch kommt. Die hören Lachen, ordnen es dir zu. Fertig. So einfach ist Welt.“

Liane sah kurz herüber, dieses schräge, prüfende Gucken. „Was ist mit dir?“ fragte sie. „Du klingst anders.“

„Ich hab gar nichts gesagt“, erwiderte ich.

„Genau“, meinte sie. „Das ist es ja.“

Sie starrte mich einen Moment zu lang an. Es war, als würde sie versuchen, durch meine Augen in das Zimmer dahinter zu sehen. Da, wo er auf dem Stuhl saß, die Füße auf meinem Hirn. Ich fragte mich, ob sie in ihrer eigenen Version von Hölle auch so ein Ding hatte, das ihre Reaktionen bediente, während sie innerlich schon längst mit dem Publikum abgeschlossen hatte.

„Wenn du willst, kann ich auch für sie mitlachen“, flüsterte der Púca. „Dann fühlt ihr euch noch mehr wie Team.“

„Fass sie nicht an“, fauchte ich.

„Ich fass nichts an“, entgegnete er. „Ich benutze nur Geräusche.“

Der Abend zog sich. Einer der üblichen Vollidioten startete sein Standardprogramm. Zu laut, zu betrunken, zu stolz auf seine eigene Zerstörung. Er machte Sprüche über Frauen, über die Regierung, über Fußball, nichts davon originell, alles davon in der gleichen Stimme, in der Leute rufen: „Ist doch nur Spaß.“

Normalerweise hätte ich an zwei, drei Stellen ein trockenes, kurzes Lachen produziert, um zu signalisieren: Ich hab dich gehört, mach weiter, ich beteilige mich an diesem traurigen Theater. Diesmal schwieg ich. Komplett. Ich konzentrierte mich darauf, zu atmen, das Glas festzuhalten, drin zu bleiben. Der Idiot redete und redete, wartete auf Reaktionen.

Der Púca sprang irgendwann rein. Lachte genau an der Stelle, an der einer der Sprüche landete. Und das Schlimmste: Der Typ sah nicht ihn an. Er sah mich an. „Siehste, der versteht mich“, sagte er und deutete auf mich, als wäre ich sein Zeuge. Als wäre ich Teil seiner Scheißwelt.

In mir war eine Leere, die sich anfühlte wie Wut, nur langsamer. Ich hatte nicht gelacht, aber ich war der, der als Lachender wahrgenommen wurde. Mein Körper war nur noch ein Lautsprecher, der falsche Signale sendete.

„Warum tust du das?“ fragte ich später, als wir draußen vor der Tür standen, ich mit Kippe, er mit diesem Grinsen, das ich inzwischen in jedem Schatten erkannte.

„Weil dir die Energie fehlt“, sagte er. „Ich hab dich gesehen, wie du da saßt. Komplett fertig. Du hättest nichts mehr gebracht. Kein Lachen, keine Reaktion, nur dieses stumpfe Starren. So kriegt man Probleme. Die Leute fangen an, Fragen zu stellen. ‚Alles okay bei dir?‘ – willst du das?“

Ich schnaubte. „Die Fragen stellt doch eh keiner ernsthaft“, sagte ich.

„Noch“, meinte er. „Noch glauben sie, du wärst einer von ihnen. Ein bisschen runtergerockt, ein bisschen müde, aber kompatibel. Ohne mich würdest du herzlos wirken. Und nichts hasst der Mensch mehr als einen, der nicht mitlacht.“

„Ich will nicht mehr kompatibel sein“, sagte ich. „Vielleicht ist das der Unterschied zwischen mir und dir.“

Er lachte kurz, dieses abgehackte Geräusch, das inzwischen mein Markenzeichen war. „Du willst vieles“, sagte er. „Du willst aufhören, du willst anfangen, du willst raus, du willst bleiben. Am Ende willst du nur eins: nicht auffallen, während du untergehst. Und dafür braucht es Geräusche.“

In der Nacht, zu Hause, lag ich wach, die Decke über dem Kopf, rauchend aus dem Fenster wie einer, der seine eigene Zelle belüftet. Ich dachte darüber nach, wie wenig von mir noch wirklich mir gehörte. Der Körper war halb im Besitz von Ärzten, die ich nie sah, halb im Besitz von Zigaretten, Alkohol, Stress. Der Kopf war ein Büro, in dem der Kobold Schichten schob. Und das Lachen – früher so etwas wie der letzte Beweis, dass irgendwas in einem noch reagiert – war nur noch Dekoration in seinem Bühnenbild.

Ich erinnerte mich an einen Abend vor vielen Jahren, als ich wirklich gelacht hatte. So richtig. Tränen, Bauch, Luftnot. Irgendeine beschissene Situation, irgendeine dumme Szene, in der die Absurdität so groß war, dass nur noch Lachen übrig blieb. Damals war kein Púca in Sicht gewesen. Oder er war so weit hinten, dass ich ihn nicht sehen konnte. Das Lachen kam aus mir, nicht als Schutz, nicht als Tarnung, sondern weil mein Nervensystem kurz überfordert war.

„Du wirst sentimental“, bemerkte der Púca, der sich auf der Rückenlehne des Bettes zusammengekauert hatte.

„Ich erinnere mich nur“, sagte ich. „An eine Zeit, in der du nicht der Toningenieur warst.“

„Du brauchst mich jetzt mehr“, sagte er. „Früher konntest du dir leisten, echt zu sein. Da hattest du Reserven. Heute brauchst du Tricks. Ich bin dein Trick.“

„Du bist mein Untergang“, sagte ich.

„Es ist selten, dass beides so gut zusammenpasst“, meinte er.

Ich dachte daran, wie es sein würde, wenn es irgendwann wirklich vorbei ist. Wenn das Herz sich entscheidet, dass es kein Bock mehr auf rhythmische Kompromisse hat. Wenn die Lunge dicht macht. Wenn irgendeine Vene reißt, irgendein Organ sagt: „Genug.“ Was würden sie dann sagen, die anderen?

„Er hat immer gelacht“, würden welche sagen. „Selbst zum Schluss noch. Hatte immer ’nen Spruch. War nie so richtig am Ende.“
„Sah nicht aus wie einer, der aufgibt“, würde der Typ mit der Mappe sagen.
„Der hat sich weggelacht“, würde der Barkeeper vielleicht denken, während er ein Glas abtrocknet, in dem ich nicht mehr vorkomme.

Keiner würde wissen, dass da ein Biest gesessen hat, das mein Lachen nachgemacht hat, damit keiner merkt, wie leise es in mir geworden war. Dass da einer war, der auf „Ha“ gedrückt hat, während ich innerlich schon auf „Aus“ stand.

Und das, dachte ich, ist vielleicht das Schmutzigste an der ganzen Nummer: Dass ich es ihm durchgehen ließ. Aus Bequemlichkeit, aus Müdigkeit, aus Angst vor Fragen. Ich ließ zu, dass er die Geräusche verwaltete, damit ich nicht erklären musste, warum ich keinen Ton mehr rauskrieg.

„Also“, sagte er, als ich kurz vor dem Wegnicken war, die Zigarette im Glas ausdrückte und das Zimmer nach einem Mix aus Asche und billigem Reiniger roch, „wie machen wir’s? Soll ich weiter lachen für uns, oder willst du ernst werden? Richtig ernst. Ohne Maske. Ohne Geräusch.“

Ich dachte an die Bar, an die Arbeit, an den Hinterhof, an Liane mit ihren vierblättrigen Narben, an den Mann mit den Pferdeaugen, der Verträge sammelte wie andere Leute Bierdeckel. Ich dachte daran, wie es sich anfühlt, wenn alle plötzlich merken, dass du nicht mehr mitspielst.

„Lach weiter“, sagte ich. „Aber mach’s leiser.“

Er grinste. „Deal“, sagte er. „Leises Lachen. Perfekt für jemanden, der langsam aus dem Bild rutscht.“

Und so gingen wir in die nächsten Nächte: er mit meinem Lachen im Gepäck, ich mit dem Wissen, dass ich schon halb verschwunden war. Wenn das Biest dein Lachen nachmacht, kannst du noch eine Weile anwesend wirken, während du dich längst abseilst. Und keiner merkt es, bis du irgendwann nicht mehr an deinem Hocker sitzt.

Dann fragen sie sich vielleicht, warum es in der Bar ein bisschen stiller geworden ist.

Die Stadt wird kleiner, die Schatten werden länger

Irgendwann merkst du, dass die Stadt nicht mehr so groß ist wie früher. Nicht, weil Häuser verschwinden oder Straßen abgerissen werden. Auf dem Plan sieht alles gleich aus. Die Busse fahren noch, die Bahnen auch, die Ampeln schalten, wie sie es immer getan haben. Aber deine Wege werden kürzer. Dein Radius schrumpft, leise, bis die ganze Stadt nur noch aus ein paar Punkten besteht, die du im Halbschlaf findest: Wohnung, Arbeit, Bar, Späti, Hinterhof. Der Rest ist Kulisse, die an dir vorbeizieht, wenn du dich verläufst – was selten geworden ist, weil du dich gar nicht mehr traust, woanders langzugehen.

Früher war ich durch die Straßen gelaufen, als wären sie Möglichkeiten. Kreuzung hier, Park da, fremde Kneipen, in die man „nur mal guckt“, andere Bezirke, in denen man so tut, als würde man vielleicht mal neu anfangen. Heute gibt es nur noch die Strecke zur Halle und den Weg zur Bar. Dazwischen ein paar neutralgraue Meter, die einfach nur überbrückt werden müssen. Häuser, Namen von Läden, Gesichter in Fenstern – alles Rauschen. Ich kenne die Schlaglöcher besser als die Menschen, die hier leben.

Der Púca liebt das. „Siehst du das?“ sagt er, wenn wir auf dem immer gleichen Weg zur Arbeit laufen. „Das ist effiziente Verkleinerung. Du brauchst keine große Stadt. Du brauchst einen Korridor.“ Er läuft neben mir her, Hände in den Taschen, als wäre er ein Freund, der mich zur Schule begleitet. „Früher war alles eine Landkarte in deinem Kopf“, sagt er. „Jetzt ist es ein Flur. Am Ende des Flurs ist die Bar. Am anderen Ende die Halle. In der Mitte dein Bett. Herzlichen Glückwunsch, du hast aus einem Labyrinth einen Warteraum gemacht.“

Die Stadt wehrt sich nicht. Sie lässt sich zusammenfalten, ohne Geräusch. Die Straßen, die ich früher kannte, verschwinden einfach aus meinem inneren Verzeichnis. Da war mal eine Ecke

mit einem Laden, in dem ich Platten gekauft habe. Da war eine Brücke, unter der wir damals gesoffen haben, als wir noch dachten, wir wären unsterblich. Heute könnte ich den Weg dahin nicht mehr beschreiben, selbst wenn ich wollte. Sie existieren noch, klar. Aber nicht mehr für mich. Sie sind aus meinem System rausgeflogen wie alte Telefonnummern.

Auf dem Weg zur Arbeit komme ich an denselben drei Läden vorbei: einem Bäcker, der immer so riecht, als würde er Brot verbrennen; einem Friseursalon, in dem Leute sitzen, die so tun, als könnte eine neue Frisur einen neuen Abschnitt markieren; und einem Handyshop, in dem sie auf Raten Verträge verkaufen, die Menschen fesseln, die schon genug Ketten haben. Ich kenne die Gesichter in diesen Schaufenstern. Sie kennen meins nicht. Ich bin nur der Typ, der immer im gleichen Tempo vorbeilatscht, rauchend, den Blick knapp überm Boden.

„Die Stadt war früher eine Bühne“, sagt der Púca, während wir an einer Kreuzung warten, deren Ampel mehr Geduld verlangt, als ich morgens habe. „Du hattest Seitenstraßen, Überraschungen, kleine Auftritte an Orten, an denen du nie wieder warst. Jetzt ist sie eine Kulisse mit drei nutzbaren Türen. Eine für Arbeit, eine für Alkohol, eine für Schlaf.“ Er grinst. „Das spart Energie. Du würdest dich eh verlaufen, wenn du mehr ausprobieren würdest. Dein Kopf ist nicht mehr für Exploration gebaut. Nur noch für Wiederholung.“

Mir fällt auf, wie selten ich noch in andere Teile der Stadt komme. Früher sind wir „in die Stadt“ gefahren – als wäre das ein eigener Planet. Heute ist „in die Stadt“ die Strecke, auf der ich meinen Körper von A nach B schleppe, um irgendwo eine Schicht abzuarbeiten oder mich hinzusetzen, bis ich genug drin habe. Ich könnte mit der Bahn an den Fluss fahren, ans Wasser, in irgendein Viertel, in dem Cafés stehen, die für Menschen gemacht sind, die tagsüber lachen. Ich tue es nicht. Der Gedanke fühlt sich an wie ein Marathon, für den ich nur Flip-Flops habe.

Die Schatten werden länger, nicht nur abends. Sie wachsen in meinem Kopf, mitten am Tag. Selbst wenn die Sonne irgendwie versucht, durch die Wolken zu drücken, fühlt es sich an, als würde alles schräger, spitzer werden. Häuser werfen Schatten in Gassen, in denen ich früher gestanden habe, als wäre noch alles offen. Heute denke ich nur: Da drinnen liegt Müll, Glas, Restleben. Der Hinterhof ist überall, wenn du lange genug drinsteckst. Die Stadt hat tausend Hinterhöfe. Ich habe nur einen, aber der reicht, um alles andere in diese Form zu pressen.

Manchmal sehe ich Touristen. Die erkennen an den Rucksäcken, an den Kameras, an diesem Blick, der alles aufsaugt, weil es neu ist. Sie zeigen auf Gebäude, reden über Architektur, Geschichte, Instagram. Ich laufe an ihnen vorbei, als wäre ich ein Geist. Für sie ist jede Ecke eine Gelegenheit. Für mich ist jede Ecke ein potentieller Umweg, der mir eine Zigarette länger kostet. Ich bemerke, wie mein Blick nicht mehr hochgeht. Keine Fenster, keine Dächer, kein Himmel. Alles, was über Augenhöhe liegt, ist Luxus.

„Das ist Fortschritt“, sagt der Púca, wenn ich mal wieder denselben Weg nehme, ohne nachzudenken. „Dein Leben ist jetzt so klein, dass du es fast im Griff hättest. Wenn du nicht so damit beschäftigt wärst, es zu ruinieren.“ Er hat Recht. In einem Irrgarten kannst du dich verlaufen, woanders rauskommen, neue Ecken finden. In einem Gang kannst du nur vor und zurück. Vor ist die Bar. Zurück ist die Wohnung. Dazwischen bist du.

Abends, wenn ich nach der Schicht in die Bar gehe, sieht die Stadt noch kleiner aus. Die Geschäfte haben zu, Rollläden runter, Lichter aus. Die Straßenlaternen ziehen gelbe Inseln auf den Asphalt, dazwischen Löcher. Der Weg von der Haltestelle zur Tür ist so vertraut, dass ich

ihn im Dunkeln gehen könnte. Ich kenne jeden Bordstein, jede Stolperkante. Die Schatten ziehen sich lang an den Hauswänden runter, als wollten sie sich zu mir legen. Die Stadt atmet flach. Ich auch.

„Denkst du noch manchmal an andere Städte?“ fragt der Kobold, als wir an einer Haltestelle vorbeikommen, an der ich früher in der Anzeige gelesen habe, welche anderen Orte es gibt.

„Früher“, sage ich. „Heute reicht es, dass die Bar noch da ist. Alles andere ist Deko.“

„Gut“, sagt er. „Deko braucht man nur, wenn man jemanden beeindrucken will. Du willst niemanden mehr beeindrucken. Du willst nur noch irgendwo sitzen, wo sie deinen Namen kennen und dein Glas nicht leer bleibt.“

Die Stadt wird kleiner, weil ich sie kleiner lasse. Weil ich aufgehört habe, irgendwo anders hinzugehen als zu den Orten, an denen mein Untergang Routine hat. Und mit jedem Tag, an dem ich dieselben Schritte mache, werden die Schatten länger. Nicht, weil die Sonne tiefer steht. Sondern weil ich immer weniger Flächen habe, auf die überhaupt noch Licht fallen könnte.

Wenn die Stadt kleiner wird, werden die Wege gefährlicher. Nicht wegen Kriminalität oder so. Eher, weil du irgendwann merkst: Es gibt immer weniger Orte, an die du ohne Ausrede gehen kannst. Du fällst auf, wenn du irgendwo bist, wo du nicht „hingehörst“. Nicht, weil andere es so sehen – weil du es selbst so fühlst. Du läufst durch deine eigene Stadt wie ein illegal abgestelltes Auto.

Es gab diesen einen Tag, an dem ich aus Versehen aus meinem Korridor gefallen bin. Nur ein kleiner Fehler. Ich hatte den falschen Bus genommen. Das passiert, wenn du müde bist, wenn du auf den Fahrplan starrst und die Zahlen anfangen zu schwimmen. Früher wäre das egal gewesen. Falscher Bus? Dann steigst du eine Station später aus, guckst dich um, probierst ein neues Viertel aus. Heute ist ein falscher Bus wie ein Einbruch in eine fremde Wohnung.

Ich merkte es erst, als ich ausstieg. Die Haltestelle war nicht die, die ich kannte. Kein vertrauter Kiosk, keine Ecke mit dem Zigarettenautomaten, der ab und zu spinnt, keine graue Wand mit der Graffiti-Schlaufe, die ich seit Jahren im Augenwinkel hatte. Stattdessen: andere Häuser, andere Fassaden, sauberer, irgendwie glattgebügelt. Ein Café mit großen Fenstern, in denen Menschen mit hellen Gesichtern an Tischen saßen, über irgendwas mit Laptops und Schaumkaffee gebeugt.

Ich stand da mit meiner Jacke, die nach Rauch roch, und einem Kopf, der sich anfühlte wie ein zu oft benutzter Aschenbecher. Der Bus fuhr weiter. Ich blieb stehen, als hätte mir jemand den Boden unter den Sohlen gekürzt.

„Na sieh einer an“, sagte der Púca neben mir, der auf das Café starrte, als wäre es ein Zoo. „Du bist im anderen Territorium. Tagmenschen-Land.“

Ich hätte einfach warten können, auf den nächsten Bus, zurück in meinen Korridor. Stattdessen ging ich ein paar Schritte. Vielleicht aus Trotz. Vielleicht aus Neugier, die noch nicht ganz abgestorben war. Die Straße war breiter, die Gehwege sauber, die Schaufenster glänzender. Ein Bioladen, ein Buchgeschäft, eine Bäckerei, in der die Brötchen aussahen, als hätten sie ein Instagram-Profil.

Die Menschen, die mir entgegenkamen, sahen anders aus. Sie hatten diese Gesichter, die nicht ständig rechnen mussten. Keine abgestandene Müdigkeit in den Augen, eher ein Grundrauschen aus genervt, aber funktional. Köpfe voller Termine statt voller Rechnungen. Manche joggten. Joggen. Mit Funktionsjacken und Kopfhörern, als wäre Bewegung ein Hobby und keine Strafe.

Ich fühlte mich, als hätte ich die falsche Uniform an.

„Du fällst auf", sagte der Púca. „Nicht, weil du schlimm aussiehst. Weil du aussiehst wie jemand, der nichts mehr hier erledigen will."

Ich blieb vor einem Schaufenster stehen. Eine Buchhandlung. Drinnen: Regale, warmes Licht, Leute, die blätterten. Ich sah mein Spiegelbild in der Scheibe. Augenringe, fahle Haut, ein Mund, der schon im Ruhezustand nach Zigarette aussah. Hinter meinem Kopf die bunten Buchcover, Titel mit „Neuanfang", „Selbstliebe", „Du kannst alles schaffen", diese ganze gedruckte Motivationsfolter.

„Weißt du noch", fragte der Púca, „als du mal in sowas reingegangen bist und gedacht hast: Vielleicht findest du hier ein Buch, das dir erklärt, wie man's besser macht?"

„Ja", sagte ich. „Und ich bin mit 'nem Roman raus, in dem alle noch kaputter waren als ich."

„Stabile Entscheidung", meinte er.

Ich sah den Leuten zu. Wie sie Bücher in die Hand nahmen, lasen, zurückstellten. Wie sie aussahen, als würden sie tatsächlich glauben, sie könnten ihr Leben ändern, indem sie ein Kapitel weiterblättern. Ich dachte an unser Buch. An „Púca – Das Biest, das dein Glück frisst". Stell dir vor, das würde irgendwo da drin liegen. Zwischen Ratgeber und Romanen. Jemand nimmt es in die Hand, liest ein paar Seiten, und denkt: „Nee, das ist mir zu nah."

„Du passt hier nicht rein", sagte der Púca, ohne Gemeinheit in der Stimme. Nur als Feststellung. „Die sind noch in der Phase, in der sie denken, die Stadt gehört ihnen. Für dich ist sie nur noch Durchgangszone."

Ich ging weiter. Vorbei an einem Park. Bäume, Bänke, Kinder mit bunten Jacken, die irgendein Spiel spielten, dessen Regeln nur sie kannten. Ein Hund rannte einem Ball hinterher, bellte, kam zurück, glücklich, dass jemand ihn geworfen hatte. Eine Frau lachte laut, echtes Lachen, weil das Kind irgendwas Verrücktes gesagt hatte. Nicht dieses ironische, verdrehte Kneipenlachen. Ein klares, helles Geräusch.

Ich blieb stehen. Es traf mich seltsam. Nicht, weil ich neidisch war. Eher, weil ich mich erinnerte, dass auch ich irgendwann mal in einem Park gesessen hatte, mit einer Flasche billigem Bier und der Idee, dass noch alles möglich wäre. Dass diese Stadt mir irgendwas schuldet, irgendeine Chance, irgendeine Bühne.

„Das war ein anderer", sagte der Kobold, der sich auf das Geländer einer kleinen Brücke gesetzt hatte. „Nicht du. Der hatte andere Organe. Eine andere Lunge. Ein anderes Herz. Andere Dummheiten. Du bist die Nachmieterversion."

„Scheiß drauf", murmelte ich. „Komm, wir fahren zurück."

Ich ging zur nächsten Haltestelle. Die Anzeige zeigte: Sieben Minuten. Ich zündete mir eine Zigarette an, obwohl ein Schild daneben stand: Rauchen verboten. Es war mir egal. Ich stand da, ein Einzelgänger zwischen Leute, die nach Arbeitstag aussahen, nicht nach Lebensrest. Anzugträger, Rucksackmenschen, eine Frau mit Yogamatte, ein Typ mit Kopfhörern, der mit dem Fuß den Rhythmus klopfte.

„Die Stadt ist nicht kleiner geworden“, sagte der Kobold, der an der Haltestellenstange hing, kopfüber, die Hände in den Taschen. „Du bist es. Du bist geschrumpft. Deine Welt ist jetzt ein Zollstock. Früher war sie ein Stadtplan.“

Ich blies Rauch aus, sah ihm zu, wie er in der Luft verging. „Vielleicht ist eine kleine Welt einfacher“, sagte ich. „Weniger Ecken, an denen du scheiterst.“

„Vielleicht“, sagte er. „Aber sie gibt dir auch keine Ausrede mehr. Früher konntest du sagen: ‚Vielleicht wäre es anders gewesen, wenn ich in einem anderen Viertel gelandet wäre, in einer anderen Stadt, einem anderen Land.‘ Heute sagst du nur noch: ‚Vielleicht wäre es anders, wenn ich eine andere Bar hätte.‘ Das ist keine große Lüge mehr. Das ist nur noch eine kleine.“

Der Bus kam. Ich stieg ein, setzte mich nah an die Tür. Die Stadt zog an mir vorbei, eine Reihe aus Möglichkeiten, die nicht mehr zu meinem Sortiment gehörten. Neue Bars, in die ich nie gehen würde, weil meine Bar schon mehr von mir hatte, als mir lieb war. Läden, in denen ich nichts zu suchen hatte. Wohnungen, in denen andere Leute abends auf der Couch sitzen und sich über Dinge aufregen, für die ich keinen Speicherplatz mehr habe.

Als ich in meinem Viertel wieder ausstieg, fühlte ich mich fast erleichtert. Die Straßen waren schmutziger, ja. Die Leute abgekämpfter. Die Häuser grauer. Aber es war wenigstens der Dreck, den ich kannte.

„Zu Hause“, sagte der Púca, als wir an der Ecke zur Bar vorbeikamen. „Im Biotop.“

„Es ist armselig, wenn der eigene Biotop aus einem Hinterhof, einer Lagerhalle und einer Theke besteht“, sagte ich.

„Es ist ehrlich“, meinte er. „Armselig wird es erst, wenn du so tust, als wäre es mehr.“

Die Schatten wurden länger, während wir weitergingen. Die Sonne, falls sie überhaupt da gewesen war, verschwand irgendwo hinter den Häusern. Die Laternen sprangen an, eine nach der anderen. Aus Fenstern quoll Fernseherlicht, blaustichige Rechtecke. Die Stadt zog sich ihren Nachtmantel an, und ich schlüpfte wieder in meine Rolle. Hocker, Glas, Zigaretten. Gerede, das zu nichts führt. Blicke, die nichts mehr überraschen.

Auf dem Weg zur Bar sah ich, wie eine alte Kneipe zu war. Dauerhaft. Rollladen runter, Zettel im Fenster: „Geschlossen. Wir danken für die jahrelange Treue.“ Ich blieb kurz stehen. Früher war ich da auch mal drin gewesen. Andere Zeit, andere Leute, anderer Rausch. Jetzt war da nur noch ein dunkles Loch.

„Noch eine Bühne weniger“, sagte der Púca. „Deine Stadt leert sich langsam.“

„Vielleicht hat der Besitzer rechtzeitig aufgehört“, sagte ich.

„Vielleicht ist er tot“, antwortete der Kobold. „In beiden Fällen bist du nicht eingeladen gewesen.“

Ich ging weiter. Die Stadt schrumpfte mit jedem geschlossenen Laden, jeder zugemauerten Tür, jeder Bar, die irgendwann aufgab. Die Punkte auf meiner Karte wurden weniger. Aber mein Weg blieb derselbe. Wohnung – Bar – Wohnung – Arbeit – Bar – Wohnung. Wie ein schlechtes Brettspiel, bei dem du immer nur zwischen drei Feldern hin- und herrutschst.

„Weißt du, was übrig bleibt, wenn die Stadt zu Ende geschrumpft ist?“ fragte ich, als ich schon die Tür zur Bar in der Hand hatte.

„Ja“, sagte der Púca, der im Türrahmen hing wie ein Schatten, der seinen Platz verteidigt. „Ein Hocker. Ein Glas. Ein Körper. Und ich.“

Und ich wusste: Wenn die Stadt klein genug geworden ist, bist du nicht mehr in ihr. Du bist in ihm. Und seine Schatten sind länger als jede Straße.

Es gibt Nächte, in denen die Stadt so still ist, dass du glaubst, du wärst der Letzte, der noch drin rumläuft. Kein Auto, kein Gebrüll, keine Sirene. Nur deine Schritte, das Feuerzeugklicken und das Geräusch, wenn deine Lunge versucht, Luft aus Beton zu ziehen. Genau solche Nächte sind gefährlich. Nicht, weil dir irgendwer was antut – dafür ist hier keiner ambitioniert genug –, sondern weil du plötzlich Zeit hast, was zu merken.

Ich kam spät aus der Bar. Später als sonst, und „sonst“ ist schon spät. Der Barkeeper hatte mich irgendwann freundlich rausgekehrt, nicht wörtlich, aber mit so Sätzen wie „Mach langsam, ich muss um sieben wieder hier sein“ und „Der Schnaps bringt den Strom nicht von alleine rein“. Ich stand vor der Tür, der Rauch hing schwer unter der Markise, die Neonreklame war aus. Nur noch die Straßenlaternen und ein Automat in der Nähe blinkten, als hätten sie vergessen, dass Feierabend ist.

Die Straße war leergefegt. Kein Wind, nur dieser abgestandene Geruch von altem Bier, kaltem Fett und Regen, der vor zwei Tagen gefallen war und immer noch überall klebte. Die Schatten von den Laternen zogen lange Streifen über den Asphalt, als würde die Straße sich strecken und gähnen. Meine eigene Silhouette war langgezogen, dünner, als ich wirklich war. Eine bessere Version von mir. Einer, der weniger wiegt.

„Siehst du das?“ fragte der Púca, der neben mir auf dem Bordstein lief, als würde er an einer unsichtbaren Leine ziehen. „Tagsüber ist die Stadt größer als du. Nachts werden die Schatten länger. Da seid ihr endlich auf Augenhöhe.“

Ich ging los, den Weg nach Hause, den ich im Schlaf konnte. Links runter, zwei Ecken, am Kiosk vorbei, der schon seit Stunden dicht war, Rollgitter unten, Graffiti drauf. Eine davon kannte ich seit Jahren: ein riesiges Auge mit Pupille. Es sah mich jedes Mal an, wenn ich vorbei lief. Früher hat mich das genervt. Heute war es eine der wenigen Konstanten.

„Du läufst wie einer, der denkt, der Boden könnte ihm unter den Füßen kündigen“, meinte der Kobold.

„Ich lauf wie einer, der schon zu oft gefallen ist“, sagte ich.

An der Kreuzung zur Hauptstraße blieb ich stehen. Normalerweise bog ich automatisch rechts ab. Heute war es, als würden die Schatten mich kurz festhalten. Ich sah nach links. Da ging die Straße weiter, in einen Teil, den ich kannte und trotzdem seit Jahren gemieden hatte. Früher hing da irgendwo eine andere Kneipe, eine andere Bude, ein anderer Abschnitt von dem großen Irrtum, den man „Szene“ nennt. Jetzt war da nur Dunkelheit und die Ahnung von Schaufenstern.

„Da lang“, sagte der Púca leise. „Nur mal gucken.“

„Wozu?“

„Weil du ansonsten nur noch denselben Film guckst“, meinte er. „Ich will Bonusmaterial.“

Ich ging nach links. Ein paar Schritte nur, dann mehr. Die Häuser waren gleich, und doch fühlten sie sich fremd an. Wie ein Traum, in dem du in deiner Wohnung stehst, aber alle Möbel an der falschen Stelle sind. Ein Späti, der längst zu war. Ein Imbiss, der weg war. Stattdessen: ein Nagelstudio, geschlossen. Ein Schaufenster mit Kartons innen, leerstehend, „zu vermieten“ auf einem vergilbten Zettel.

„Da war mal was“, sagte ich, ohne genau zu wissen, was.

„Da war mal ein Laden, in dem du betrunken versucht hast, so zu tun, als würdest du dich für andere Dinge interessieren als Alkohol“, sagte der Kobold. „Du hast damals ein Poster gekauft und es nie aufgehängt.“

Ich blieb vor einem Haus stehen, dessen Tür mir vertraut vorkam. Der Putz war abgeplatzt, der Klingelblock alt, Namensschilder halb abgekratzt. Ich starrte drauf, bis mein Kopf den Rest nachlieferte. Ich war hier mal oft hochgegangen. Andere Wohnung, anderes Leben. Irgendwann, vor Jahren, hatte ich da jemanden besucht, der geglaubt hatte, ich würde noch irgendwas werden, außer das, was ich inzwischen war.

Die Schatten an der Fassade zogen sich lang nach oben. Es sah aus, als würden Hände aus Dunkelheit nach den Fenstern greifen. Einer der Namen an den Klingeln war überklebt. Neue Leute drin, neues Leben, neue Rechnungen. Meins war rausgetragen worden wie Sperrmüll.

„Willst du klingeln?“ fragte der Púca.

„Bei wem?“ fragte ich zurück. „Bei der Vergangenheit?“

„Die macht nicht auf“, sagte er. „Hat längst neue Mieter.“

Ich ging weiter. Die Straße verengte sich, wurde ruhiger, noch ruhiger, als sie ohnehin schon war. Nur noch Laternen im Abstand, dazwischen tiefe Löcher aus Dunkelheit. Meine Schritte hallten, als wäre die Stadt eine leere Halle. Mir fiel auf, dass ich kaum noch Stimmen hörte. Kein Gelächter aus Fenstern, kein Streit, keine Musik. Alle schienen drinnen zu sein, irgendwo hinter Gardinen und Fernsehbildern, die nur noch auf ihren Wänden flackerten.

„Die sind alle in ihren kleinen Welten“, sagte der Púca. „So wie du. Nur haben sie mehr Möbel.“

„Die haben auch mehr Zukunft“, murmelte ich.

Er lachte. „Glaub das ruhig. Die sitzen genauso da und rechnen. Nur mit anderen Zahlen."

Ich kam an einem kleinen Platz vorbei, den ich früher für „nett" gehalten hatte. Zwei Bäume, drei Bänke, ein Spielplatz, jetzt leer. Das Metall der Rutsche glänzte matt im Laternenlicht. Darunter Schatten, tief wie Gräben. Ich blieb kurz stehen, sah auf die Schaukeln, die sich minimal bewegten, obwohl kein Wind ging. Vielleicht Einbildung. Vielleicht Restschwung von irgendeinem Kind, das früher dran hing.

„Du wirst sentimental", höhnte der Kobold.

„Ich werde alt", sagte ich. „Das ist was anderes."

„Alt wirst du nicht", widersprach er. „Alt werden ist ein Prozess. Du bist eine Serie aus Abkürzungen."

Die Stadt, die früher wie ein offenes Feld vor mir lag, war jetzt ein Korridor mit Abzweigungen, in denen Gespenster wohnten. Nicht die mit Tüchern und Ketten, die aus Wänden kommen. Andere. Du-selbst-Gespenster. Ich sah mich an Ecken stehen, an denen ich früher geraucht, gelacht, gestritten hatte. Ich sah Versionen von mir, die noch geglaubt hatten, dass Häuser und Straßen irgendwas bedeuten. Dass man sich „woanders" neu erfinden könnte. Heute wusste ich: Du nimmst dich immer mit. Und das Biest kommt im Handgepäck.

„Guck da", sagte der Púca und zeigte auf eine Bushaltestelle. Da stand Werbung. Ein Plakat für irgendein Wellness-Hotel. Berge, See, eine Frau im Bademantel, die ins Weite sah, als wäre sie kurz davor, erleuchtet zu werden. „Gönn dir eine Auszeit", stand darunter. „Finde zu dir selbst."

„Wenn ich zu mir selbst finde", sagte ich, „will ich das Geld zurück."

„Du weißt wenigstens, wo du nicht hin musst", meinte der Kobold.

Ich ging weiter, bis die Straße mich wieder zu einer Ecke brachte, die ich kannte. Plötzlich war ich wieder auf meinem Korridor. Die vertraute Kreuzung. Der Kiosk, diesmal von der anderen Seite. Meine Schatten wurden kürzer, weil die Laternen näher standen. Die Stadt zog sich wieder zusammen, so als hätte sie kurz versucht, mich zu erinnern, dass sie mehr ist, und dann beschlossen, dass es sich nicht lohnt.

„Siehst du?" sagte der Púca, als wir die letzten Meter zur Wohnung gingen. „Alles, was außerhalb deiner drei Stationen liegt, ist Museum. Du gehst durch, guckst, denkst: ‚Ach ja', und gehst wieder raus. Dein Ticket ist abgelaufen."

In der Wohnung war es dunkel. Ich machte kein Licht an. Der Schatten war mir inzwischen lieber geworden als die billigen Glühbirnen, die alles in ein kränkliches Gelb tauchten. Ich setzte mich an den Küchentisch, sah aus dem Fenster auf den Hinterhof. Die Silhouetten der Mülltonnen, der Wäscheleinen, der Mauern zeichneten sich ab. Auch das war Stadt. Meine Version davon.

„Die Stadt wird kleiner", sagte ich, eher zu mir selbst als zu ihm. „Und ich mit ihr."

„Das ist doch fair", sagte er. „Sie schrumpft sich auf das, was du noch benutzt. Der Rest stirbt für dich ab. Du musst dich um weniger kümmern. Weniger Orte, an denen du fehlen kannst."

Ich rauchte, lauschte dem Ticken der Uhr und dem Eigenrauschen in meinem Kopf. Früher hatte ich mir vorgestellt, irgendwann aus dieser Stadt wegzugehen. Woanders neu anfangen. Küste, Dorf, Ausland, irgendein Mythos von einem anderen Ort, an dem ich ein anderer sein könnte. Heute wusste ich: Ich krieg's nicht mal hin, in einem anderen Viertel richtig zu stehen.

„Wenn du wegziehen würdest", sagte der Púca, als hätte er meinen Gedanken gelesen, „würde dein Korridor einfach mitkommen. Neue Bar, neue Halle, neuer Hinterhof, gleicher Radius. Du glaubst doch nicht, dass du mich hier lässt, oder? Ich bin nicht standortgebunden. Ich bin an dich gebunden."

„Beruhigend", sagte ich trocken.

„Ist es", nickte er. „Du kannst die Stadt verlieren, so oft du willst. Solange du mich hast, hast du dein Zentrum."

Die Schatten in der Küche wurden länger, je länger ich da saß. Nicht, weil sich das Licht geändert hätte. Weil ich müder wurde. Irgendwann stand ich auf, legte mich aufs Bett, ohne mich auszuziehen. Die Stadt vor dem Fenster war nur noch ein Rauschen, in dem ab und zu ein Auto auftauchte wie eine Erinnerung.

Bevor ich wegdämmerte, dachte ich: Am Ende wird aus der ganzen Stadt nur ein Raum. Ein Bett, ein Tisch, eine Flasche, ein Aschenbecher. Und ein Biest, das in der Ecke sitzt und darauf wartet, dass du endgültig keinen Schritt mehr vor die Tür machst. Dann brauchst du keine Straßen mehr, keine Läden, keine Bars. Dann ist alles, was übrig bleibt, der Hinterhof in deinem Kopf.

Und die Schatten darin sind länger als jeder Boulevard.

Jeder Schluck ein Stück Vergangenheit

Es gibt Abende, da schmeckt Alkohol nicht nach Alkohol. Er schmeckt nach früher. Nicht nach irgendeinem romantischen Früher, nicht nach Sonnenuntergängen und Händchenhalten, sondern nach dem ganzen Mist, den du mit dir rumschleppst und glaubst, im Glas verstecken zu können. Du kippst dir was rein, und statt dass es warm den Hals runterläuft und das Heute stumpf macht, geht irgendeine Tür in deinem Kopf auf, die du seit Jahren verbarrikadiert hast.

Der Abend fing harmlos an. Das tun sie immer, bevor sie sich entscheiden, dich aufzuschlitzen. Ich saß auf meinem Platz an der Theke, wie eingraviert. Der Hocker unter mir kannte meinen Hintern besser als jede Frau, die je in meinem Bett lag. Vor mir das übliche Programm: Bier, Schnaps daneben, Aschenbecher vorne, Barkeeper gegenüber. Im Fernseher lief irgendein Spiel, das keiner zu Ende gucken würde. Hintergrundrauschen.

Der Púca saß auf dem Zapfhahn, als wäre das sein Thron. Er schlenkerte mit den Beinen, ließ die Fersen gegen den Metallrand schlagen, als würde er ein Schlagzeug üben. „Heute", sagte er, „trinken wir nicht nur für die Leber. Heute trinken wir fürs Archiv."

„Archiv klingt nach Staub und Akten", murmelte ich. „Nicht nach Bar."

„Du wirst schon sehen“, sagte er. „Bestell.“

Der erste Schluck Bier war wie immer: bitter, kalt, vertraut. Er holte mich auf die übliche Linie zurück. Nicht zu nüchtern, nicht zu voll. Dieses Zwischenlevel, auf dem du gerade so funktionierst, dass niemand „alles okay?“ fragt, aber betrunken genug bist, um nicht ernsthaft über irgendwas nachdenken zu müssen.

Dann kam der Schnaps. Klar, billig, ehrlich. Ich hob das Glas, stieß imaginär mit irgendwem an, den es nicht mehr gab, und ließ den Mist in mich runterrutschen. Er brannte, kurz, aber nicht genug, um mich zu beeindrucken. Ich stellte das Glas ab, wischte mit dem Daumen den Rest von der Lippe. Und plötzlich war ich nicht mehr in dieser Bar.

Ich stand in einer anderen. Jünger, dünner, mit einem T-Shirt, das noch nicht nach kaltem Rauch und Maschinenhalle stank. Neben mir ein Freund, den ich längst verloren hatte – nicht, weil er gestorben wäre, sondern weil wir irgendwann in verschiedene Richtungen getorkelt sind. Die Musik war lauter, die Leute warfen mit Worten um sich, als wären sie Konfetti. Ich sah mich lachen, dieses echte, ungebrochene Lachen, bei dem der Körper noch mitmacht, nicht nur die Maske.

Ich blinzelte. Der Barkeeper stand wieder vor mir. Die Musik war die alte, aus der Jukebox, die immer die gleichen Songs ausspuckte. Mein Freund war weg, alt geworden in meinem Kopf, ohne dass ich dabei war. Der Púca grinste breit. „Da“, sagte er. „Merkt man’s?“

„Was war das?“ fragte ich.

„Erster Ordner“, sagte er. „Jeder Schluck ein Stück Vergangenheit. Du hast lange genug versucht, nur in die Zukunft zu trinken. Die ist leer. Also gehen wir zurück.“

Ich trank noch einen Schnaps. Eigentlich zu früh dafür, aber „zu früh“ war in meinem Leben so ein Begriff geworden wie „ab morgen“: dekorativ, aber ohne Funktion. Der zweite brannte weniger. Dafür zog er eine andere Tür auf.

Plötzlich saß ich in einem Wohnzimmer, das nicht meins war. Teppich, den keiner mehr saugte, eine Couch, auf der wir zu viert hingen, Flasche in der Mitte, Aschenbecher übervoll. Irgendwo lief ein Film, den keiner sah. Ich hörte meine eigene Stimme, wie sie sagte: „Ich hör mit dreißig auf. Spätestens. Ist ja nur Phase.“ Die anderen lachten. Jemand reichte mir die Flasche. Ich nahm sie, große Schlucke, das Leben vor mir wie eine Straße ohne Schlaglöcher.

„Na?“ fragte der Púca, der jetzt auf der Lehne der Theke saß und mit dem Finger gegen mein Glas tippte. „Erkennst du den Spaßvogel?“

„Ich hatte damals mehr Haare“, murmelte ich.

„Und mehr Lügen“, sagte er. „Du warst romantisch. Das steht dir nicht.“

Der Barkeeper stellte mir kommentarlos das nächste Bier hin. Er wusste, wann er den Hahn laufen lassen musste, ohne dass ich was sagte. Routine ist eine eigene Sprache. „Alles gut bei dir?“ fragte er, aber eher aus Reflex als aus echtem Interesse.

„Er kramt in alten Kisten“, sagte ich und deutete mit dem Kinn auf den Púca. „Archivtag.“

Der Barkeeper sah durch mich durch, wie immer, wenn ich Sätze sagte, die einen Gast zu viel in der Gleichung hatten. „Dann trink langsam“, murmelte er. „Nicht, dass du dir was brichst beim Erinnern.“

Der nächste Schluck war nicht mal groß. Aber er traf tiefer. Ich war plötzlich nicht mehr in der Bar, nicht mehr auf dem Hocker, nicht mehr in meinem verbrannten Körper. Ich stand in einem Krankenhausflur. Steriles Licht, zu hell, Wände in diesem Nicht-Farbe-Ton, der weder weiß noch beige ist, sondern einfach „Krankenhaus“. Ein Automat, in dem Wasserflaschen und Schokoriegel hingen. Stühle, auf denen Leute saßen, die so aussahen, als wären sie freiwillig nie hierhergekommen.

Ich roch Desinfektionsmittel. Ich hasse diesen Geruch. Da war eine Tür mit einem Schild, ein Name, den ich kenne, und ich stand davor mit schwitzigen Händen. Ich war jünger, aber nicht unschuldig. Ich hatte schon genug gesoffen, um zu wissen, was alles kaputtgehen kann. Drinnen lag jemand, an Schläuchen, blass, kleiner als vorher, als hätte die Krankheit ihn zusammengedrückt. Ich hörte mich sagen: „Wenn du das überlebst, hör ich auf.“

Ich wusste, dass ich gelogen habe, noch bevor der Satz fertig war.

„Du bist sehr großzügig mit Versprechen gewesen“, sagte der Púca, als ich wieder auf dem Barhocker saß und der Schnaps in meinem Magen nachtrat. „Vor allem, wenn du neben Betten standest, an denen Maschinen Geräusche machen.“

„Halt die Klappe“, knurrte ich.

„Warum?“ fragte er. „Du warst doch dabei. Ich wiederhole nur.“

Ich griff nach dem Bier, trank einen großen Schluck, als könnte ich die Bilder runterspülen. Aber sie blieben. Sie krochen an der Innenseite meiner Schädeldecke entlang, wie feuchte Tapete. Je mehr ich trank, desto weiter rollte der Film.

Jugendzimmer. Poster an den Wänden, irgendwelche Bands, die inzwischen Tourabschiede in Hallen spielen, in die ich mir nicht mal ein Ticket leisten kann. Meine Mutter, die in der Tür steht, die Stirn in Falten. „Du übertreibst“, sagt sie. „Pass auf dich auf.“ Ich liege auf dem Bett, eine Dose in der Hand, lache sie weg. „Alles gut“, sage ich. „Ich hab das im Griff.“

„In dem Moment“, sagte der Púca, „hab ich meine Sachen gepackt. Ich wusste: Da zieh ich ein.“

Ich trank weiter. Jeder Schluck zog einen anderen Faden. Der erste Vollrausch. Die erste Kotze in einem fremden Bad. Die erste Liebe, die dachte, sie könnte mich retten, wenn sie nur lang genug an meiner Seite bleibt. Wir standen auf einem Balkon, teilten uns eine Zigarette, sie sah in die Nacht und sagte: „Du übertreibst.“ Ich sagte: „Ach Quatsch, ich halt das aus.“ Menschen, die „ich halt das aus“ sagen, haben längst angefangen, kaputtzugehen.

Die Bar war inzwischen lauter geworden, Menschen kamen und gingen, Stühle scharrten, Gläser klirrten. Für mich war das alles Hintergrund. Ich saß in einem kleinen, privaten Kino, in dem nur Filme liefen, in denen ich die Hauptrolle spielte. Schlechte Produktion, billiges Drehbuch, keine Pointe. Aber der Eintritt war drin: ein Schluck nach dem anderen.

„Du hast lange so getan“, sagte der Kobold, „als würde jeder Schluck dich weiter wegbringen von dem, was hinter dir liegt. Überraschung: Er bringt dich nur im Kreis.“

„Warum jetzt?“ fragte ich. „Warum ausgerechnet heute diese Scheiße? Du hättest das Thema auch lassen können.“

Er grinste. „Du bist an einem Punkt, an dem vorne nichts Spannendes mehr kommt“, sagte er. „Also gehen wir in die Wiederholungen. Nostalgie für Leute, die ihre eigenen Fehler nicht loslassen.“

Der Barkeeper stellte einen frischen Schnaps hin. „Geht auf mich“, sagte er. „Du siehst aus, als würdest du was verdauen.“

„Tu ich“, sagte ich. „Alte Leben, schlechte Entscheidungen.“

Er nickte, als verstünde er mehr, als er zugab. Vielleicht tat er das. Vielleicht hatte er seine eigenen Abende, an denen jeder Schluck jemanden zurückbrachte, den er verloren hatte. Wir sagten nichts weiter. Manche Dinge sind besser, wenn sie nicht in Worte gegossen werden. Worte sind nur Wasser, und der ganze Scheiß in mir war Öl.

Ich hob das Glas, hielt es kurz in die Luft. Nicht wie ein Toast, eher wie ein Beweisstück. „Auf die Vergangenheit“, murmelte ich. „Die nicht aufhört, in der Gegenwart aufzutauchen.“

„Auf dich“, sagte der Púca. „Der nicht aufhört, sie einzuladen.“

Ich trank. Und der nächste Teil vom Film lief an.

Der Film ließ sich nicht mehr stoppen, als hätte jemand den Projektor ohne Pause-Taste gebaut. Jeder Schluck zog die nächste Rolle aus dem Archiv, und egal, wie sehr ich mich an der Gegenwart festhalten wollte – Hocker, Glas, Barkeeper, Neon – es riss mich immer wieder zurück in irgendwelche Zimmer, die längst anderen Leuten gehörten oder gar nicht mehr existierten.

Der Schnaps Nummer… keine Ahnung, sagen wir „weiter hinten“, schmeckte plötzlich nicht mehr nach billigem Spiritus, sondern nach Apfelkorn. Ich hatte den Geschmack seit Jahren nicht mehr im Mund gehabt, aber mein Körper erinnerte sich: Süß, klebrig, gefährlich harmlos. Apfelkorn war Jugendtreibstoff gewesen, das Zeug, mit dem wir uns Mut angekleistert hatten, bevor wir in irgendwelche Clubs sind, die auch nicht besser waren als diese Bar, nur mit anderer Musik und mehr Schweiß in der Luft.

Ich stand in einem Park, den ich schon fast vergessen hatte. Dunkel, nasse Wiese, der Himmel orange von der Stadtbeleuchtung. Drei, vier Gestalten um mich rum, einer hielt die Flasche, einer kotzte irgendwo hinter einem Baum, einer schwor, er hätte heute „die Richtige“ kennengelernt. Ich nahm die Flasche, setzte an, trank zu viel auf einmal. Wir lachten, laut, ungebremst, dieser Lärm, der nur aus Körpern kommt, die noch nicht wissen, was sie alles verlieren können.

„Siehst du?“ sagte der Púca, der plötzlich auf einer Parkbank saß, auf der ich damals wahrscheinlich gesessen hatte. „Das war der Moment, in dem du gemerkt hast, dass du mit Flüssigkeit mutiger wirst als mit Worten. Und wie alles, was funktioniert, hast du es übertrieben.“

Ich hörte jemanden „Jobst, du verträgst nix“ rufen. Ich wusste nicht mal mehr, wessen Stimme das war. Vielleicht von einem, der heute irgendwo im Reihenhaus sitzt und im Nacken spürt, dass er dem Tod näher kommt, wenn er die Treppe runterfällt, als ich, wenn ich auf den Tresen knalle. Vielleicht einer, der heute mit einem Bier am Grill steht und seiner Frau erzählt, dass er „früher auch mal über die Stränge geschlagen“ hat. Ein Satz, den ich nie werde benutzen können.

Zurück an der Theke stellte ich das Glas etwas zu hart ab. Der Barkeeper warf mir einen kurzen Blick zu. „Alles gut?“ fragte er.

„Ich reise“, sagte ich. „All inclusive.“

Der nächste Schluck Bier brachte meinen Vater mit sich. Das war unfair. Den hatte ich nie eingeladen. Väter passen nicht in Bars, außer als Gespenster. Ich sah ihn am Küchentisch sitzen, früher, als ich noch in dieser Wohnung gewohnt hatte, in der die Tapete immer ein bisschen zu gelb war. Er hatte ein Bier vor sich, aber das war nicht sein Problem. Sein Problem war die Müdigkeit in seinen Schultern, dieser stille Frust darüber, dass das Leben sich nicht für seine Pläne interessiert hatte.

„Du wirst nicht so wie ich“, hatte er mal gesagt, damals, als ich mit roten Augen und Alkoholatem nach Hause kam. „Du bist klüger. Du machst was aus dir.“ Ein Satz, der heute so absurd klingt, dass ich fast lachen musste.

„Hat gut geklappt“, kommentierte der Púca trocken. „Ihr hättet Team werden können.“

Ich sah mich ihm gegenüber, jünger, dünner, mit diesem halb trotzigem, halb schuldigen Blick. „Ich hab das im Griff“, sagte ich damals. Standardfloskel. Er sah mich an, lange, zu lang. Vielleicht hat er da schon gewusst, dass ich lüge. Vielleicht hatte er gehofft, dass ich es ernst meine. Vielleicht war er einfach zu müde, um zu diskutieren.

„Eltern sind die ersten Gläubiger“, sagte der Kobold. „Die glauben dir Dinge, für die du nie eine Rate zahlst.“

Der Schnaps danach zog eine Frau aus dem Dunkel, die ich längst nur noch als „die eine, die nicht geblieben ist“ abgespeichert hatte. Wir saßen auf einem Balkon, Nacht, Stadtlichter, zwei billige Weingläser, die wir uns romantischer geredet hatten, als sie waren. Sie hatte gelacht, dieses helle, ehrliche Lachen, das ich früher mal mochte und heute nicht mehr ertragen würde.

„Du wirst dich entscheiden müssen“, hatte sie gesagt, irgendwann, als der Wein alle war und die Luft zwischen uns schwerer wurde. „Zwischen dem hier“ – sie tippte mir gegen die Brust – „und dem hier“ – sie zeigte auf die fast leere Flasche.

„Das eine schaff ich ohne das andere nicht“, hatte ich geantwortet. Und das Traurige war: In dem Moment glaubte ich sogar, dass das irgendwie poetisch klang.

„Sie hat dich nicht verlassen, weil du trinkst“, kommentierte der Púca von der Balkonbrüstung aus. „Sie hat dich verlassen, weil du aufgehört hast, dir selbst zu glauben.“

Zurück in der Bar sah ich Liane schräg neben mir, wie sie ihr Glas drehte, die Narben auf ihrer Hand wie kleine, helle Inseln. Sie war auch eine, die zu viel Vergangenheit im Blut

hatte. Ihre Flasche war voll von Szenen, in denen irgendwer „für immer“ gesagt und „bis morgen“ gemeint hatte. Ich fragte mich, ob ihre Schlücke ihr auch Filme zeigten. Ob sie seine Hand sah, wie er das Messer hielt. Ob sie Blut roch und dabei lächelte, weil sie noch da war.

„Was siehst du?“ fragte sie plötzlich, ohne mich anzusehen.

„Alles“, sagte ich. „Zu viel.“

„Dann trink langsamer“, meinte sie.

„Kann ich nicht“, sagte ich. „Wenn ich langsamer trinke, denkt der Kopf, er hätte wieder was zu sagen.“

Der Púca applaudierte leise. „Er lernt“, grinste er.

Ein weiterer Schluck, diesmal länger. Ich wollte nicht, aber der Körper war Sklave. Und schon - zack - wieder woanders. Erste eigene Wohnung. Billige Matratze auf dem Boden, ein Regal vom Sperrmüll, ein Kühlschrank, in dem mehr Bier als Essen stand. Freunde, die anfangs noch vorbeikamen, „Einweihung“ und so. Zigarettenrauch im Zimmer, Musik zu laut, Nachbarn genervt. Ich stand in der Küche, stolz wie ein König in einem Reich aus Pressspan und Restmüll.

„Hier wird’s anders“, sagte ich damals, irgendwem, vielleicht mir selbst. „Hier krieg ich das hin. Kein Stress mehr mit denen daheim. Ich regel das.“

„Du hast es geregelt“, kommentierte der Kobold. „Nach unten.“

Ich sah mich Flaschen in die Spüle räumen, lächelnd. Damals war es noch ein Spiel gewesen, ein Lebensstil. Dieses Gefühl, nicht mehr kontrolliert zu werden, weil du allein wohnst. Niemand, der sieht, wie viele Flaschen im Müll landen. Niemand, der morgens fragt, warum deine Augen so aussehen. Freiheit, hatten wir das genannt. Heute weiß ich: Freiheit ohne Bremsen ist nur ein anderes Wort für Absturz.

In der Bar lief Musik, irgendwas mit Gitarre, das ich von früher kannte. Es war, als hätte jemand extra eine Playlist aus meinen Erinnerungen zusammengestellt. Der Barkeeper summte mit, halb unbewusst. Der Mann mit den Pferdeaugen saß in seiner Ecke, sah die Gläser an wie Laufzeiten. Ich nahm noch einen Schluck, weil ich nicht wusste, was ich sonst machen sollte. Nüchtern werden? Keine Option.

Die nächste Szene war kleiner, unspektakulär, aber sie traf härter. Ich sah mich an irgendeinem Morgen im Bad stehen, vor einem Spiegel, der schon bessere Tage gesehen hatte. Unter den Augen dunkle Ringe, die Haut grau, das Weiß in den Augen gelblich. Ich hielt eine Zahnbürste in der Hand, die ich Alibi nannte. Neben dem Waschbecken lag eine halbleere Packung Aspirin. Ich hörte mich sagen: „Heute trinkst du mal nur zwei Bier.“

Ich sah mich abends in der Bar sitzen. Vier Bier, drei Schnaps. „War ein harter Tag“, sagte ich zum Barkeeper. „Morgen mach ich langsam.“

„Du hast dir sehr oft ‚morgen‘ geschenkt“, sagte der Púca, der im Spiegel hinter der Flasche auftauchte. „Komisch, dass es nie angekommen ist.“

Der Barkeeper brachte mir Wasser. Einfach so. „Zwischendurch“, sagte er, ohne es zu kommentieren. „Zum Spülen.“

Ich trank einen Schluck, widerwillig, als wäre Wasser Verrat. Es schmeckte nach gar nichts. Aber dieses „gar nichts“ ließ den Alkohol klarer wirken. Die Erinnerungen wurden schärfer, nicht weicher.

„Ich dachte immer, Trinken wäre zum Vergessen“, sagte ich.

„Ist es auch“, sagte der Kobold. „Aber erst, wenn du dir alles noch mal angeschaut hast. Du bist noch in der Wiederholungsschleife. Das Löschen kommt später. Wenn ich will.“

Die Bar um mich herum wurde zu einer Art Museum. Jeder Hocker, jedes Glas, jeder Fleck auf dem Tresen hatte eine Vorgängerversion in meinem Kopf. Ich sah mich in anderen Bars sitzen, mit anderen Leuten, die inzwischen verschwunden waren. Manche hatten es rausgeschafft, mit Entzug, Therapie, neue Stadt, neue Liebe, dieses ganze Reboot-Programm. Andere hatten es geschafft, gar nicht mehr aufzutauchen. Herz, Schlaganfall, Unfall, irgendein „plötzlich und unerwartet“, über das Leute am Rand der Tanzfläche flüstern.

„Und du glaubst immer noch“, sagte der Púca, „du wärst besonders?“

„Nein“, sagte ich. „Ich glaub nur, dass ich hartnäckig bin.“

„Das bist du“, nickte er zufrieden. „Sonst hätte ich längst gekündigt.“

Ich merkte, wie sich ein Druck in meiner Brust aufbaute, nicht nur wegen Herz und Lunge. Eine Art Übelkeit hinter den Augen. Zu viel gesehen, zu viel nachgefühlt. Ich hätte aufstehen können, rausgehen, Luft holen. Stattdessen hob ich wieder das Glas. Weil das die einzige Bewegung war, die ich seit Jahren konsequent durchzog.

Der Schnaps brannte diesmal nicht mehr. Er rutschte einfach. Und das, was hochkam, war keine Szene, kein Bild, kein Film. Es war nur ein Satz, den ich irgendwann vor langer Zeit gedacht hatte: „Ich will später nicht so einer werden, der den ganzen Tag in der Kneipe hängt.“

Ich sah mich an. Ich sah die Bar. Ich sah den Hocker. Ich sah den Barkeeper. Ich sah den Kobold. Und ich hörte mich lachen. Kurz, rau, kaputt. Der Púca lachte mit. Unser Doppel.

„Jeder Schluck ein Stück Vergangenheit“, sagte er zufrieden. „Wie gefällt dir die Sammlung?“

„Sie ist schlecht sortiert“, sagte ich. „Aber vollständig.“

„Noch nicht“, meinte er. „Wir haben noch ein paar Flaschen vor uns.“

Ich starrte auf mein Glas und wusste: Es gibt Leute, die trinken, um zu vergessen. Ich nicht. Ich trinke, um mich zu erinnern, bis ich es nicht mehr ertrage. Und irgendwann, wenn der Kopf endgültig weichgekocht ist, wird er mir die Szenen wegnehmen, eine nach der anderen. Dann sitze ich hier und weiß nur noch, dass da mal irgendwas war, wofür ich mich schämen könnte. Aber ich werde nicht mehr wissen, was genau.

Vielleicht ist das am Ende das einzige echte Vergessen, das wir kriegen.

Irgendwann kommt der Punkt, an dem du nicht mehr weißt, ob du trinkst, um die Vergangenheit zu sehen oder um sie endgültig zu begraben. Beides fühlt sich gleich an: Glas hoch, Schluck runter, Kopf weg. Der Unterschied ist nur, ob du später noch weißt, was du gesehen hast.

An diesem Abend saß ich da wie einer, der in seinem eigenen Museum eingesperrt wurde. Die Bar war der Ausstellungsraum, der Alkohol der Führer. Der Púca war der Typ mit dem Schlüsselbund, der alle Türen aufschließen konnte, die ich seit Jahren zugerammelt hatte.

„Noch einen?“ fragte der Barkeeper. Man merkte ihm an, dass er die Antwort kannte, bevor ich den Mund aufmachte.

„Ja“, sagte ich. „Aber tu so, als hättest du gefragt, damit ich mich nicht ganz so verloren fühle.“

Er stellte mir das nächste Glas hin, Schnaps mit diesem billigen Stolz, den nur Spirituosen haben, die aus Tanks kommen. Der Púca hockte neben dem Glas, als würde er darauf warten, dass es endlich losgeht.

„Du weißt, dass du nichts Neues mehr findest, oder?“ sagte er. „Das ist alles Wiederholung. Bonusmaterial. B-Seiten.“

„Dann spulen wir wenigstens schnell“, murmelte ich und trank.

Diesmal kam keine große Szene. Kein Krankenhaus, kein Balkon, keine Jugendparty. Nur kleine Splitter. Ich sah meine Hand, wie sie morgens die Flasche in den Müll warf, ohne hinzugucken, als wäre es ein reflexartiges Wegwerfen von Beweisen. Ich sah einen Zettel mit irgendeinem Vorsatz, in einer Hand, die schon wusste, dass sie ihn nicht einhalten würde. Ich sah einen Automaten, der mich anblinkte, als wäre er der letzte ehrliche Gott in meinem Leben.

„Du bist ein Sammler“, sagte der Kobold. „Kronkorken, Gläser, verpasste Chancen.“

„Ich sammle nichts“, sagte ich. „Ich verliere nur langsam.“

Der Mann mit den Pferdeaugen in der Ecke hob sein Glas ganz leicht, als hätte er eine Zustimmung unterschreiben wollen. Ich hatte das Gefühl, dass selbst er manchmal genervt war von der Wiederholung in meinem Kopf. Vertrag hin oder her – irgendwann wird jede Tragödie langweilig, wenn sie jeden Abend dieselben Dialoge bringt.

„Weißt du, was mich wundert?“ fragte der Púca.

„Sag’s mir“, murmelte ich.

„Dass du noch nicht anfängst, dir die Vergangenheit schönzulügen“, sagte er. „Viele machen das. Die erzählen dann rum, wie geil alles früher war, was für ein wilder Hund sie gewesen sind. Und am Ende glauben sie ihre eigene Ausstellung. Du nicht. Du guckst drauf und sagst: War auch nur Chaos, nur mit mehr Haaren und weniger Rechnungen.“

„Ich hab kein Talent für Nostalgie“, sagte ich. „Nur für Reue.“

Er nickte. „Das macht dich erträglicher als die anderen.“

Am anderen Ende der Theke gerieten zwei in so eine Art Streit, wie er nur ab einem bestimmten Pegel passiert: sinnlos, kreisend, ohne richtigen Grund. Irgendwas mit „Du hast beim letzten Mal…“ und „Halt die Fresse, ich war gar nicht da“. Der Barkeeper ließ sie machen, bis sie lauter wurden. Dann kam dieses „Jungs“, sein bestimmter Ton, der immer funktioniert. Die Stimmen gingen runter, der Streit plätscherte weg wie ein Lied, das zu oft lief.

„Siehst du“, sagte der Púca, „die hängen auch in ihren eigenen Rückspulen. Jeder zweite Satz da drüben fängt mit ‚damals‘ oder ‚immer‘ an. Keiner sagt: ‚Heute hab ich…‘, weil heute nichts passiert. Heute ist nur Container für Gestern und Morgen.“

Ich starrte in mein Glas, sah für einen Moment mein Spiegelbild darin. Verzerrt, klein, milchig. Wie ein Hinweis darauf, dass ich schon halb als Erinnerung existierte.

„Was war dein bester Tag?“ fragte der Kobold plötzlich.

Die Frage erwischte mich kalt. „Was soll das heißen?“

„Na: dein bester Tag“, wiederholte er. „Wenn du jetzt den Löffel abgeben müsstest und einer dir sagen würde: Such dir einen Tag aus, den du noch mal gucken darfst – welcher wäre das?“

Ich wollte aus dem Reflex heraus irgendeine romantische Szene raussuchen. Irgendein Tag am See, früher Sommer, Bier in der Hand, Freunde am Start, alles leicht. Oder irgendwas mit Musik, Bühne, Lärm, Körpern. Aber je länger ich suchte, desto mehr rutschte mir alles durch die Finger. Jeder „gute Tag“ hatte schon diesen Fleck in der Ecke, von dem ich damals noch nicht wusste, dass er schimmelt.

„Ich glaub, ich hatte keinen“, sagte ich schließlich. „Nur Tage, an denen es noch nicht so schlimm war.“

Der Púca grinste zufrieden. „Das ist die ehrlichste Antwort, die du seit Wochen gegeben hast“, sagte er. „Du lernst.“

„Und du?“ fragte ich. „Hast du einen besten Tag?“

Er lachte kurz. „Jeder Tag, an dem einer wie du glaubt, dass der nächste Drink was besser macht“, sagte er. „Das ist mein Feiertag.“

Der Barkeeper stellte ungefragt ein Glas Wasser hin. Ich sah ihn an. „Wenn ich das trinke, verschwinden die Bilder nicht“, sagte ich.

„Ich weiß“, sagte er. „Aber vielleicht verschwindest du nicht so schnell mit.“

Ich nahm einen Schluck. Wasser fühlte sich an wie eine Beleidigung für den Alkohol im Blut. Als würde ich ihm sagen: „Du bist nicht mehr allein hier drin.“ Der Púca verzog das Gesicht, als hätte ich ihn persönlich angepisst.

„Verräter“, zischte er.

„Ein Schluck“, sagte ich. „Gönn dir. Die restlichen zwanzig sind noch für dich.“

Das Wasser riss gar nichts weg. Im Gegenteil. Es schärfte Kanten. Plötzlich war da eine Szene, die ich lange weggeschoben hatte: Ich, wie ich irgendeinem Menschen ins Gesicht verspreche, dass ich „dran arbeite“. Dran arbeiten. Als wäre mein Leben ein Projekt und kein kontinuierliches Wegwerfen von Resten.

„Du warst gut im Formulieren von Phrasen“, sagte der Kobold. „So Sachen wie ‚Ich weiß, ich hab Mist gebaut‘, ‚Ich geb mir Mühe‘, ‚Ich will das gar nicht‘. Jedes Glas, das du danach bestellt hast, war die Fußnote: *Lüge.*

„Warum hörst du nicht auf, mir das alles zu zeigen?“ fragte ich. „Was bringt dir das?“

Er lehnte sich zurück, stützte sich auf die Hände. „Weil du sonst anfängst, dir einzureden, du hättest es nicht besser gewusst“, sagte er. „Du hast es besser gewusst. Seit Jahren. Du hast nur keinen Bock gehabt, den Preis zu zahlen.“

„Und jetzt?“

„Jetzt bezahlst du“, sagte er. „Nicht in einem Rutsch. In kleinen Raten. Schluck für Schluck.“

Die Bar wurde langsam leerer. Die, die nur für zwei Bier gekommen waren, waren weg. Übrig blieben die Beharrlichen, die Besitzlosen, die, die wissen, dass zu Hause nur Bett und Stille warten. Stille ist gefährlicher als jede laute Kneipe. In der Stille hörst du dich selber. Und ich wusste: Wenn ich jetzt gehen würde, würde ich mich im Bett wälzen, mit all den Szenen im Kopf, ohne Dämpfer. Also blieb ich.

„Noch einen?“ fragte der Barkeeper.

Ich nickte. Der Púca nickte auch. Wir waren uns einig, und das war selten.

Der nächste Schluck war ruhiger. Kein großes Kino mehr. Eher Dias. Kleine Bilder. Ein Blick im Spiegel. Eine Hand, die eine Tür zuschlägt. Eine Nacht im Regen. Ein Morgen auf einer Couch, die nicht meine war. Namen, die ich vergessen hatte, Gesichter ohne Kontext. Nur dieses eine Gefühl zog sich durch alles: Ich hätte jedes Mal anders abbiegen können. Ich hab’s nur nicht gemacht.

„Jetzt kommt der interessante Teil“, sagte der Kobold. „Das ist die Phase, in der du nicht mehr nur auf ‚früher‘ guckst und sagst: war Scheiße oder war schön. Jetzt kommt der Moment, in dem du merkst, dass du bei fast jedem Schluck irgendwie mit dabei warst, wie du die Weiche gestellt hast. Das ist der Punkt, an dem manche Leute sagen: Ich hör auf.“

„Und was machen die dann?“ fragte ich.

„Ein paar schaffen’s“, sagte er. „Die anderen verlagern nur. Fressen, Arbeiten, Religion, Sport, Serien. Egal was. Hauptsache, sie müssen nicht mehr mitkriegen, wie viel sie selbst gegen die Wand fahren.“

„Und was mach ich?“

Er lächelte kalt. „Du schreibst innerlich Protokoll und trinkst weiter. Das ist deine Spezialität.“

Die Flasche hinter der Theke war noch halb voll. Das beruhigte mich. Ich hatte dieses irrationale Bedürfnis, dass da immer genug da ist. Leere Flaschen machen nervös. Sie erinnern dich daran, dass auch Dinge zu Ende gehen können, an die du dich gewöhnt hast.

„Weißt du, was das Schlimmste ist?“ sagte ich leise.

„Sag’s mir“, meinte der Púca, wissend, dass es sowieso nichts Neues sein würde.

„Dass jeder Schluck mich an etwas erinnert, das ich nicht ändern kann“, sagte ich. „Und gleichzeitig an alles, was ich immer noch im gleichen Stil falsch mache.“

Er nickte langsam. „Das ist der Sweet Spot“, sagte er. „Zu spät für echte Korrektur, zu früh für Endgültigkeit. Da fühle ich mich wohl.“

Draußen vor der Bar fuhr eine Straßenbahn vorbei, das Quietschen der Schienen schnitt kurz durch die Luft. Ich dachte kurz daran, einfach aufzustehen, rauszugehen, irgendwo einzusteigen. Egal wohin. Aber wohin willst du fahren, wenn dein Kopf dich überall begleitet?

„Du glaubst, die Vergangenheit sitzt hinter dir wie eine Landschaft, an der du vorbeigefahren bist“, sagte der Púca. „Dabei bist du in ihr drin. Du fährst nur Kreise. Jeder Schluck ist eine Runde mehr.“

Ich sah ihn an. „Und du? Wie lange willst du noch mitfahren?“

Er grinste langsam, fast zärtlich. „Bis die Strecke endet“, sagte er. „Ich bin kein Tourist. Ich bin Personal.“

Der Barkeeper wischte die Theke ab, ein Zeichen dafür, dass es später war, als die Uhr sagte. Liane war schon weg, der Mann mit den Pferdeaugen auch. Nur ich, der Kobold und ein paar Restfiguren, die an ihren Gläsern hingen, als würden sie sie sonst verlieren.

„Letzter für heute“, sagte der Barkeeper. „Dann ist Schluss.“

Ich nickte. „Letzter für heute“, wiederholte ich. Der Satz war ohnehin eine Lüge, aber er hatte eine tröstliche Form. Ich trank langsam, ließ den Alkohol sich wie eine dünne Decke über die Bilder legen. Sie verschwanden nicht. Sie wurden nur leiser.

Als ich später draußen stand, die Tür im Rücken, Nacht vor mir, die Stadt klein und müde, dachte ich: Vielleicht ist das der eigentliche Vertrag. Nicht Herz, nicht Lunge, nicht Geld. Sondern Erinnerung. Jeder Schluck ein Stück Vergangenheit, bis irgendwann mehr Vergangenheit in dir drin ist als Gegenwart. Und wenn das Gleichgewicht kippt, wirst du ausgespuckt.

Der Púca lehnte an der Wand, sah mich an, als würde er meine Gedanken wie eine Laufschrift lesen. „Bereit für das nächste Kapitel?“ fragte er.

„Welches?“

Er grinste. „Das, in dem wir lernen, wie man Glück tötet, ohne es zu merken.“

Ich zog den Kragen meiner Jacke hoch, machte mich auf den Weg durch die kleine, enge Stadt, die nur noch aus ein paar Straßen und zu vielen Schatten bestand. Hinter mir blieb die Bar, vor mir die Wohnung, dazwischen mein Körper, der mehr Vergangenheit trug, als er aushalten konnte.

Und jeder Schluck, den ich noch trinken würde, würde seinen Anteil daran haben, dass das bisschen Glück, das vielleicht irgendwann mal in mir gewohnt hatte, keinen Platz mehr fand.

Wie man Glück tötet, ohne es zu merken

Man redet immer so über Glück, als wäre es irgendwas Großes, das mit Fanfare kommt. Job, Liebe, Lottoschein, der plötzlich stimmt. Aber das Glück, das du wirklich hast, ist meistens so klein, dass du drübertrittst, ohne hinzugucken. Und wenn du es kaputtmachst, klingt das nicht dramatisch. Kein Donner, kein Aufschrei. Nur so ein leises „Tja“, irgendwo in dir drin.

Ich hab nie den Moment gesehen, an dem mein Glück gestorben ist. Kein Datum, kein Ereignis, keine Schlagzeile: „Heute hat er’s endgültig verkackt.“ Es war eher wie mit einer Zimmerpflanze, um die du dich nicht kümmerst. Du siehst sie jeden Tag, gehst dran vorbei, sagst dir, du musst sie „mal“ gießen. Und irgendwann ist sie einfach nur noch braun und staubig, und du sagst: „Die war eh nie richtig schön.“

An einem dieser versifften Vormittage saß ich in meiner Küche und starrte auf genau so eine Pflanze. Ein Topf mit Erde und etwas, das mal grün gewesen war. Ich hatte keine Ahnung, woher das Ding überhaupt kam. Vielleicht von einer Ex, vielleicht von irgendeinem Einweihungsabend, als jemand meinte, „jede Wohnung braucht was Lebendiges“. Jetzt stand der Rest davon auf der Fensterbank, direkt neben dem Aschenbecher, und sah mich an wie ein Spiegel mit Blättern.

„Du hast sie nicht umgebracht“, sagte der Púca, der auf dem Kühlschrank hockte und mit den Füßen gegen die Tür schlug. „Du hast nur zugeschaut, wie sie stirbt.“

„Das trifft auf ziemlich viel zu“, murmelte ich.

Er grinste. „Willst du wissen, wie man Glück tötet, ohne es zu merken?“ fragte er.

„Ich mach das doch schon seit Jahren“, sagte ich. „Aber bitte, erklär’s mir. Vielleicht kann ich’s noch effizienter.“

Er streckte sich, als würde er sich für einen Vortrag warmmachen. „Es fängt immer klein an“, begann er. „Du hast Glück, ohne es zu merken. Zum Beispiel: Du wachst morgens auf, und nichts tut weh, was nicht schon bekannt ist. Glück. Du hast jemanden, der deinen Namen sagt und sich nicht vertut. Glück. Du schaffst es, nach der Schicht noch in die Bar zu gehen, ohne umzufallen. Glück. Aber du nennst es nie so. Du nennst es: normal.“

Ich zündete mir eine Kippe an, hustete, als würde der Körper sich beschweren, dass er schon wieder für Metaphern herhalten muss. „Normal ist überbewertet“, sagte ich.

„Normal ist das beste Glück, das ihr habt“, sagte er. „Und ihr bringt es jeden Tag um, indem ihr so tut, als wäre es selbstverständlich.“

Er sprang vom Kühlschrank, landete auf der Fensterbank neben der toten Pflanze und stocherte mit einem unsichtbaren Finger in der Erde. „Du hast nicht entscheidet: ‚Ich töte das Ding jetzt.‘ Du hast nur immer wieder entschieden: ‚Heute nicht gießen. Morgen vielleicht.‘ Und genau so hast du’s mit deinem Glück gemacht. Immer nur heute. Immer nur jetzt noch ein Glas, jetzt noch eine Wette, jetzt noch eine Nacht durchziehen. Das Glück stirbt an lauter ‚heute noch‘.“

Ich dachte an die kleinen Momente, die ich früher hatte. Nicht die großen. Die kleinen. Der Kaffee, der tatsächlich mal geschmeckt hat. Ein Morgen, an dem ich halbwegs ausgeschlafen war. Eine Schicht, in der das Herz nicht gegen den Brustkorb geprügelt hat. Die Abende, an denen ich in einer Bar saß und nicht gleich nach dem dritten Glas den Blick gesenkt habe, weil ich mich selber nicht ertragen konnte. Alles Kleinkram. Alles Glück. Alles verheizt.

„Wenn Leute sagen, sie hätten ihr Glück verloren“, fuhr der Púca fort, „meinen sie meistens: Sie haben irgendwann mal einen großen Knall erlebt. Unfall, Krankheit, Trennung, irgendein Drama. Das ist egozentrisch. Die Wahrheit ist viel langweiliger: Sie haben tausend kleine Gelegenheiten gehabt, es zu behalten – und bei neunhundertneunundneunzig davon gesagt: ‚Scheiß drauf, ich hab Zeit.‘“

„Ich hatte nicht mal was Großes“, sagte ich. „Keine Hollywood-Tragödie. Nur immer dieses bisschen daneben.“

„Genau“, nickte er. „Du bist kein Held. Du bist Durchschnitt. Und das ist das Schöne: Man kann auch durchschnittliches Glück sauber abmurksen.“

Ich sah wieder auf die Pflanze. Wenn ich ehrlich war, hätte ich sie einfach wegschmeißen können. Topf in den Müll, Thema erledigt. Aber irgendwas in mir mochte den Anblick dieses Trockengerippes. So ein stilles Mahnmal. „So siehst du innerlich aus“, flüsterte irgendeine Stimme in mir, die nicht seine war.

Der Tag zog sich. Arbeit, dieselbe Halle, dieselben Gesichter, dieselben Sprüche. Ich funktionierte auf Autopilot. Körper hin, Körper her. In der Pause saß ich draußen auf der Palette und rauchte, während die anderen über Fußball, Spritpreise und Kollegen lästerten. Früher hätte ich vielleicht noch mitgelabert. Heute hörte ich nur zu und dachte: Die wissen nicht mal, wie viel Glück sie haben, dass ihr größtes Problem gerade der Chef ist.

„Du warst auch mal so“, sagte der Púca, der auf einem Stapel Kartons hockte und mit einem Schnürsenkel spielte, den er irgendwo aufgesammelt hatte. „Du hast dich darüber aufgeregt, dass du am Wochenende arbeiten musstest. Dass du zu wenig Freizeit hattest. Dass du zu wenig Kohle für Urlaub hast. Das war dein damaliger Begriff von Unglück. Du warst reich, und ich hatte noch nichts zu fressen.“

„Ja“, sagte ich. „Und ich hab’s nicht gemerkt.“

„Doch“, widersprach er. „Du hast es gemerkt. Du hast nur gedacht, du hättest Anspruch auf mehr. Und Anspruch ist das Gift, mit dem man Glück am schnellsten umlegt. Du denkst, es wäre selbstverständlich, also behandelst du es wie Dreck. Und wenn’s weg ist, bist du beleidigt.“

Nach der Schicht ging ich natürlich in die Bar. Wo sonst hin. Die Stadt war klein, der Weg kurz, die Alternative null. Der Barkeeper nickte mir zu, stellte das erste Bier hin, ohne zu fragen. Ich nahm einen Schluck und schmeckte sofort: da war er wieder, dieser leichte, dumpfe Stich von „früher“.

„Weißt du“, sagte ich, „irgendwann dachte ich mal, Glück wäre was, das man sich verdient. Ordentlich arbeiten, kein allzu großes Arschloch sein, ab und zu jemandem helfen, den man nicht leiden kann. So ’ne Art Bonusprogramm.“

Der Barkeeper lachte trocken. „Und? Hat die Bonuskarte was gebracht?“

„Ja“, sagte ich. „Punkte. Keine Prämien.“

Der Púca setzte sich auf den Zapfhahn, sah mich an. „Glück ist nichts, das du dir verdienst“, sagte er. „Es ist was, das du nicht zerstörst. Das ist der Trick. Du musst nichts Großes tun. Du musst einfach nur nicht dauernd dagegen treten.“

„Ich hab nicht getreten“, sagte ich. „Ich bin nur immer drübergelatscht.“

„Genau“, nickte er zufrieden. „Und genau so geht man vor, wenn man es tötet, ohne es zu merken.“

Im Laufe des Abends beobachtete ich die anderen. Den Typ, der seit Monaten erzählt, dass er „bald aufhört zu saufen“. Das Pärchen, das eigentlich keins mehr ist, aber nicht voneinander wegkommt, weil die Wohnung teuer ist. Den Azubi, der gerade erst anfängt, hier seine Runden zu drehen und noch glaubt, er sei anders als wir.

Sie alle hatten noch Restglück irgendwo. Jobs, die man zur Not verlieren konnte. Körper, die noch nicht bei jeder Treppe protestierten. Menschen, die sie am Handy suchen würden, wenn sie mal nicht auftauchen. Und ich konnte ihnen quasi zugucken, wie sie an ihren eigenen kleinen Pflänzchen vorbeigingen, ohne sie zu gießen. Ein Bier mehr, eine Nacht weniger Schlaf, ein Gespräch weniger, eine Ausrede mehr. Nichts Dramatisches. Alles normal.

„Der Witz ist“, sagte der Púca, „ihr gebt das Glück nie freiwillig ab. Ihr lasst es verrecken. Und wenn ich dann komme und mir die Reste hole, sagt ihr: ‚Der hat’s mir weggenommen.‘ Dabei habt ihr es schon längst aufgegeben.“

Ich trank, langsam diesmal, nicht aus Anstand, sondern weil ich das Gefühl hatte, ich würde sonst irgendwas verpassen. Nicht in der Bar. In mir. Irgendeinen Moment, in dem ich vielleicht noch hätte sagen können: Jetzt. Hier. Genug.

Kam nicht.

Stattdessen dieses bekannte Gefühl: Dass ich mehr kaputt gemacht habe, als ich je besessen hab.

„Vielleicht“, dachte ich, als ich später auf dem Weg nach Hause durch die engen Straßen ging, „ist Glück gar nichts, das man kriegt. Vielleicht ist es das, was übrig bleibt, wenn man nicht alles zerstört, was halbwegs funktioniert.“

Der Púca ging neben mir, Hände in den Taschen. „Mach dir keinen Kopf“, sagte er. „Du bist da konsequenter als die meisten. Du bringst dein Glück so sauber um, dass du nicht mal mehr so tun musst, als hättest du noch was zu verlieren.“

Der Schatten vor mir lag lang auf dem Asphalt, dünner als ich, aber irgendwie richtiger. Ich sah ihn an und dachte: Irgendwann läuft da vorne nur noch er. Und ich bin der Rest, der in der Wohnung zurückgeblieben ist.

Und vielleicht, dachte ich, ist das der Moment, an dem man wirklich sagen kann: Das Glück ist tot. Nicht, weil es einer erschossen hat. Sondern weil es tausendmal im Alltag verhungert ist.

Man sagt immer, Glück sei zerbrechlich. Das stimmt nicht. Zerbrechlich ist Glas. Glück ist zäh. Du musst lange drauf einprügeln, bis es wirklich nicht mehr aufsteht. Das Problem ist: Du merkst nicht, dass du schon seit Jahren draufhaust, weil du dabei meistens lachst oder trinkst oder sagst: „Wird schon.“

An einem dieser Abende sitze ich in der Bar, nicht betrunkener als sonst, aber auch nicht nüchterner. Dieser Zwischenzustand, in dem du von außen aussiehst wie jemand, der „es im Griff“ hat, und von innen wie ein Haus, in dem die Wände schon lange nicht mehr tragen. Liane sitzt zwei Hocker weiter, der Barkeeper poliert Gläser, die Musik ist alt genug, um Erinnerungen zu triggern, aber jung genug, um nicht komplett peinlich zu sein.

Der Púca sitzt auf der Theke, ganz selbstverständlich, als würde ihm der Laden gehören. Vielleicht tut er das auch, in einer Parallelwelt. Er beobachtet, wie die Leute trinken. Nicht aus Genuss. Aus Gewohnheit. Der Unterschied ist klein, aber du siehst ihn in den Augen.

„Guck mal links“, sagt er und deutet mit dem Kinn auf einen Typen, der allein an einem Tisch sitzt. „Der da hatte heute noch Glück.“

„Woran siehst du das?“ frage ich.

„Das Hemd ist frisch gebügelt, und er riecht nach Arbeit, nicht nach Aufgabe“, sagt der Kobold. „Wahrscheinlich Freundin, Wohnung, irgendwas mit Zukunft. Er ist nur hier, um ‚mal den Kopf freizukriegen‘. Und jetzt pass auf, wie er daran arbeitet.“

Der Mann sitzt mit einem Bier, das halb voll ist. Er dreht sein Handy hin und her, sieht auf das Display, sieht wieder weg. So einer, der noch Nachrichten kriegt, wenn er mal zwei Stunden nicht antwortet. Du siehst, wie er kurz grinst, dann eine Nachricht tippt, dann das Glas hebt. Schluck. Noch einer. Noch ’n Blick aufs Handy. Die Schultern werden tiefer, der Blick leerer. Stück für Stück.

„Der wird heute nichts Großes ruinieren“, kommentiert der Púca. „Kein Betrug, kein Unfall, kein Drama. Aber er wird sich ganz unspektakulär ein kleines bisschen Glück wegschieben. Vielleicht verpasst er den Punkt, an dem er gegangen wäre, bevor er irgendwas Dummes sagt. Vielleicht schreibt er eine Nachricht, die er nüchtern nie geschrieben hätte. Vielleicht geht er nach Hause und trägt den schlechten Geschmack von heute durch den Rest der Woche. Kein Knall. Nur Kratzen.“

„Und du?“, frage ich. „Greifst du dir den auch?“

Er zuckt mit den Schultern. „Ich hab keine Eile“, sagt er. „Manche killen ihr Glück alleine so gründlich, dass ich nur noch aufräumen muss.“

Liane hebt ihr Glas, ohne aufzusehen. „Was guckst du so?“ fragt sie.

„Ich studiere Methoden“, sage ich. „Wie man Dinge langsam kaputtkriegt.“

„Erfahrung hast du ja“, meint sie trocken.

Wir trinken. Nicht schnell, nicht langsam. Einfach so, wie man Atmen und Trinken verwechselt. Nebenbei erzählt sie irgendwas von einem Job, den sie mal hatte. Irgendwas mit Büro, Kaffeeküche, halbherzigen Geburtstagsfeiern und Kolleginnen, die „Schatz“ sagen, obwohl sie dich hassen. Es klingt nach einem Leben, das stabiler war, als sie es ertragen konnte.

„Warum hast du aufgehört?“ frage ich.

Sie zieht an ihrer Kippe, pustet den Rauch in einer geraden Linie raus. „Weil ich gemerkt hab, dass ich da glücklich werden könnte“, sagt sie. „Und ich kann mit Glück nicht umgehen.“

Der Satz trifft. Nicht als großer Schlag, mehr wie ein kleiner Nagel in der Schuhsohle. Du läufst weiter, aber du weißt, dass da was ist.

„Wie merkt man das?“ frage ich.

„Du fängst an, Pläne zu machen“, sagt sie. „Regelmäßig schlafen, pünktlich sein, Leute nicht wegbeißen, die nett zu dir sind. Und je mehr du merkst, dass du es kannst, desto mehr kriegst du Angst vor dem Moment, in dem es dir wieder weggenommen wird. Also nimmst du’s dir selber weg. Dann hast du wenigstens die Kontrolle.“

„Selbstsabotage als Vorsorge“, sagt der Púca. „Klassiker.“

Ich denke an die Male, in denen ich fast so etwas wie einen geraden Weg unter den Füßen hatte. Einen Job, der nicht komplett beschissen war. Leute, die mich mochten, obwohl sie mich kannten. Nächte, in denen ich früh nach Hause hätte gehen können. Morgende, an denen ich hätte aufstehen und nicht gleich zur Flasche greifen können. Jedes Mal lag da irgendwo eine Möglichkeit von Glück. Nichts Großes. Nur dieses leise Gefühl von: Das könnte was werden.

Und jedes Mal hab ich aus Reflex dagegen getreten. Nicht, weil ich mich bewusst fürs Unglück entschieden hätte. Sondern weil der Weg ohne Drama sich so fremd angefühlt hat, dass ich dachte, da stimmt was nicht.

„Du kennst das“, sagt der Púca. „Wenn mal zwei, drei Tage alles halbwegs läuft, wirst du nervös. Du wartest auf den Schlag. Und weil er nicht kommt, baust du ihn selber. Trinkst zu viel, sagst das Falsche, machst irgendwas kaputt, damit die Welt wieder so aussieht, wie du sie kennst.“

„Ich vertraue der Ruhe nicht“, sage ich.

„Du vertraust gar nichts, was nicht weh tut“, antwortet er.

Der Barkeeper hört zu, ohne hinzugucken. Er hat diese professionelle Blindheit perfektioniert. Du siehst es an seinem Gesicht: Er nimmt alles wahr, aber er weiß, dass er nur zuhören darf, wenn du so tust, als würdest du mit der Wand reden.

„Was war dein letzter Moment, an dem du hättest abbiegen können?“ fragt Liane plötzlich. Sie sieht mich jetzt direkt an. Kein Mitleid, nur Interesse. Als würde sie eine Studie machen.

Ich denke nach, länger als mir lieb ist. Da ist nicht „der eine Moment“. Da ist ein Haufen kleiner Kreuzungen, an denen ich konsequent in dieselbe Richtung gegangen bin. Zur Bar, zur Flasche, zur Wette, zur Flucht.

„Vielleicht“, sage ich langsam, „war es der Tag, an dem ich gemerkt hab, dass ich ohne den ersten Drink nervöser bin als mit. Ich hätte Angst kriegen und was ändern können. Stattdessen hab ich mir eingeredet, dass das normal ist.“

„Genau“, sagt der Púca stolz. „Da hast du deinem Glück offiziell gekündigt, ohne es zu merken. Du hast gesagt: ‚Ich fühle mich nur noch wohl, wenn ich mich Stück für Stück zerstöre.‘ Und das Glück hat gesagt: ‚Gut, dann such ich mir wen anders.‘“

„Halt die Klappe“, knurre ich.

„Siehst du“, sagt er. „Treffer.“

Am anderen Ende der Bar hat der Typ mit dem frischen Hemd inzwischen sein drittes Bier. Das Handy liegt jetzt ungesehen neben ihm, das Display dunkel. Er redet mit irgendeinem Kumpel, den ich nie vorher gesehen habe. Die beiden lachen zu laut, dieses erzwungene Lachen, das man macht, wenn man beweisen will, dass es einem gut geht. Ich sehe, wie ihm an einer Stelle kurz der Blick wegkippt, nach innen. Dieser Millimeter, in dem du siehst: Da ist einer, der gerade einen Kompromiss mit sich selbst macht.

„Da“, sagt der Kobold. „Der Moment, an dem das Glück eine Delle kriegt. Nicht groß, nicht dramatisch. Nur so, dass es beim nächsten Mal leichter ist, drüber zu gehen.“

Ich frage mich, ob mein eigenes Glück damals auch so aussah. Nicht als große, strahlende Figur, sondern als kleines Ding in der Ecke, das ab und zu gesagt hat: „Lass das bitte.“ Und ich hab gesagt: „Später.“

„Wie tötet man Glück, ohne es zu merken?“ frage ich halb laut, halb zu mir selbst.

Der Púca zählt an den Fingern ab. „Erstens: Du nennst es nie beim Namen. Du sagst nicht: ‚Mir geht’s gerade gut.‘ Du sagst: ‚Wird schon.‘ Zweitens: Du überschätzt, wie viel du aushältst. ‚Noch einen Abend, noch eine Wette, noch ein Risiko.‘ Drittens: Du hältst Schmerz für normal und normalen Zustand für verdächtig. Viertens: Du glaubst, du hättest später noch Zeit, alles zu reparieren. Und fünftens: Du gibst nicht zu, dass du längst angefangen hast, es umzubringen.“

„Fehlt da nicht was?“ fragt Liane.

„Ja“, sagt er. „Sechstens: Du lachst drüber.“

Wir drei schweigen. Nur die Musik läuft, im Hintergrund irgendein Song, der von früher erzählt, als wäre früher ein Ort mit Eintrittskarte. Ich nehme einen Schluck und merke, dass ich langsamer werde. Nicht aus Vernunft. Aus Erschöpfung.

„Und was wäre das Gegenteil?“ frage ich irgendwann. „Wie würde man Glück behalten, ohne es zu merken?“

Der Púca lacht. „Falsche Frage“, sagt er. „Du bist an dem Punkt vorbei, an dem das noch relevant ist.“

„Für mich vielleicht“, sage ich. „Aber theoretisch.“

Er denkt kurz nach, was selten ist. „Wahrscheinlich“, sagt er dann, „indem man die kleinen Sachen nicht als selbstverständlich frisst. Indem man nicht jedes halbwegs gute Gefühl sofort mit irgendwas zuschüttet. Indem man einmal mehr geht, als bleibt. Einmal mehr Nein sagt, als Ja. Und indem man nicht jedes komische Ziehen im Bauch mit Alkohol übertüncht.“

„Klingt nach Aufwand“, sage ich.

„Glück ist anstrengend“, meint er. „Unglück läuft von allein.“

Der Typ mit dem frischen Hemd zahlt irgendwann. Seine Schritte sind unsicherer, sein Blick glasiger. Er schaut kurz durchs Lokal, als würde er prüfen, ob irgendwer mitbekommen hat, dass er gerade begonnen hat, etwas zu verspielen, das er noch nicht mal richtig begriffen hat. Dann geht er. Tür auf, Luftzug, Tür zu. Weg.

„Wird wiederkommen“, sagt der Barkeeper. „Die, die noch was zu verlieren haben, kommen am zuverlässigsten wieder.“

Ich nicke. Ich bin auch wiedergekommen. So lange, bis das Glück nichts mehr mitzubringen hatte.

Am nächsten Morgen war das Glück wieder da – aber nur in der kleinsten denkbaren Form. Als Rinnsal. Als Rest. Als das Ding, das du bekommst, wenn du eigentlich nichts mehr bestellt hast, aber die Küche schon am Aufräumen ist.

Ich wachte auf und war nicht tot. Das war eins. Kein Herzstillstand, kein Notarzt, kein blaues Licht. Nur der alte Druck im Brustkorb, das vertraute Stechen unter den Rippen, der trockene Mund, der Geschmack von Asche und billigem Schnaps. Der Kopf hämmerte, aber nicht so schlimm, dass ich kotzen musste. Das war zwei. Und ich konnte, mit Anlauf, aufstehen. Das war drei. Drei Stücke Glück, verteilt auf einen Körper, der aussah, als hätte er seit Jahren keine Pause mehr gemacht.

„Na siehste“, sagte der Púca, der schon am Bettende hockte, als hätte er dort geschlafen. „Du bist reich.“

„Wenn das Reichtum ist“, knurrte ich, „möchte ich bitte in Raten zahlen.“

Ich schleppte mich in die Küche. Der Tisch war noch voll mit Aschenbecher, leeren Gläsern, irgendeiner aufgerissenen Tüte, deren Inhalt sich in undefinierbare Krümel verwandelt hatte.

Das Fenster war zu, die Luft stand. Es roch nach mir. Nach allem, was über Nacht aus mir rausgedampft war. Körpermüll und Restnebel.

Der Topf mit der toten Pflanze stand immer noch auf der Fensterbank. Früher wäre ich dran vorbeigegangen. Heute blieb ich einen Augenblick stehen, so, als müsste ich ihr kondolieren. Ein abgestorbenes Ding, das niemand wegwirft, weil es sonst zu leer aussieht.

„Gieß sie doch“, sagte der Kobold, halb im Spott, halb im Ernst. „Vielleicht steht sie wieder auf.“

„Die ist komplett hinüber“, sagte ich.

„Und?“ Er zuckte die Schultern. „Ihr macht doch sonst auch so viel sinnlosen Scheiß. Beten, Wetten, Hoffen. Gieß halt.“

Ich drehte den Wasserhahn auf, ließ kurz laufen, hielt das Glas drunter und kippte einen Schluck in die trockene Erde. Das Wasser verschwand sofort. Kein Blubbern, keine Bewegung. Einfach weg. Ich starrte einen Moment drauf und dachte: Genau so sieht’s in mir aus, wenn mal was reinkommt, was kein Alkohol ist.

„Beruhigt?“ fragte der Púca.

„Nein“, sagte ich. „Aber beschäftigt.“

Auf der Arbeit war der Tag wieder einer von denen, die glatt durchrutschen könnten, wenn man sie nicht irgendwo markiert. Stapeln, schieben, tragen, schwitzen. Die Leute machten ihre Sprüche, ich machte meine Handgriffe. Das Glück zeigte sich in Kleinigkeiten: Die Palette rutschte nicht weg, der Stapler blieb heil, der Chef hatte zu wenig Schlaf, um mich anzupflaumen. Ich schaffte es, eine halbe Stunde Pause draußen zu sitzen, ohne dass der Kreislauf völlig abkackte.

„Das ist es“, sagte der Kobold, als ich auf der Palette saß und die Sonne mir flach ins Gesicht schien. „Das ist der Restbestand von dem, was du Glück nennen könntest. Kein Krankenhaus, kein Knast, kein Loch im Kopf. Du bist noch in der Kategorie: läuft.“

„Läuft wohin?“ fragte ich.

„Nach unten“, sagte er. „Aber hey – ohne Rollator.“

Ich dachte darüber nach, was Glück für andere bedeutete. Für die in der Halle war es der freie Freitag, das Extra-Geld, die nicht kaputte Waschmaschine. Für Liane vielleicht eine Nacht ohne Flashback. Für den Barkeeper ein Abend ohne Schlägerei und mit genügend Umsatz, dass die Lieferanten die Fresse hielten. Für mich? Dass der Körper noch mitmacht, wenn ich ihn zum Tresen schleppe.

Vielleicht war das das Traurigste: dass ich meinen Maßstab so weit runtergeschraubt hatte, dass „nicht tot umfallen“ als Erfolg durchging. Und selbst dieses minimale Glück war auf Abruf. Ein Fehler zur falschen Zeit, und der Vertrag, den ich ohne Lesen unterschrieben hatte, würde durchklicken.

Nach der Schicht stand ich nicht direkt vor der Bar. Das war ungewöhnlich. Ich stand zwischen Bar und Wohnung, auf diesem kurzen Stück Straße, das theoretisch in beide Richtungen ging. Links die Theke, rechts das Bett. Dazwischen eine Kreuzung, die sich anfühlte wie Prüfungstag.

„Na?“ fragte der Púca, der auf dem Straßenschild hockte, die Beine baumelnd. „Heute mal Wellness? Ab nach Hause, Wasser, Brot, früher Schlaf, ein bisschen so tun, als würdest du ans Morgen glauben?“

Ich sah zuerst nach rechts. Wohnung. Hinterhof. Küche. Bett. Stille, Fernseher, den ich nicht anmachen würde, weil die Stimmen mich nervten. Da war kein echtes „besser“. Nur ein anderer Käfig.

Dann sah ich nach links. Bar. Geräusche, Menschen, Jukebox, der Barkeeper, Liane vielleicht. Alkohol, der alles weich machte, bis der Tag sich anfühlte, als hätte er keine Zacken gehabt. Langsamer Selbstmord mit Ambiente.

„Was wäre glücklicher?“ fragte ich.

„Gar nichts“, sagte der Kobold. „Glück ist in deinem Fall nur noch Schadensbegrenzung. Du kannst entscheiden, ob du heute deine Organe etwas weniger oder etwas mehr beleidigst. Das ist alles.“

„Also scheißegal?“

Er grinste. „Nicht für mich.“

Ich ging nach links. Natürlich ging ich nach links. Aus denselben Gründen wie immer: Routine, Angst vor Stille, körperliches Verlangen, die Sehnsucht nach dem kurzen Moment, in dem der erste Schluck alles für fünf Minuten in Ordnung bringt, bevor es wieder zerfällt.

In der Bar war es leerer als sonst. Ein paar Vereinzelte, kein großes Gedränge. Liane war nicht da, der Mann mit den Pferdeaugen auch nicht. Nur der Barkeeper und zwei Gestalten, die aussahen, als würden sie gleich in ihre Gläser ziehen.

„Du siehst aus, als hättest du kurz überlegt“, sagte der Barkeeper, als er mir das erste Bier hinstellte.

„Hab ich“, antwortete ich. „War kurz davor, verantwortungsvoll zu sein.“

„Hat nicht geklappt?“

„Zum Glück nicht“, sagte ich, halb im Spaß, halb im Ernst.

Der Púca klatschte im Hintergrund leise, als wären wir auf einer Theaterprobe. „So tötet man Glück, ohne es zu merken“, flüsterte er. „Man benutzt das Wort ironisch.“

Ich nahm den ersten Schluck. Da war er wieder, dieser kleine, fiese Frieden, der sich in den ersten Sekunden breitmacht, bevor die Chemie ihre ganze Palette auspackt. Die Schultern wurden etwas leichter, das Herz klopfte weniger laut, die Gedanken rückten auseinander, als hätte jemand mehr Abstand zwischen die Sätze gelegt.

„Da“, sagte der Kobold zufrieden. „Das ist der Moment, an dem Glück keine Chance hat. Alles, was du theoretisch fühlen könntest, wird hier gerastert. Schmerz runter, Sehnsucht runter, Ehrlichkeit runter. Genügt dir. Für heute.“

„Du übertreibst“, sagte ich.

„Nein“, entgegnete er. „Du untertreibst seit Jahren. Ich beschreib nur.“

Ich dachte an Leute, die behaupten, sie würden „am Glück vorbeileben“. Ich musste innerlich lachen. Nicht, weil der Spruch witzig ist, sondern weil er so sauber verlogen ist. Du lebst nicht am Glück vorbei. Du trittst es weg, wenn es dir im Weg steht. Du säufst drüber, wenn es sich auf deine Brust setzt und sagt: „Jetzt wär eigentlich der Moment, in dem du was ändern könntest.“ Du schwörst dir „morgen“, wenn du „jetzt“ nicht aushältst.

„Was wäre, wenn du plötzlich Glück hättest?“ fragte der Púca irgendwann, als zwei, drei Gläser später die Sprache zäher wurde. „Richtig. So eine von diesen lächerlichen Gelegenheiten, die sich andere tätowieren lassen. Reiner Zufall. Guter Mensch, gute Chance, guter Ausgang. Was würdest du machen?“

Ich überlegte kurz. „Verpassen“, sagte ich. „Oder kaputtmachen. Aus Reflex.“

„Danke“, nickte er zufrieden. „Ehrlichkeit steht dir. Kurz zumindest.“

Später, als ich rauchend vor der Tür stand, die Stadt klein und müde, der Himmel ohne Sterne, dachte ich: Vielleicht war Glück nie für Typen wie mich gedacht. Vielleicht gibt es eine Sorte Mensch, die damit was anfangen kann. Vorsichtig, klug, besonnen, bereit zu verzichten, bevor alles in die Luft fliegt. Und dann gibt es die anderen. Die, die erst dann ruhig schlafen, wenn alles wackelt.

„Blödsinn“, sagte der Kobold. „Das ist keine Typfrage. Das ist Gewohnheit. Du hast dich daran gewöhnt, ohne Glück zu leben, also erkennst du es nicht mehr, wenn’s an dir vorbeiläuft. Du würdest es heute für einen schlechten Witz halten, wenn’s anklopft.“

„Tut es eh nicht“, sagte ich.

„Nicht mehr“, korrigierte er. „Weil du jahrelang nicht aufgemacht hast.“

Wir gingen nach Hause. Die Straßen waren leer, die Schatten lang, die Stadt klein genug, dass ich fast alles in einem Blick fassen konnte. Wohnung, Bar, Halle, Hinterhof – mein Quadrat. Alles andere war Theorie.

Im Bett, halb angezogen, Zigarette im Mundwinkel, der Rauch stieg zur Decke, als würde er sich einen Weg raus suchen. Ich lag da und dachte an all die winzigen Momente, die vielleicht Glück hätten sein können, wenn ich sie nicht mit irgendwas zugeschüttet hätte. Ein Gespräch, das ich abgewürgt hatte. Ein Job, den ich aus Bequemlichkeit sausen ließ. Eine Frau, bei der ich dachte, ich hätte sie nicht verdient. Ein Morgen, an dem ich hätte joggen gehen können, statt mir die Lunge vollzuhacken.

„Wie man Glück tötet, ohne es zu merken“, murmelte ich. „Man lebt einfach weiter wie immer.“

Der Púca kicherte leise, rollte sich zusammen wie eine Katze am Fußende. „Keine Sorge“, flüsterte er. „Wenn du irgendwann ganz durch bist, kümmer ich mich drum, was von deinen Träumen übrig ist. Die kann man auch noch zu Geld machen. So bildlich gesprochen.“

„Die sind doch längst weg“, murmelte ich schläfrig.

„Glaubst du“, sagte er. „Träume sind wie Schulden. Die kriegt man pfändbar, wenn der Rest zusammenbricht.“

Und irgendwo zwischen diesem Satz und dem nächsten Hustenstoß dämmerte ich weg. In einer Stadt, die immer kleiner wurde. In einem Körper, der immer weniger Glück vertrug. Mit einem Biest am Fußende, das geduldig wartete, bis es an der Reihe war, sich auch noch den letzten Rest zu holen, den ich mal „Hoffnung“ genannt hatte.

Der Kobold, der deine Träume pfändet

Es gibt eine Grenze, ab der dir keiner mehr dein Sofa wegnehmen muss, weil du nichts mehr hast, was sich lohnt. Kein Fernseher, keine Anlage, keine teuren Uhren. Wenn dann einer kommt, um zu pfänden, bleibt ihm nur eins: deine Träume. Und die sind meistens mehr wert als alles, was im Wohnzimmer steht. Zumindest für den, der sie dir abnimmt.

Mir ist irgendwann aufgefallen, dass meine Träume leiser geworden sind. Nicht verschwunden – so einfach machen die es einem nicht –, nur leiser. Früher haben sie gebrüllt. Haben an der Schädeldecke gerüttelt und gesagt: „Los, mach was! Wir wollen raus!“ Heute sind sie wie alte Mieter, die wissen, dass der Vermieter sie irgendwann ohne Grund rauswerfen kann. Sie halten die Klappe, zahlen pünktlich und hoffen, dass keiner sie bemerkt.

Es fing nicht damit an, dass ich aufgehört habe zu träumen. Es fing damit an, dass ich angefangen habe, mich für meine Träume zu schämen. Die frühen waren peinlich, klar. Kleinkram. Band gründen, Buch schreiben, irgendwo am Meer leben, eine Bar ohne Stress, ein Job, der nicht nach Tod auf Raten riecht. Wir haben das damals „Ziele“ genannt, weil „Träume“ zu weich klang. Ziele kann man verfehlen. Träume verrotten einfach.

Der Púca wusste von Anfang an, dass er damit arbeiten kann. Geld, Zigaretten, Herzschläge – das sind seine täglichen Einnahmen. Aber Träume, das ist die langfristige Anlage. Wenn du jemandem die Träume aus dem Kopf holst, bleibt nur noch Gewohnheit übrig. Und Gewohnheit ist sein Lieblingsfutter.

Es war so ein Morgen nach einem dieser Abende, an denen du zu viel gesehen hast – von dir, von anderen, von der Stadt. Ich wachte in der Küche auf, nicht im Bett. Die Stirn auf der Tischplatte, der Rücken schief, die Zigarette im Aschenbecher halb runtergebrannt, ein Brandfleck so nah an meinem Ärmel, dass es lächerlich war, dass nichts passiert war. Ich richtete mich auf, der Nacken knackte, der Kopf hämmerte.

Auf dem Tisch lag ein Block. So ein kleiner, gelber Notizzettelblock, von denen man sich einredet, man würde irgendwann „wichtige Sachen“ draufschreiben. Telefonnummern, Ideen, To-do-Listen. Auf dem oberen Blatt stand in krakeliger Schrift irgendwas, das ich definitiv gestern geschrieben hatte: „Dinge, die ich noch will.“

Ich starrte auf die Worte, als hätte sie jemand Fremdes da hingeschrieben. „Dinge, die ich noch will." Darunter ein paar Stichpunkte. Ich las sie, einer nach dem anderen. Nichts Großes. Nicht mal mehr Weltrettung. So Sachen wie: „Einmal ohne Schmerzen aufwachen." „Einen Tag nicht trinken." „Wieder was anderes fühlen als Angst oder Leere." „Nicht allein sterben."

„Ich sollte dir was berechnen fürs Ghostwriting", sagte der Púca, der auf der Fensterbank saß und mit der Ferse gegen den Heizkörper klopfte. „Die halbe Liste stammt von mir."

„Halt die Klappe", murmelte ich, aber es war ohne Biss. Ich sah die Punkte an. Jeder einzelne war lächerlich bescheiden und gleichzeitig völlig unrealistisch. Als würdest du einem Ertrinkenden vorschlagen, in Ruhe schwimmen zu lernen.

„Weißt du, was das hier ist?" fragte der Kobold und deutete mit dem Kinn auf den Zettel. „Das ist eine Restforderung."

„Was?"

„Du hattest mal große Träume", sagte er. „Die hab ich längst abgeholt. Band, Buch, Meer, andere Stadt, andere Version von dir – alles gepfändet. Du hast jahrelang nicht gezahlt, also hab ich's mir geholt. Übrig geblieben sind diese kleinen, jämmerlichen Wünsche. Schmerzfrei, ein Tag ohne, nicht allein. Das ist das, was du dir noch leisten kannst."

Ich zerriss den Zettel nicht. Ich hätte es tun können, dramatisch, mit Geste, so wie Leute in Filmen Liebesbriefe zerreißen. Stattdessen faltete ich ihn in der Mitte, einmal, zweimal, dreimal, bis nur noch ein kleines Papierquadrat übrig war. Ich steckte es in die Brusttasche, als würde ich damit irgendwas retten.

Auf dem Weg zur Arbeit dachte ich über alte Träume nach. Nicht, weil ich sentimental geworden wäre, sondern weil der Kopf irgendwas tun musste, während der Körper automatisch ging. Früher hatte ich mir vorgestellt, irgendwann eine Wohnung zu haben, in der mehr Bücher als Flaschen stehen. Später wollte ich „nur noch" einen Job, bei dem man mich nicht anschreit. Noch später wollte ich „nur noch" morgens nicht mit Panik im Brustkorb aufwachen.

„Du bist wie einer, der irgendwann von ‚Villa mit Garten' auf ‚nicht unter der Brücke' runterverhandelt", kommentierte der Púca. „Und selbst dann schaffst du's, zu spät die Miete zu zahlen."

„Wann hast du damit angefangen?" fragte ich ihn. „Mit der Pfänderei."

Er grinste. „Am Tag, an dem du das erste Mal gedacht hast: ‚Ach, das mit der Musik mach ich später. Erstmal ein Bier.' Oder: ‚Den Text schreib ich morgen. Heute bin ich platt.' Oder: ‚Die zieh ich nicht runter mit meinem Scheiß, ich meld mich lieber nicht.' Jedes Mal hast du einen Teil von deinem Traum verkauft, um Ruhe zu haben."

Die Halle, der Lärm, die Kisten. Meine Hände arbeiteten, mein Kopf war woanders. Ich sah mich in einer Art innerem Pfandhaus stehen. Regale voller Dinge, die mal meine Träume gewesen waren. Eine abgewetzte Gitarre mit nur drei Saiten. Ein Mikro, in dem nie jemand gesungen hatte. Ein Notizbuch, halb voll mit Sätzen, halb voll mit leeren Seiten. Ein Reisekoffer, der nie benutzt wurde. Alles mit Preisschild. Alles längst nicht mehr in meinem Besitz.

„Und wem gehört das jetzt?“ fragte ich innerlich.

„Mir“, sagte der Kobold. „Ich hab sie alle genommen, als du nicht hingesehen hast. So läuft Pfändung. Keiner ruft vorher an und fragt: ‚Ist es dir sehr wichtig?‘ Die kommen, wenn du unten bist, und nehmen dir das, was noch Wert hat. Geld hattest du eh nie genug. Also hab ich deine Möglichkeiten genommen.“

Abends in der Bar fühlte ich mich wie ein leerer Pfandschein, der niemanden mehr interessiert. Die Theke, der Hocker, das übliche Programm. Der Barkeeper nickte, stellte was hin. Liane war nicht da, der Mann mit den Pferdeaugen auch nicht. Nur die Standardgestalten, die aussahen, als wären sie in ihren eigenen Pfandhäusern schon mehrfach über’s Limit gegangen.

„Du hattest mal so Sätze drauf wie: ‚Ich will nicht so enden wie die Typen hier‘“, erinnerte mich der Púca, der auf dem Zapfhahn saß. „Weißt du noch?“

„Ja“, sagte ich.

„Und jetzt?“

„Jetzt will ich einfach nur, dass es nicht noch schlimmer wird“, antwortete ich.

„Das ist der Moment“, erklärte er, „in dem ich offiziell deine Träume übernommen habe. Du hast aufgehört, nach vorne zu denken. Du denkst nur noch: nicht noch weiter nach hinten. Das ist keine Richtung. Das ist Stillstand auf abschüssiger Strecke.“

Ich nahm einen Schluck, sah ins Glas und fragte mich, ob da irgendwo eine letzte Reserve steht. Ein Traum, den er noch nicht verpfändet hatte, weil ich ihn zu gut versteckt hatte. Vielleicht irgendwo tief drin dieses leise Ding, das sagt: „Vielleicht könnte es noch anders werden.“ Nicht laut, nicht mit Feuer. Eher wie eine winzige Flamme in einem Raum voller Zugluft.

„Den da meinst du?“ fragte der Kobold und tippte sich an die Brust, genau da, wo bei mir die kleine Papierecke steckte. „Ja, den hab ich auch schon auf der Liste.“

„Was willst du denn noch nehmen?“ fragte ich. „Was bleibt überhaupt übrig?“

Er lächelte. „Deine Träume vom Aufhören“, sagte er. „Die sind viel wert. Die halten dich am Tropf. Solange du glaubst, du könntest jederzeit aussteigen, bist du perfekt steuerbar. Du zahlst weiter, weil du dir einbildest, du würdest nur überbrücken.“

Ich sah ihn an und wusste: Der Kobold war nicht nur der, der mir das Glück fraß. Er war auch der, der die Kisten mit meinen Träumen verplombt hatte, irgendwo hinten im Kopf. Pfandgut. Verwertbar. Verloren, sobald der Hammer fällt.

Der Trick bei gepfändeten Träumen ist, dass du sie weiter im Kopf hast, obwohl sie dir längst nicht mehr gehören. Wie Möbel nach einer Räumungsklage, von denen du immer noch genau weißt, wo sie standen. Du kannst sie beschreiben, du kannst sie riechen, du kannst sie im Dunkeln umrunden – aber wenn du dich hinsetzen willst, ist da nur noch Boden.

Später am Abend saß ich wieder an meinem Hocker, das Glas in der Hand, der Kopf im Halbschatten. Die Bar war so voll, dass es fast schon gemütlich wirkte. Menschen, die so taten, als wären sie hier freiwillig und nicht, weil sie zu Hause zu viel Stille hatten. Die Jukebox spielte irgendwas, das früher mal ein Liebeslied gewesen war, jetzt nur noch Hintergrundgeräusch.

Der Púca hatte es sich auf dem Regal über den Flaschen bequem gemacht. Er baumelte da oben, als wäre er ein Dekoartikel, den man nicht bestellt, aber nie wieder loswird. „Na“, sagte er, „wollen wir mal eine kleine Bestandsaufnahme machen?“

„Von was?“ fragte ich, obwohl ich es wusste.

„Von deinem Restbestand“, sagte er. „Nicht Leber, die ist klinisch interessant, aber langweilig. Träume. Lass mal gucken, was sich noch zu Geld machen lässt.“

„Da ist nichts mehr“, sagte ich. „Nur noch dieser Zettel in der Tasche.“

„Du unterschätzt deine Lagerfläche“, meinte er. „Ihr habt immer mehr Träume, als ihr zugebt. Ihr schämt euch nur irgendwann dafür, sie laut zu sagen.“

Er schnippte mit den Fingern, und plötzlich war es, als hätte einer das Licht im Kopf gedimmt und gleichzeitig einen Beamer angeschmissen. Keine großen Bilder, nur kurze Einblendungen, wie Werbung, die du nicht überspringen kannst.

Ich sah einen jüngeren Typen, der aussah wie ich ohne den Rost. Er sitzt an einem Tisch, eine Tasse Kaffee daneben, ein Haufen Papier vor sich. Er schreibt. Nicht schnell, aber konzentriert. Die Asche in dem Glas neben ihm ist kurz, der Kaffee noch warm. Der Blick ist wach, nicht dieses halb abgestorbene Glotzen, das ich heute draufhabe. Er schreibt nicht, weil er muss, sondern weil da irgendwas in ihm raus will.

„Was war das?“ fragte ich.

„Das war der Traum, was zu schreiben, das nicht nur in deinem Kopf bleibt“, sagte der Kobold. „Den hab ich recht früh geholt. Ein paar Jahre mit Ausreden, dann war er fällig. Du hast ihn mir quasi freiwillig in die Hand gedrückt, als du zum zehnten Mal gesagt hast: ‚Ich hab keine Zeit.‘“

Die Szene wechselte. Ich stand auf einer kleinen Bühne, Mikro in der Hand, irgendein schäbiger Club, billiges Licht, zwei Dutzend Leute, die so taten, als würden sie zuhören. Kein großer Ruhm, kein Talentwettbewerb. Nur dieses Gefühl, dass man manchmal kurz da ist, bevor der Abend dich wieder ausspuckt. Es war nur ein Fragment, aber ich sah, wie mein Körper da oben anders wirkte. Weniger schief, weniger müde.

„Und der da?“ fragte ich.

„Das war der Traum, nicht immer nur im Publikum zu sitzen“, sagte der Púca. „Du hast damals gedacht, du würdest das mal öfter machen. Vielleicht nicht als Star, aber als jemand, der nicht immer nur von der Theke aus zuguckt. Der Traum wurde gepfändet, als du zum fünften Mal gesagt hast: ‚Heute geh ich nicht hin, bin platt.‘“

„Du hast lange auf der faulen Haut gelegen“, fügte er hinzu.

Ich trank, weil mir langsam schlecht wurde von meiner eigenen Rückblende. Das Bier schmeckte nach Spülwasser, der Schnaps nach Lösungsmittel. Trotzdem ging das Zeug runter. Körper kennt seine Aufgaben.

An der Theke tauchte Liane auf, fast unbemerkt. Sie setzte sich mit diesem Geräusch auf den Hocker, das Menschen machen, die ihren Körper nicht mehr zur Deko benutzen, sondern nur noch als Transportmittel. Der Barkeeper stellte ihr wortlos ein Glas hin. Sie nickte, ohne hochzusehen.

„Du siehst aus, als hättest du einen langen Tag gehabt“, sagte ich.

„Ich hatte einen langen Monat“, antwortete sie. „Heute ist nur die Fortsetzung.“

Der Púca grinste. „Sie hat ihre Träume auch im Pfandhaus“, sagte er. „Vielleicht nicht bei mir. Vielleicht bei anderen Schweinen. Aber das Prinzip ist dasselbe.“

„Hattest du mal große Pläne?“ fragte ich sie, ohne zu wissen, ob sie heute Bock auf ehrliche Fragen hatte.

Sie sah mich an, ihr Blick war müde, aber nicht weich. „Was glaubst du denn?“ fragte sie zurück. „Ich bin nicht betrunken auf die Welt gekommen.“

„Was war der größte?“

Sie zuckte mit den Schultern. „Der größte war wahrscheinlich der normalste“, sagte sie. „So ein Blödsinn wie: nicht wie meine Mutter enden. Nicht wie mein Vater. Nicht wie die Typen, die immer am gleichen Platz in der Kneipe sitzen.“

Ich starrte sie an. Sie grinste, kurz, schief. „Spoiler“, sagte sie. „Hat nicht geklappt.“

„Glaubst du, dass da noch was übrig ist?“ fragte ich.

Sie nahm einen Schluck, stellte das Glas ab, blickte auf die Theke, als würde sie versuchen, durch das Holz in ihre eigene Zukunft zu sehen. „Wenn noch was übrig ist“, sagte sie, „hat es irgendwo einen übertrieben guten Tarnmodus. Ich seh’s nicht mehr.“

Der Kobold kicherte leise. „Siehste“, flüsterte er mir zu. „Ihr seid alle im gleichen Laden. Unterschiedliche Regale, gleicher Eigentümer.“

„Wer ist der Eigentümer?“ fragte ich ihn im Kopf.

„Die Summe eurer Entscheidungen“, sagte er. „Ich bin nur der Verwalter.“

Der Barkeeper mischte sich ein, obwohl er tat, als würde er nur Gläser abstellen. „Wisst ihr, was am besten pfändbar ist?“ fragte er. „Nicht eure Pläne. Eure Sätze.“

„Unsere was?“

„Eure Sätze“, wiederholte er. „Dieses ‚Ich fang nächste Woche an‘, ‚Ich bin zu alt dafür‘, ‚Ist jetzt eh egal‘. Wenn ihr die oft genug sagt, kauft sie euch einer ab. Und wenn sie erstmal weg

sind, habt ihr nichts mehr, womit ihr euch selbst belügen könnt. Dann seid ihr nur noch übrig. Und übrig sein ist teurer als alles andere."

Ich mochte es nicht, wenn andere die Metaphern übernehmen, die der Kobold benutzt. Das machte ihn realer, als mir lieb war. Ich trank schneller, in der Hoffnung, dass der Alkohol eine Mauer zwischen mir und dieser plötzlichen Klarheit baut.

„Weißt du noch, was du früher werden wolltest?" fragte der Púca.

Ich dachte zurück, weiter zurück, als es gesund ist. Da war dieses Bild von mir als jemandem, der abends nicht völlig zerstört nach Hause kommt. Der vielleicht sogar gerne das macht, womit er seine Miete bezahlt. Dazu das Standardpaket: Wohnung, in der nichts schimmelt. Ein Bett, in dem manchmal jemand liegt, der nicht nur aus Gewohnheit da ist. Vielleicht ein Urlaub alle paar Jahre, irgendwohin, wo die Luft nicht nach Diesel und Verfall riecht.

„Ich wollte nicht so enden", sagte ich leise.

„Das ist kein Traum", entgegnete der Kobold. „Das ist eine Angst. Träume sind das, was du wolltest. Nicht das, wovor du weggerannt bist."

Ich ließ die Augen über den Tresen schweifen. Die Geschichten der anderen hingen in der Luft wie Rauch. Alle hatten irgendwann mal was gewollt. Keiner war hier reingekommen mit dem Plan: „Ich werd Stammgast in einer Bar, in der der Barkeeper mehr über mein Innenleben weiß als ich." Und doch saßen wir da. Wie Pfandstücke, die darauf warteten, ob der Besitzer sich noch meldet oder ob sie in den Container wandern.

„Was passiert mit Träumen, die niemand wieder abholt?" fragte ich.

Der Kobold grinste, schlug die Beine übereinander. „Die werden verwertet", sagte er. „Man baut daraus Geschichten. Lieder. Anekdoten. Zynismus. Sarkasmus. Oder ganz simpel: Bitterkeit. Die ist sehr langlebig."

„Und du?" fragte ich. „Was kriegst du davon?"

„Mich hält das im Geschäft", sagte er. „Solange ihr noch irgendwo Restträume habt, die man euch abkaufen kann, habt ihr einen Grund, weiterzumachen. Ihr denkt ja immer, ihr wärt kurz davor, dass sich was ändert. Das ist meine beste Einnahmequelle: Hoffnung auf Pump."

Liane starrte in ihr Glas, als würde sie mit ihrem eigenen Kobold reden. Ich fragte sie nicht danach. Manche Gespräche führt man parallel. Jeder mit seinem unsichtbaren Konto.

In der letzten Runde, kurz bevor der Barkeeper das Licht ein bisschen heller drehte – dieses Signalsystem, das sagt: „Letzte Chance, heute noch was zu ruinieren" –, griff ich in meine Brusttasche. Der zusammengefaltete Zettel war noch da. „Dinge, die ich noch will." Ich drückte ihn zwischen den Fingern, als könnte ich prüfen, ob er noch warm ist.

„Du könntest einen Punkt davon versuchen", sagte der Púca, halb spöttisch, halb neugierig. „Nur zum Spaß. Wissenschaftliches Experiment. Ein Tag nicht trinken. Oder einmal ohne Schmerzen aufwachen. Oder irgendwas davon."

„Und wenn es klappt?" fragte ich.

Er lächelte schmal. „Dann hab ich ein Problem“, sagte er. „Aber mach dir keine Sorgen – meine Statistik ist gut.“

Ich legte den Zettel nicht auf den Tresen. Ich zeigte ihn niemandem. Ich legte ihn zurück. Da, wo er nicht hingehört, aber inzwischen wohnt.

Der Kobold sah mir dabei zu, zufrieden. „So ist recht“, sagte er. „Pfandstücke gehören in sichere Hände.“

Und irgendwo tief drin, zwischen all dem Lärm, dem Rauch, dem Alkohol und dem Gerede, spürte ich noch dieses leise, kleine Zucken – wie von einem Traum, der noch nicht ganz begriffen hat, dass seine Zeit abgelaufen ist.

Es gibt Nächte, da träumst du gar nichts – oder du erinnerst dich zumindest an nichts. Das sagen die Leute so, als wäre es beruhigend. „Ich hab einfach nur geschlafen.“ Für mich war genau das irgendwann das Beunruhigende: dass da nichts mehr kam. Keine Albträume, keine Fantasie, kein schiefer Film, in dem alles durcheinandergerät. Nur Schwarz. Ein Loch. Als hätte einer die Projektoren im Kopf abmontiert und verkauft.

Früher hab ich viel geträumt. Viel Mist, klar – verpasste Busse, kaputte Zähne, nackig in der Öffentlichkeit, das volle Programm –, aber dazwischen war immer auch irgendwas mit Flucht, mit Bühne, mit Meer, mit anderen Städten. So eine Art Resterampe meiner Tagesfantasien. Ich bin aufgewacht und wusste: Da drin wohnt noch jemand, der mehr will, als nur zur Schicht und zur Bar und wieder zurück.

Irgendwann war das weg. Die Nächte wurden schwarz. Ich legte mich hin, fiel weg, wachte auf. Kein dazwischen. Nur ein paar Stunden verschwunden, in denen nichts lief, das mir geblieben wäre. Und genau da hab ich gemerkt, dass der Kobold nicht nur am Tag arbeitet.

„Hast du mir die Träume auch gepfändet?“ fragte ich ihn einmal, als ich mitten in der Nacht wach lag, die Augen offen, aber zu müde, um wirklich da zu sein. Die Uhr zeigte eine Uhrzeit, die nur für Leute Sinn ergibt, die Nachtschicht haben oder frisch verliebt sind. Ich war weder noch.

Der Púca saß auf der Fensterbank, im Halbdunkel, nur als Kontur gegen das schlechte Straßenlicht zu erkennen. Eine zähe, bewegliche Schattenfigur. „Natürlich“, sagte er. „Wäre ja dumm, die ungenutzt rumliegen zu lassen. Tagsüber mach ich die Inventur, nachts hol ich das, was sich unter der Matratze versteckt.“

„Und was machst du damit? Sammelst du sie in irgendeinem Keller?“

Er lachte leise. „Ich fresse sie“, sagte er. „Was denn sonst? Wovon glaubst du lebe ich? Bier und Zigaretten sind nur Vorspeise. Richtig satt werde ich von den Sachen, die ihr euch verbietet, bevor ihr sie überhaupt probiert habt.“

Ich drehte mich auf die Seite, der Rücken knackte. „Ich träum kaum noch“, sagte ich. „Nur manchmal so Fetzen. Als würde jemand einen Film anreißen und dann wieder ausmachen.“

„Ja“, nickte er. „Das ist die Restlaufzeit. Ein paar Schnipsel, bevor der Sender dicht macht.“

An einem anderen Morgen – oder Mittag, wer zählt das noch – wachte ich mit einem Traumfetzen im Kopf auf, so kurz, dass er mir fast durch die Finger gerutscht wäre. Ich stand irgendwo am Meer. Keine Südsee, nur eine graue, windige Küste. Ich hatte nichts in den Händen, keine Flasche, kein Handy, keine Tasche. Nur das Wasser vor mir und diese verdammte Leere hinter mir. Und das Verrückte: In dem Traum hatte ich keinen Stress. Nur dieses seltsame Gefühl von: Ich muss nichts. Ich darf einfach stehen.

Dann wachte ich auf in meiner Küche, auf meinem Stuhl, mit einem trockenen Mund und einem Aschenbecher, der aussah wie eine Mülldeponie. Und das Meer war weg. Kein Salz, kein Wind, nur kalte Luft und abgestandener Rauch.

„Das war einer von den alten Träumen“, sagte der Púca, der auf dem Tisch saß und sich Zigarettenstummel anguckte, als wären es Knochen. „Den hast du lange nicht rausgelassen.“

„Den mit dem Meer?“ fragte ich.

Er nickte. „Der war hartnäckig. Ich hab gedacht, der wäre schon tot. Aber manchmal kommen solche Dinger noch mal hoch, wie Luftblasen aus einem versunkenen Wrack.“

„Lass ihn wieder“, sagte ich. „Der hat nichts mehr mit mir zu tun.“

„Keine Sorge“, sagte der Kobold. „Der kriegt keine Wiederholung. Ich hab ihn gefressen, bevor du richtig wach warst.“

Es war, als würde einer in mir Regale leer räumen, während ich schlafe. Du gehst abends in einen Raum, in dem überall Kisten stehen, beschriftet mit „später“, „irgendwann“, „vielleicht doch“, und wenn du morgens aufwachst, sind die Kisten da – aber sie wiegen nichts mehr. Leer, aber immer noch im Weg.

Auf der Arbeit merkte ich irgendwann, dass ich auf die Frage „Was willst du eigentlich?“ keine Antwort mehr hatte, die über „Feierabend“ hinausging. Früher hätte ich irgendeinen Quatsch erzählt. „Weltreise“, „eigenes Ding“, „raus hier“, sowas. Standard-Seelenmüll. Jetzt war da nichts mehr. Nur noch „nicht noch kaputter werden als jetzt“.

Mittagspause, ich sitze draußen mit einer Dose Billigbrause, die irgendwer aus dem Automaten gezogen hat, weil „man auch mal was ohne Alkohol trinken sollte“. Die anderen reden über „wenn ich mal im Lotto gewinne“, „wenn ich mal raus bin aus dem Laden“, „wenn ich mal weniger Schichten habe“. Alles Konjunktiv, alles Zukunfts-Bla.

„Und du?“ fragt einer mich. „Was machst du, wenn du mal richtig viel Kohle hast?“

Ich denke kurz nach und sage dann: „Ich zahl meine Organe aus.“

Sie lachen, aber nicht lange. Das ist so ein Lachen, das nach zwei Sekunden kippt, weil sie merken, dass es nicht ganz Witz ist. Der Púca neben dem Automaten wirft sich fast weg vor Freude.

„Du bist an dem Punkt“, sagt er später, „wo du dir nicht mal mehr eine Lüge richtig gönnst. Andere erzählen sich Märchen von Häusern, Autos, weiten Reisen. Du hast nicht mal mehr den Anstand, dir einen anständigen Wunsch auszudenken.“

„Ich glaub einfach nicht mehr dran“, sage ich. „Wozu ausmalen, was eh nicht kommt.“

„Das“, sagt er zufrieden, „ist der Moment, in dem ich offiziell Vollbesitz an deinen Träumen sichere. Pfändung abgeschlossen. Konto gelöscht.“

Am Abend sitze ich wieder in der Bar, weil ich nichts anderes kenne. Der Barkeeper poliert wie immer. Liane kommt, geht, kommt wieder. Die Gesichter wechseln, die Hocker bleiben. Ich trinke. Nicht, weil es Spaß macht. Weil ich nicht weiß, was ich sonst mit meinen Händen tun soll.

„Weißt du, was das Lustige ist?“ fragt der Púca, während er mit einem Fingerkreis auf dem Tresen Muster malt, die nur ich sehe.

„Bestimmt nicht“, sage ich.

„Du tust so, als hättest du keine Träume mehr“, sagt er. „Aber das stimmt nicht. Du hast noch welche. Ganz klein, ganz mickrig, aber da.“

„Welche denn?“

„Zum Beispiel der hier: Dass du irgendwann einfach aufhörst, in dieser Bar aufzutauchen. Heimlich, ohne große Ansage, ohne Drama. Du willst dich aus deinem eigenen Leben schleichen wie aus einer langweiligen Party. Einfach nicht mehr kommen. Keiner merkt’s. Vielleicht einer, vielleicht zwei, kurz. Dann geht es weiter. Und irgendwo anders fängst du noch mal an, ein bisschen anders zu scheitern. Das ist ein Traum. Einer von deinen letzten.“

Ich starrte ins Glas. Der Gedanke traf mich, weil er stimmte. Ich hatte keine Heldengeschichten mehr im Kopf, nur noch Fluchtfantasien. Nicht raus aus der Stadt, nicht raus aus allem. Nur raus aus der Wiederholung. Leise durchs Hinterzimmer verschwinden.

„Den Traum“, sagte der Kobold, „hab ich schon halb in der Kasse. Du redest seit Jahren davon, innerlich. ‚Irgendwann komm ich einfach nicht mehr.‘ Aber du kommst. Immer wieder. Jeder Schritt durch die Tür ist eine Rate, die du auf diesen Traum zahlst – und ich kassier mit.“

„Was bleibt mir dann?“ fragte ich. „Wenn du die auch noch gefressen hast?“

Er dachte kurz nach, legte den Kopf schief. „Dann bleibt dir nur noch eines“, sagte er. „Dass du irgendwann gar nichts mehr willst. Kein besser, kein anders, kein weniger schlimm. Nur noch: egal. Das ist der Endzustand. Träume komplett gepfändet. Kontostand Null. Dann kannst du offiziell sagen: Ich erwarte nichts mehr.“

„Und du?“ fragte ich. „Was hast du davon? Ein Typ, der nichts mehr will, ist doch langweilig.“

Der Púca grinste langsam. „Langweilig, ja“, sagte er. „Aber stabil. Einer, der gar nichts mehr will, wehrt sich auch nicht mehr. Der läuft, bis der Körper sagt: aus. Kein Drama, kein Aufbäumen, keine letzte große Geste. Einfach nur Ablauf. Ich mag das. Es macht die Buchhaltung sauber.“

Die Bar wurde leerer. Lichter gingen Stück für Stück aus. Der Barkeeper fing an, Stühle hochzustellen. Liane zog ihre Jacke an, ihr Glas war leer, ihre Augen nicht. Sie sah mich kurz an. „Träumst du noch was?“ fragte sie, als wäre es eine zufällige Frage.

Ich überlegte einen Moment zu lange. „Nichts Konkretes“, sagte ich.

„Dann pass auf“, meinte sie und schob sich den Schal um den Hals. „Wenn du gar nichts mehr träumst, wacht irgendwann nur noch dein Körper auf. Der Rest bleibt liegen.“

Als ich später im Bett lag, halb weg, halb da, merkte ich, wie sich irgendwas in mir wehrte. Nicht laut, nicht theatralisch. Nur so ein dünnes Drücken, wie von einer Faust, die zu schwach ist, um richtig zu schlagen. Ein Rest-Traum vielleicht. Einer, der noch nicht begriffen hatte, dass er längst verpfändet war.

„Keine Sorge“, flüsterte der Kobold in der Dunkelheit, als würde er mir ein Schlaflied singen. „Ich nehm dir das alles Stück für Stück. Du wirst gar nicht merken, wann der letzte geht. Eines Tages wachst du auf – oder auch nicht – und da ist nur noch Routine. Kein Wunsch, keine Angst, keine Hoffnung. Nur ein radiergummiglatter Zustand. Und dann, mein Freund, bist du perfekt.“

„Für was?“ nuschelte ich.

„Für den Übergang“, sagte er. „Von ‚hat mal was gewollt‘ zu ‚war halt da‘.“

Und während der Schlaf sich über mich legte wie ein alter Mantel, dachte ich noch: Vielleicht ist das die letzte Pfändung – wenn sogar die Albträume aufhören. Nicht, weil alles gut ist. Sondern weil es nichts mehr gibt, wovon du weg willst.

Der Rest war Schwarz.

Zwischen Vollrausch und Vollmond

Man sagt, der Vollmond macht die Leute verrückt. Schlaflos, gereizt, unruhig. Ich glaubte das nie so richtig. Die meisten werden nicht wegen dem Mond bescheuert, sondern wegen ihrem Leben. Der Mond ist nur die Lampe, unter der man es besser sieht. Aber an manchen Nächten, wenn dieses kalte runde Ding über den Häusern hängt wie ein viel zu heller Fleck auf einem vergilbten Foto, muss ich zugeben: irgendwas verschiebt sich.

Es fing schon auf der Arbeit an. Die Halle war die gleiche, dieselben Paletten, dieselben Flüche, dieselben Pausen, in denen die Leute auf ihr Handy starren, als würde dahinter ein Notausgang stecken. Aber durch die Oberlichter kam dieses grelle, bleiche Licht rein, das sich nicht wie Tageslicht anfühlte. Das Zeug machte die Gesichter flacher, die Schatten härter. Sogar die Kartons wirkten, als würden sie mich anglotzen.

„Heute Nacht wird’s interessant“, sagte der Púca, der oben auf einem Stapel saß, als wäre er König der Warenannahme. „Das ist kein normales Licht. Das ist Bühnenlicht.“

„Für was? Für meinen Nervenzusammenbruch?“ fragte ich und zog eine Palette schief, so dass die Kiste kurz zu wackeln begann.

„Für mich“, meinte er. „Vollmond ist wie Firmenfeier für Biester. Da dreht ihr ohnehin schon am Rad. Ich muss nur ein bisschen schubsen.“

Ich tat so, als würde ich ihn ignorieren, aber ich merkte, wie mir die Leute auf den Geist gingen. Jeder Satz war zu laut, jeder Witz einen Tick zu hohl, jede Berührung zufällig an der Schulter zu viel. Ein Kollege klatschte mir kumpelhaft auf den Rücken, ich wäre ihm fast ins Gesicht gefahren. Die Luft vibrierte, ohne dass was passierte.

In der Pause stand ich draußen, Zigarette im Mund, Kopf im Nichts. Über der Halle hing der Mond, noch nicht ganz oben, aber schon hell genug, um die Straße in was Steriles zu tauchen. Nicht dieses gelbe Laternenlicht, das alles ein bisschen verzeiht, sondern dieses kalte, unbarmherzige Weiß, in dem jede Falte, jede Delle, jeder Schatten schärfer ist.

„Du guckst ihn an wie einen Gerichtsvollzieher“, sagte der Púca, der auf dem Geländer hockte, als wäre es sein Balkon.

„Er guckt zurück“, murmelte ich.

„Tut er auch“, sagte der Kobold. „Er sieht einen, der versucht, sich unter Neon und Alkohol zu verstecken. Vollmond ist für mich wie Inventurtag. Da sehe ich genau, wo du schon hohl bist.“

Ich stubste die Kippe aus, ging wieder rein und zählte die Stunden bis Feierabend runter wie ein Kind, das auf Weihnachten wartet – nur ohne Freude. In meinem Kopf war nur ein Plan: Bar, Glas, genug Gift, bis der Mond zu einem verschwommenen Fleck wird. Wenn schon Bühnenlicht, dann bitte mit Nebel.

Als ich später durch die Straßen lief, war es, als wäre jemand mit einem Radiergummi durch die Stadt gegangen und hätte alle weichen Kanten weggenommen. Die Häuser standen da wie Kulissen, die Bäume wie dürre Statisten. Das Licht vom Mond legte ein dünnes, kaltes Blech über alles. Keine Wärme, nur Helligkeit. Ich sah meinen Schatten vor mir herlaufen, schmal, langgezogen, als wäre er fitter als ich.

Die Bar leuchtete wie immer, gelbes Rechteck, halb Versprechen, halb Drohung. Drinnen die bekannte Mischung aus Biergeruch, abgestandener Luft und dieser seltsamen Art von Geborgenheit, die nur Räume haben, in denen viele Leute langsam auseinanderfallen. Ich betrat sie wie einer, der in seine Stammzelle geht. Hocker, Tresen, der Barkeeper, der die ganze Szene zusammenhielt wie ein zu dünner Draht.

„Du siehst aus, als hättest du Stress mit dem Himmel“, sagte er, als ich mich setzte.

„Der Himmel soll mich in Ruhe lassen“, antwortete ich. „Ich kenn schon genug Arschlöcher auf Augenhöhe.“

Er stellte mir das erste Bier hin, ohne weiter nachzufragen. Das Glas war kühl, die Finger klebten dran. Im Spiegel hinter der Theke sah ich den Mond durch die Scheibe draußen reflektiert. Selbst hier drinnen kam er rein, wie ein Gast, der keine Getränke bestellt, aber alle nervt.

Der erste Schluck ging runter, als wäre er Pflicht. Kein Genuss, kein Kick, nur ein Reset. Der Púca saß auf dem Zapfhahn, die Beine baumelnd, die Augen heller als sonst. Vollmond tat ihm gut. Er sah aus, als hätte ihm jemand die Kontraste hochgedreht.

„Heute Nacht“, sagte er, kaum hörbar, „werden die Grenzen dünner.“

„Zwischen was?“ fragte ich.

„Zwischen Vollrausch und dem Rest“, sagte er. „Zwischen dir und mir. Zwischen Dingen, die du siehst, und Dingen, die du nicht mehr von mir unterscheiden kannst.“

Liane tauchte später auf, ihr Gesicht wirkte noch kantiger unter dem Mondlicht, das durch die Scheiben kroch. Sie setzte sich schwer auf den Hocker, zog die Jacke nicht aus, bestellte mit einem Blick. Der Barkeeper stellte ihr ein Glas hin, sie trank, als hätte sie seit Tagen auf diesen ersten Schluck gewartet.

„Vollmond“, sagte sie und sah nach draußen. „Ich hasse Vollmond.“

„Warum?“ fragte ich.

„Weil er tut, als hätte er mit uns was zu tun“, sagte sie. „Als würde er uns rausziehen aus unseren Löchern. Aber wir bleiben drin. Er scheint nur drauf.“

Der Mann mit den Pferdeaugen war auch da, natürlich. Er saß in seiner Ecke, das Gesicht halb im Schatten, die Augen glänzten seltsam im schrägen Licht. Für einen Moment sah es aus, als wären seine Pupillen länglich. Wie bei einem Tier, das nachts besser sieht als du. Ich blinzelte, das Bild war wieder weg. Nur er, sein Glas, sein Blick, der immer so wirkte, als würde er meine Restlaufzeit schätzen.

„Siehst du?“ flüsterte der Púca. „Du bist nicht der Einzige, der heute anders aussieht.“

Die Gläser wurden mehr. Bier, Schnaps, noch ein Bier. Die Stimmen wurden lauter, die Witze schlechter. Es war, als würde der Vollmond den Pegel schneller nach oben schieben. Alle redeten, als hätten sie Angst vor Stille. Jeder Satz war ein kleiner Schild gegen das, was da draußen in der hellen Nacht auf einen wartete: die eigene Silhouette, die eigene Leere.

Irgendwann ging ich raus vor die Tür, nur um eine zu rauchen und Abstand zu kriegen. Die Luft war kalt, klar, dieses trockene, harte Kalt, das nicht nach Winter, sondern nach Klinikum roch. Der Mond hing jetzt hoch, rund, unverschämt deutlich über den Dächern. Keine Wolken, die ihn kaschierten. Er sah aus wie ein weißer Fleck auf einem Röntgenbild.

Ich stand da, Zigarette in der Hand, der Rauch wirbelte im Licht wie gezeichnet. Die Straße war fast leer, nur irgendwo in der Ferne ein Müllwagen, der irgendwas einsammelte, das ganze Leben anderer Leute in Pressform. Mein Schatten stand neben mir, fast gleich groß jetzt, scharf abgegrenzt.

„Zwischen Vollrausch und Vollmond“, murmelte ich. „Irgendwo dazwischen häng ich fest.“

„Du bist näher am Vollrausch“, sagte der Kobold, der auf dem Türrahmen saß. „Aber er kommt dir entgegen.“

„Wer, der Mond?“

„Der Abend“, sagte er. „Der Punkt, an dem du nicht mehr weißt, ob du mich siehst, weil ich da bin, oder weil dein Hirn sich verzerrt.“

Ein Hund kam die Straße entlang, irgendwo aus einer Seitenstraße. Mittelgroß, dunkles Fell, das im Mondlicht fast silbern wirkte. Er schnupperte kurz am Bordstein, sah dann zu mir. Seine Augen blitzten auf. Für eine Sekunde schwor ich, dort Pferdeaugen zu sehen. Dieser tiefe, dunkle Glanz, den ich schon in der Bar gesehen hatte. Der Hund neigte den Kopf, als würde er mich wiedererkennen. Dann trottete er weiter, als wäre nichts gewesen.

„Du wirst weich in der Birne“, lachte der Púca leise. „Oder du fängst endlich an zu sehen, was immer schon da war.“

„Halt’s Maul“, sagte ich, aber meine Stimme war brüchiger als sonst.

Drinnen war es heller als auf der Straße, auf eine komische Art. Neon, Lampen, Gläser, Gesichter – alles vertraut. Aber durch die Fenster fiel dieses Mondlicht, zog Streifen auf den Boden, über Hocker, über Hände, über das Bier in meinem Glas. Jeder Schluck spiegelte ihn kurz, bevor ich ihn runterwürgte.

„Du könntest heute mal früher aufhören“, sagte der Barkeeper irgendwann, als er mir den nächsten Schnaps hinstellte. „Mondnacht ist kein guter Zeitpunkt, um die Grenze zu testen.“

„Die Grenze testet mich“, antwortete ich. „Ich mach nur mit.“

Der Púca saß plötzlich nah an meinem Ohr, so nah, dass ich glaubte, seinen Atem zu spüren, obwohl er keinen hat. „Zwischen Vollrausch und Vollmond“, flüsterte er. „Das ist die Zone, in der du anfängst zu glauben, dass ich vielleicht mehr bin als nur dein kaputter Kopf.“

„Und was bist du dann?“ fragte ich.

Er grinste. „Frag mich das noch mal, wenn wir eine Flasche weiter sind.“

Ich trank. Draußen hing der Mond, als würde er zuschauen. Drinnen hing ich am Glas, als würde ich mich festhalten. Und irgendwo dazwischen – zwischen Himmel und Tresen, zwischen Vollmond und Vollrausch – bewegte sich etwas, das ich nicht mehr klar auseinandernehmen konnte: Wo ich aufhörte und wo das Biest anfing.

Je näher die Nacht an den Nullpunkt rutschte, desto weniger Unterschied gab es zwischen draußen und drinnen. Die Bar hatte ihre eigene Gravitation, die Leute klebten an ihren Hockern wie Fliegen auf altem Klebstoff. Der Vollmond hing hinter der Scheibe wie ein übergroßes Auge, das vergessen hatte zu blinzeln. Ich trank, als würde ich mich tarnen müssen – vor dem Himmel, vor mir selbst, vor allem.

Der Pegel war an diesem Punkt, an dem du dich kurz unbesiegbar fühlst. Nicht mehr müde, nicht mehr schwer, sondern leicht und schief. Worte kommen einfacher, die Zunge läuft flüssiger, und dein Gehirn sagt dir, dass du jetzt auf einer angenehmen Höhe bist, auf der du sogar „tiefe“ Gespräche führen kannst. Genau da fängt der Absturz an, du merkst es nur nicht. Diese fünfzehn, zwanzig Minuten, in denen du glaubst, du hättest alles im Griff, sind der Moment, in dem du entfesselt wirst.

Liane war näher gerückt, irgendwann zwischen dem dritten und vierten Glas. Nicht direkt neben mich, aber ein Hocker weniger Abstand. Das ist in einer Bar so etwas wie eine Geste. Nicht Liebe, nicht Freundschaft, eher die stille Übereinkunft: „Wenn wir schon untergehen, dann wenigstens in Sichtweite." Sie rauchte mehr als sonst, sah öfter nach draußen, als würde sie überprüfen, ob der Mond noch da ist.

„Der macht was mit mir", sagte sie, ohne dass ich gefragt hätte.

„Wer? Der da oben oder der hier drinnen?" fragte ich und deutete erst mit dem Kinn nach draußen, dann auf mein Glas.

„Beide", sagte sie. „Der eine zeigt mir, wie klein ich bin. Der andere, wie schnell ich's vergesse."

Der Barkeeper hörte zu, tat aber so, als würde er nur die Flaschen sortieren. Der Mann mit den Pferdeaugen war weiterhin in seiner Ecke, unbeweglich, das Glas vor sich wie ein stilles Tier. In bestimmten Lichtwinkeln war sein Gesicht nicht mehr klar. Mehr Kontur als Inhalt. Ich fragte mich, ob ich nüchtern schon mal versucht hatte, hinzugucken, bevor ich so voll war, dass alles verschwimmt.

„Wie weit bist du?" flüsterte der Púca und strich mit einer unsichtbaren Hand über den Rand meines Glases. „Auf einer Skala von ‚klar' bis ‚du siehst mich, obwohl ich nur in deinem Kopf bin'?"

„Ich seh dich immer", sagte ich. „Das ist nicht das Problem."

„Doch", grinste er. „Die Frage ist nur: Glaubst du mir."

Die Musik wechselte auf etwas Langsames, so eine traurige Nummer, die niemand bestellt, die aber plötzlich da ist, als hätte die Jukebox beschlossen, sich kurz ehrlich zu machen. Die Gespräche wurden leiser, nur kurz, wie ein kollektives Einatmen. Dann ging die Lautstärke wieder hoch, weil niemand Bock hatte, in die Lücke zu fallen, die dieser Song gelassen hatte.

Ich merkte, wie der Mond immer wieder in den Spiegeln auftauchte. Hinter den Flaschen, in der Scheibe der Jukebox, sogar in den Augen der Leute, wenn sie den Kopf drehten. Ein weißer Punkt, der sagt: „Ich seh euch." Ich nahm noch einen Schnaps, damit es mich weniger kümmert. Funktionierte halb. Der Körper wurde weicher, die Gedanken lauter.

„Weißt du, was das Beste an Vollmondnächten ist?" fragte der Kobold.

„Dass sie vorbeigehen", sagte ich.

„Dass ihr alle glaubt, der Mond wäre schuld", meinte er. „Als würde dieses Ding euch dazu bringen, mehr zu trinken, mehr zu reden, mehr Mist zu machen. Dabei wart ihr schon am Kippen, lange bevor der Kalender gesagt hat: Heute Glamour am Himmel."

„Lass uns einfach so tun, als wär er schuld", sagte ich. „Ist einfacher."

Der Mann mit den Pferdeaugen stand irgendwann auf. Langsam, als würde er von einer unsichtbaren Hand hochgezogen. Er ließ einen Schein auf dem Tisch liegen, nickte vage in Richtung Tresen, obwohl der Barkeeper nicht hinsah. Ich beobachtete, wie er zur Tür ging.

Als er sie öffnete, fiel das Mondlicht voll ins Lokal. Für einen Moment war sein Schatten riesig, ein langes, schwarzes Pferd an der Wand, mit Kopf, Hals, angedeuteter Mähne. Ich blinzelte. Im nächsten Moment war es nur noch ein normaler Schatten von einem normalen Typen. Tür zu. Weg.

„Hast du das gesehen?“ fragte ich den Kobold.

„Ich seh alles“, sagte er. „Aber du solltest dich lieber fragen, warum du es gesehen hast.“

„Weil ich zu viel intus hab“, sagte ich.

„Oder“, flüsterte er, „weil sich Grenzen verschieben. Zwischen Vollrausch und Vollmond, da werden manche Formen erkennbar, die du bei Neonlicht nicht sehen willst.“

Ich bestellte noch ein Bier. Der Barkeeper zögerte einen Hauch länger als sonst. „Das wird eins zu viel“, sagte er.

„Wir sind schon über der Marke“, sagte ich. „Jetzt können wir auch tanzen.“

Er stellte es hin. So läuft das immer. Er war mein schlechtes Gewissen mit Zange im Rücken. Er warnte, er gab nach, er goss nach. Am Ende standen wir beide da und taten so, als wäre es einfach passiert.

Die Gespräche um uns herum wurden wirrer. Jemand lachte zu laut, jemand anderes fing an zu schwadronieren, wie sehr ihn alle enttäuscht hätten, die je irgendwas von ihm wollten. Ein Typ starrte minutenlang in sein Glas, als würde er darin einen Brief lesen. Vollmond holt aus jedem irgendwas raus. Zutat entscheidet: bei manchen wird’s Geheul, bei anderen Aggression, bei wieder anderen ein großer, dumpfer Kloß im Hals.

Bei mir wurde es eine Mischung. Meine Zunge wurde lockerer, mein Kopf härter. Liane erzählte irgendeine Geschichte von früher, irgendwas mit einem Typen, der ihr einmal eine Nacht lang zugehört hatte, ohne sie anfassen zu wollen, und auch nie wieder angerufen hatte. Sie lachte, aber ihre Augen nicht.

„Vielleicht war er einfach zu gesund für mich“, sagte sie. „Gesunde Menschen halten sowas wie uns nur kurz aus. Dann merken sie, dass das kein Hobby ist, sondern Zustand.“

Der Púca klatschte leise. „Sie versteht es“, murmelte er.

Ich sah sie an und dachte daran, was der Barkeeper mal gesagt hatte: dass wir beide aussehen wie zwei Studien zum Thema „Was passiert, wenn du rechtzeitig aufhören könntest“ und „Was passiert, wenn du nicht aufhörst.“ Nur hatte keiner von uns das „rechtzeitig“ gefunden.

Der Mond hing draußen, unverändert. Der Pegel drinnen änderte sich schneller. Ich merkte, wie mein Körper die Grenze überschritt, an der er noch so tun konnte, als wäre er nüchtern mit leichtem Hang zur Melancholie. Ab jetzt war jeder Schluck eine Wette gegen den Absturz. Und der Hausvorteil war nicht auf meiner Seite.

„Jetzt wird’s spannend“, sagte der Kobold und rückte näher an mein Ohr. „Das ist die Phase, in der du anfangen wirst, mir Dinge zu glauben, die du nüchtern für Spinnerei halten würdest.“

„Zum Beispiel, dass du echt bist?“ fragte ich.

„Zum Beispiel“, nickte er. „Oder dass der Typ von vorhin nicht nur ein betrunkener Stammgast mit kaputten Augen war.“

„Was war er denn dann?“

Er grinste nur. „Du bist heute in Erzähllaune“, sagte er. „Lass uns das nutzen.“

Ich ging noch mal vor die Tür, weil der Raum enger wurde, die Luft zu dick, die Stimmen zu viel. Draußen war die Stadt wie ausgestorben, als hätte einer die Statisten für die Nacht abbestellt. Nur Licht, Stein, Mond. Meine Schritte klangen lauter als sie waren. Ich ging ein Stück die Straße runter, dann noch eines. Ohne Ziel. Nur weg von der Bar, ohne wirklich nicht hinzugehören.

Die Schatten waren scharf. Mein eigener war so klar, dass es mich irritierte. Ich blieb stehen und sah ihn mir an. Vollfigur, leicht schwankend. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, dass er sich minimal anders bewegte als ich. Ein Hauch zeitversetzt. Ich hob die Hand. Er auch, aber das Handgelenk war länger, der Hals schmaler, der Kopf anders geschnitten. Dann blinzelte ich, und alles war normal. Vielleicht.

„Du wirst paranoid“, sagte der Kobold und tauchte in meinem Schatten auf, als würde er darin wohnen. „Oder du siehst zum ersten Mal, dass du nicht allein bist in deiner Hülle.“

„Ich bin besoffen“, sagte ich. „Das ist alles.“

„Besoffen ist deine Wahrheit mit schlechter Beleuchtung“, antwortete er. „Und heute sorgt der Mond für HD.“

Ich blieb noch einen Moment stehen, zog an der Kippe, sah nach oben. Der Himmel war klar, der Mond so hell, dass die Sterne aussahen wie schlechte Komparsen. Ich fühlte mich plötzlich wütend auf dieses Ding. Weil es da oben hängt, weit weg, sauber, rund, unberührbar, während ich hier unten mit meinem verklebten Körper zwischen Kneipe und Arbeit hin- und hertaumele.

„Hör auf, so zu gucken“, sagte der Púca. „Der fällt nicht runter und rettet dich. Der ist nur Deko.“

„Vielleicht fällt er doch“, sagte ich. „Direkt auf die Bar. Dann haben wir’s alle hinter uns.“

„Du bist nicht wichtig genug fürs Weltende“, grinste er. „Keine Sorge.“

Ich drehte um und ging zurück. Die Tür der Bar wirkte kleiner, als ich sie in Erinnerung hatte. Wie ein Eingang in einen Käfig, den ich selber bezahlt hatte. Drinnen war alles wieder, wie ich es verlassen hatte. Musik, Stimmen, Gläser. Nur ich war eine Spur weiter weg von dem Punkt, an dem man noch hätte sagen können: „Reicht für heute.“

Zwischen Vollrausch und Vollmond, dachte ich, ist genau die Zone, in der du dir endlich eingestehst, dass irgendwas nicht stimmt – und dann trinkst du drauf, damit dieses Eingeständnis nicht zu laut wird.

Wenn du lange genug zwischen Vollrausch und Vollmond hängst, fängt die Nacht an, sich wie eine schlechte Kulisse anzufühlen. Alles sieht echt aus, aber wenn du dagegendrückst, merkst du, dass dahinter nichts ist. Nur dünnes Holz, etwas Staub und dein eigener Atem.

Zurück in der Bar war es ein bisschen voller geworden. Woher die Leute plötzlich kamen, wusste keiner. Manche Abende wachsen einfach seitlich nach. Fremde Gesichter, die trotzdem aussehen, als hätten sie hier schon immer gesessen. Ein Typ mit zu glänzenden Schuhen, eine Frau mit wackelndem Lachen, zwei Jungs, die so taten, als wäre das hier nur ein Zwischenstopp auf ihrem Weg zu einem besseren Leben. Alle griffen zum Glas, als wäre es ein Türknauf.

Der Barkeeper war in diesem Modus, in dem er gleichzeitig arbeitet und aufpasst. Hände schnell, Augen langsam. Er sah, wer zu viel hatte, wer zu laut wurde, wer zu still war. Er sah auch mich, klar. Aber ich war nichts Besonderes. Nur Inventar mit Puls.

„Du bist drüber", sagte er, als ich den nächsten Schnaps bestellte.

„Ich war schon drüber, als ich herkam", antwortete ich. „Jetzt versuch ich nur, die Aussicht zu genießen."

Er seufzte, goss ein, stellte das Glas hin. Nicht beleidigt, nicht begeistert. Einfach aus Gewohnheit. Gewohnheit ist stärker als Vernunft, bei uns allen.

Der Púca hockte diesmal nicht auf dem Zapfhahn. Er stand neben mir. Aufrecht, auf Augenhöhe, als hätte der Vollmond ihm etwas geliehen, das sonst fehlte. Er war schmal, sehnig, das Gesicht irgendwo zwischen spöttisch und alt. Kein Monster mit Hörnern, kein Filmwesen. Eher so, als hätte man aus meinen schlechtesten Eigenschaften einen Mann gebastelt und ihn ins Licht gestellt.

„Jetzt siehst du mich besser, hm?" sagte er.

„Ich sehe alles zu gut", murmelte ich. „Dich, meinen Pegel, den Mond, der Typ da hinten, der gleich kotzt, wenn er weiter so trinkt. Ich hab keinen Bedarf an HD."

„Du wolltest doch wissen, wo ich aufhöre und du anfängst", meinte er. „Guck hin. Heute ist der perfekte Abend dafür."

Ich sah ihn an. Und das Problem war: Er passte zu mir. Er sah aus, als hätte er die gleichen Nächte hinter sich, den gleichen Dreck unter den Fingernägeln, den gleichen Tonfall, wenn er „scheiß drauf" sagt. Es war, als würde ich eine Version von mir sehen, die früher abgebogen war. Nicht besser, nicht schlechter. Nur ehrlicher in ihrer Bosheit.

„Du bist ich in hässlich", sagte ich.

„Du bist ich in leugnen", grinste er.

Die Gespräche um uns herum verschwammen. Nicht als Geräuschbrei, eher wie eine Tapete, die jemand zu weit nach hinten geschoben hatte. Ich hörte Wortfetzen: „hätte", „früher", „wenn", „eigentlich". Diese typische Sprache von Leuten, die schon längst auf der anderen Seite der Entscheidung stehen und immer noch so tun, als könnten sie zurück.

„Komm“, sagte der Púca, „wir gehen raus.“

„Ich war grad draußen“, knurrte ich.

„Nicht vor die Tür“, sagte er. „Weiter.“

Ich wusste nicht, warum ich aufstand. Vielleicht, weil der Hocker mir plötzlich zu weich vorkam, der Tresen zu nah, das Licht zu gelb. Vielleicht, weil der Vollmond draußen an der Scheibe klebte wie ein Auge, das sagte: „Beweg dich.“ Ich legte etwas Geld hin, deutete dem Barkeeper auf mein Glas. „Bin gleich wieder da“, sagte ich.

„Jaja“, murmelte er. „Berühmte letzte Worte.“

Ich ging an Liane vorbei. Sie sah mich an, aber sagte nichts. In ihren Augen lag etwas zwischen „pass auf“ und „viel Spaß beim Untergehen“.

Draußen schlug mir die klare Kälte ins Gesicht wie ein nasser Lappen. Die Straße war leer, nur irgendwo weiter hinten ein Auto, das zu schnell fuhr. Der Mond stand höher, bleicher, als hätte jemand den Kontrast noch mal hochgedreht. Der Kobold ging vor mir her, ohne sich umzudrehen. Seine Schattenfigur schnitt sich scharf vom Asphalt ab.

„Wohin?“ fragte ich.

„Nach hinten“, sagte er. „Wo’s hingeht, wenn nach vorne längst dicht ist.“

Er führte mich in eine Seitenstraße, die selbst für meine Verhältnisse tot war. Graue Wände, geschlossene Türen, ein paar Mülltonnen. Am Ende ein Tor zum Hinterhof. Kein besonderes, nur eines von diesen Toren, an denen du vorbeigehst, ohne was zu denken. Heute blieb ich stehen.

„Mach auf“, sagte der Púca.

„Ist abgeschlossen“, sagte ich, mehr reflexartig als wirklich überprüft.

„Nicht für uns“, meinte er.

Das Tor war offen. Klar war es offen. Es war nie zu, ich war nur nie hier. Hinter dem Tor: ein Hinterhof wie tausend andere. Mülleimer, ein rostiges Fahrrad, ein paar Kellerfenster mit vergitterten Scheiben, eine Wäscheleine ohne Wäsche. Der Boden voller Glasstückchen, Kippen, Reste. Der Mond hing über dem Hof wie eine Deckenlampe in einem abgefuckten Büro.

„Na?“ fragte der Kobold. „Kommt dir das bekannt vor?“

„Jeder Hinterhof sieht so aus“, sagte ich.

„Genau“, nickte er. „Das ist das Schöne. Du kannst überall der gleiche bleiben.“

Ich ging ein paar Schritte in den Hof. Meine Schritte klangen hohl. Es war still, zu still. Kein Geräusch aus den Fenstern, keine Musik, keine Stimmen. Nur mein Herz, das lauter schlug, als es nötig gewesen wäre.

„Das ist der Raum zwischen Vollrausch und Vollmond“, sagte der Púca. „Kein Publikum, kein Barkeeper, keine Ausrede. Nur du, ich, und das, was von deinem Innenleben noch nicht im Glas hängt.“

Ich wollte einen Spruch machen, irgendwas Zynisches, um das zu brechen. Aber meine Zunge war müde. Stattdessen blieb ich stehen und merkte, wie mein Brustkorb enger wurde. Nicht nur von Alkohol und Kippen. Da war dieses seltsame Flattern, als hätte jemand einen alten Spielautomaten in meine Rippen gebaut. Einer von denen, bei denen ein paar Rollen hängen bleiben.

„Was ist?“ fragte der Kobold.

„Herz“, sagte ich knapp. „Hat Laune.“

Ich griff mir an die Brust, nicht dramatisch, eher abwehrend. Das Klopfen war unregelmäßig, zu schnell, dann wieder stockend. Wie ein schlecht programmierter Rhythmus. Ich war das gewohnt, aber in diesem Licht, in dieser Leere, fühlte es sich anders an. Nackter. Als hätte der Vollmond meine Haut dünner gemacht.

„Du hast lange gezockt“, sagte der Púca ruhig. „Ohne Einsatzlimit. Irgendwann fangen die Geräte an zu spinnen.“

Ich lehnte mich gegen die Wand, atmete flacher. Kein richtiger Schmerz, eher so ein drohender Abgrund im Brustkorb. Die Luft schmeckte nach Beton und kaltem Rauch, der irgendwo aus einem Keller kroch.

„Darf nicht jetzt sein“, murmelte ich. „Nicht in so einem Scheißhof.“

„Als ob du dir den Ort aussuchen könntest“, lachte der Kobold leise. „Du glaubst, du kippst stilvoll in der Bar, dramatisch, Glas in der Hand, alle schauen. In Wirklichkeit liegst du zwischen Mülltonnen und Bierkisten, und irgendwer fragt sich, wie du durch das Tor gekommen bist.“

Ich rutschte an der Wand runter, saß plötzlich auf dem Boden, ohne mich bewusst entschieden zu haben. Der Asphalt war kalt durch die Hose, mein Rücken fühlte jede Unebenheit. Das Herz schlug wilder, dann wieder zu langsam. Ich hörte mein Blut im Kopf rauschen.

„Steh auf“, sagte irgendwas in mir. „Geh zurück, trink Wasser, ruf einen Arzt, mach irgendwas, sei nicht so dämlich.“

Ich blieb sitzen.

Der Púca hockte sich neben mich, zog die Knie an, als würde er einfach mit mir rumhängen. „Keine Panik“, sagte er. „Wenn es ernst wäre, wärst du schon weg.“

„Das hilft nicht“, presste ich raus.

„Doch“, sagte er. „Du lebst noch. Heißt: Vertrag läuft.“

Der Mond stand über uns, so hell, dass selbst die Risse in der Hauswand scharf zu sehen waren. Ich starrte hoch, atmete flach, wartete darauf, dass irgendwas reißt oder aufhört oder

explodiert. Stattdessen passierte nur eins: Das Herz beruhigte sich langsam. Der Rhythmus wurde nicht gut, aber bekannter. Ein schiefer Takt, den ich kannte. Kein Game Over, nur eine weitere Fehlermeldung.

„Siehst du", sagte der Kobold. „Zwischen Vollrausch und Vollmond ist nur eine Probe. Generalprobe. Finale kommt später."

Ich lachte kurz, mehr als Husten. „Ist das dein Trost?"

„Mein Trost ist", sagte er, „dass du jetzt merkst, wie dünn der Abstand ist. Ein Glas, ein Schritt, ein Schlag zu viel – und du landest auf einer anderen Seite der Nacht."

Ich blieb noch sitzen, bis die Kälte in meine Knie kroch. Dann stand ich auf, tastete nach der Wand, fand den Weg zurück zum Tor. Hinter mir der Hof, vor mir wieder die Straße. Vollmond über den Dächern, Barlicht am Ende der Gasse.

Drinnen sah mich der Barkeeper an, als ich zurückkam. „Wo warst du?" fragte er.

„Kurz in der Zukunft", sagte ich. „Hat mir nicht gefallen."

Er stellte mir wortlos ein Wasser hin. „Das ist jetzt Pflicht", sagte er. „Kein Heldentum, keine Show."

Ich trank. Der Púca sah zu, legte den Kopf schief. „Zwischen Vollrausch und Vollmond", murmelte er, „ist dein Herz ein kaputter Spielautomat. Es rattert, blinkt, stockt – aber du wirfst weiter Münzen rein."

Ich sah in das Wasserglas, als wäre da eine Antwort drin. Keine war da. Nur mein verzerrtes Gesicht und ein bisschen Mondlicht. Und irgendwo tief drin, hinter Rippen, Kippen, Restmut, wusste ich: Das nächste Kapitel würde nicht im Kopf anfangen, sondern im Brustkorb.

Ein Herz wie ein kaputter Spielautomat

Ein Herz sollte wie ein Metronom sein. Gleichmäßig, verlässlich, nervig. Du merkst es gar nicht, solange es seinen Job macht. Meins war eher wie ein alter Spielautomat in einer verrauchten Kneipe: klemmt, rattert, bleibt hängen, macht Geräusche, die nicht in der Bedienungsanleitung stehen. Und ich stand davor wie einer, der keine Münzen mehr hat und trotzdem draufdrückt.

Nach der Vollmondnacht war der Morgen kein richtiger Morgen. Mehr so ein schlechtes Nachspiel. Der Körper war leer, aber nervös. Keine Kraft, aber zu viel Strom in der Leitung. Ich wachte im Bett auf, was schon mal ein Fortschritt war, und nicht auf dem Boden oder am Tisch. Dafür klopfte mir das Herz direkt in den Schädel, als wäre es beleidigt, dass ich überhaupt noch da war.

Ich blieb erst mal liegen, starrte an die Decke. Die Flecken da oben sahen aus wie Karten, die einer halb angezündet und dann gegen den Putz gedrückt hatte. Ich hörte in mich rein. Nicht

aus Esoterik – ich hatte noch nie irgendeinem Stein, Stern oder Gott zugehört –, sondern weil der Körper lauter war als der Rest.

Klopfen. Stolpern. Pause. Nachschlag. Wie einer, der die Treppe runterfällt, aber nie unten ankommt.

„Na, Jackpot verpasst?“ sagte der Púca vom Fußende. Er saß da, als hätte er die ganze Nacht auf mich aufgepasst, und das war das Lächerlichste an allem.

„Wenn das hier ein Jackpot ist“, murmelte ich, „kannst du den Hauptgewinn behalten.“

Ich setzte mich auf, langsam, wie ein alter Mann, der aufpassen muss, dass nichts bricht. Die Luft war schwer, die Zunge pelzig, die Hände leicht zittrig. Ich wartete, dass sich das Herz beruhigt, aber es hatte andere Pläne. Es machte kleine Sprints, ohne Ankündigung, gefolgt von träg hängenden Sekunden, in denen ich dachte: So, das war’s.

„Du solltest zum Arzt gehen“, sagte eine Stimme in meinem Kopf, die nicht dem Kobold gehörte. Diese andere, trockene, genervte Stimme, die manchmal auftaucht, wenn es ernst werden könnte. Vernunft. Oder Restvernunft.

„Ach ja“, sagte der Púca ironisch. „Zu welchem? Dem, dem du erzählen kannst, was du dir seit Jahren reinkippst? Oder dem, der dir sagt, dass du aufhören musst mit allem, was du kannst? Welcher soll es sein?“

Ich ignorierte beide, stand auf, wacklig. Der Weg in die Küche war kurz, fühlte sich aber an wie ein Sprint durch nassen Beton. Jeder Schritt ein kleiner Protest. In der Küche sah es aus wie gewohnt: Aschenbecher, Gläser, der tote Blumentopf als Deko. Ich goss Wasser ins Glas, trank, ohne abzusetzen, bis der Bauch sich meldete. Das Herz reagierte mit einem neuen Takt: schneller, langsamer, irgendwo dazwischen.

„So klingt ein Spielautomat kurz bevor er ganz den Geist aufgibt“, kommentierte der Kobold. „Dieses irrationale Rattern, wenn die Rollen sich noch drehen, obwohl keiner mehr Münzen einwirft.“

„Ich hab noch Münzen“, knurrte ich. „Du hast nur zu viele rausgezogen.“

„Du verwechselst Münzen und Jahre“, sagte er. „Ist aber verständlich.“

Auf dem Weg zur Arbeit dachte ich an all die Male, in denen mein Herz sich schon so benommen hatte. Der Tag im Bus, als mir plötzlich schwarz vor Augen wurde, weil ich zu schnell aufgestanden war. Die Nacht, in der ich im Bett lag und dachte, der Muskel da drinnen wäre nur noch ein Tier, das gegen die Gitter schlägt. Und die kleineren Momente, diese flachen, ekelhaften Stiche, die nichts Großes sind, aber gerade genug, um dich daran zu erinnern, dass da was ist, das keine Garantie hat.

„Du hattest viele Warnungen“, sagte der Púca, der neben mir herlief, Hände in den Taschen. „Du bist wie einer, der auf einem Automaten ‚Fehlercode‘ stehen sieht und denkt: Ach, der läuft schon weiter, wenn ich doll genug draufhaue.“

„Läuft ja auch noch“, sagte ich, mehr zu mir selbst.

„Ja“, nickte er. „Nur nicht für immer.“

In der Halle war es laut, und trotzdem hörte ich mein Herz, als hätte einer das Mikro direkt auf meinen Brustkorb gehalten. Jede körperliche Anstrengung war ein kleiner Testlauf. Kiste hoch, Puls hoch. Einmal zu schnell drehen, und die Luft blieb kurz weg.

„Du bist blass“, sagte ein Kollege in der Pause.

„Ich bin immer blass“, antwortete ich.

„Heute mehr“, meinte er. „Alles gut?“

„Klar“, log ich. „Zu wenig geschlafen.“

Der Púca grinste neben der Palettenkante. „Ihr habt alle die gleichen Sätze im Repertoire“, sagte er. „‚Zu wenig geschlafen‘ heißt: Ich hab mein Leben weiter kaputtgemacht. ‚Zu viel Stress‘ heißt: Ich weigere mich, irgendwas zu ändern. Und ‚wird schon‘ heißt: Ich hab längst aufgegeben und will nur nicht drüber reden.“

In der Pause saß ich draußen, Zigarette in der Hand, Herz im Hals. Jeder Zug an der Kippe fühlte sich an wie ein Witz, der langsam zu Ende erzählt ist. Kein Lachen mehr, nur Arbeitsauftrag. Ich hätte einfach nicht rauchen können. Aber so funktioniert das nicht. Du hörst nicht einfach auf, wenn der Körper meckert. Du machst weiter, weil es einfacher ist, als dir einzugestehen, dass du Angst hast.

„Was glaubst du, wie lange der Automat noch läuft?“ fragte der Kobold.

„Bis er ausgeht“, sagte ich. „Was für eine Frage.“

„Nein“, sagte er. „Ich meine: Glaubst du, du bist eher der Typ für ‚plötzlich umgefallen‘ oder für ‚jahrelang dahinvegetiert mit Geräuschen, die keiner hören will‘?“

Ich dachte kurz nach. „Ehrlich?“ fragte ich. „Ich hab keine Fantasie mehr für irgendein Ende. Ich geh einfach davon aus, dass es irgendwie weitergeht. So kaputt, wie es ist.“

„Das ist die gefährlichste Art zu denken“, sagte er zufrieden. „Das ist wie bei Leuten, die glauben, der Automat würde ihnen irgendwann das wieder ausspucken, was sie reingeworfen haben.“

Nach Feierabend war ich zu müde, um nicht in die Bar zu gehen. Das klingt falsch, ist aber so. Nach Hause gehen, allein in der Küche sitzen, Herzklopfen zählen? Das war Folter. Bar war Betäubung. Und selbst mit panischem Muskel im Brustkorb sucht man Betäubung, nicht Lösung.

Der Barkeeper sah mich einmal an und wusste Bescheid. „Du siehst aus, als hättest du einen Stromschlag hinter den Rippen“, sagte er, während er das erste Bier hinstellte.

„Herz spielt heute Tetris“, sagte ich. „Alles fällt komisch.“

Er schnaubte. „Du solltest zum Arzt.“

„Du solltest ’ne andere Bar aufmachen“, antwortete ich. „Wir lassen es beide.“

„Okay“, sagte er und stellte zusätzlich ein Glas Wasser hin. „Eigentlich darf ich dir nichts mehr geben. Aber ich bin nicht dein Therapeut.“

Ich nahm erst das Wasser, dann das Bier. Herz reagierte. Erst beleidigt, dann resigniert. Es gewöhnte sich an den neuen Pegel, wie einer, der merkt, dass er gegen die Musik nicht ankommt und aufhört zu reden.

„Es gewöhnt sich an alles“, sagte der Púca. „Zu viel Arbeit, zu wenig Schlaf, zu viel Gift, zu wenig Liebe. Das ist sein Job. Anpassen, weiterpumpen. Aber irgendwann macht es nicht mehr mit.“

„Wie ein kaputter Spielautomat, ja, hab ich verstanden“, zischte ich.

„Nein“, sagte er. „Ein Spielautomat steht irgendwann still und ist dann einfach nur noch Möbel. Dein Herz macht beim Stillstand mehr Theater.“

Ich dachte an echte Automaten. Die in den Spielhallen, vor denen die Gestalten sitzen, die so aussehen, als hätten sie all ihre Farbe in diese Maschinen gesteckt. Wenn die Dinger kaputtgehen, kommt einer, schraubt, flucht, wechselt Platinen, kassiert. Und wenn sich die Reparatur nicht lohnt, werden sie rausgetragen. Sperrmüll, verkaufte Hoffnung.

Keiner kommt mit Werkzeug, wenn dein Herz kaputtgeht. Höchstens mit Kabeln und Linien, die auf einem Monitor zappeln und dann gerade werden.

Ich saß da, trank, hörte dem kaputten Rhythmus in mir zu und stellte mir vor, wie es aussähe, wenn jemand tatsächlich an meinem Brustkorb stehen würde wie ein Techniker vor einem Automaten. „Der ist alt“, würde er sagen. „Viel zu oft bespielt, keine Wartung, nur draufgehauen. Den kriegen wir vielleicht noch ein paar Monate hin, wenn wir alles abschalten, was ihn stresst. Aber das lohnt sich nicht, wenn der Besitzer weiterspielt wie bisher.“

„Besitzer bin ich“, sagte ich leise.

„Du bist eher der Typ, der seine Münzen verzockt und dann so tut, als hätte die Maschine ihn betrogen“, antwortete der Púca.

Ich wusste, dass ich übertreibe, wenn ich von „kurz vorm Ende“ sprach. Menschen leben lange mit beschissenen Herzen. Andere fallen beim Joggen um, obwohl sie nie geraucht haben. Es gibt keine Gerechtigkeit in dem Bereich. Aber ich merkte: Das Ding in meiner Brust war kein stiller Begleiter mehr. Es war ein kaputtes Gerät, das immer lauter wurde, damit ich es nicht ignorieren konnte.

„Du könntest was ändern“, sagte diese Vernunftstimme wieder, leise, hartnäckig. „Weniger saufen, weniger rauchen, mehr schlafen, einmal zum Arzt, checken lassen. Ein bisschen, nur ein bisschen.“

„Oder“, sagte der Púca, „du machst weiter wie bisher. Und akzeptierst, dass du einen Jackpot hast, von dem du nicht weißt, wann er fällt. Jeder Tag ohne Game Over ist ein Gewinn. So kann man’s auch sehen.“

Ich nahm noch einen Schluck und dachte: Vielleicht ist genau das das Problem. Dass ich auf einen Jackpot warte, bei dem der Gewinn darin besteht, nicht am Boden eines Hinterhofs zu landen. Und dass ich dabei vergesse, dass jeder Ruckler im Brustkorb schon die Münzen sind, die ich dafür zahle.

Das Herz klopfte. Nicht schön, nicht rhythmisch, aber es klopfte. Der Automat war noch an. Ich war noch da. Und irgendwo zwischen Tresen, Tischkante und meinem eigenen Puls wusste ich: Dieser Zustand würde nicht ewig halten. Irgendwann würde einer sagen: „Letztes Spiel."

Und ich war mir nicht sicher, ob ich dann überhaupt noch stehen konnte, um abzulehnen.

Es ist erstaunlich, wie schnell man sich an Fehlfunktionen gewöhnt. Beim Handy drehst du durch, wenn die Tastatur hängt. Beim Fernseher flippst du aus, wenn das Bild kurz flackert. Beim Herz denkst du: „Wird schon." Als wäre der wichtigste Muskel im Körper so eine Art Bonusfeature und nicht die Grundausstattung.

Am nächsten Tag, oder dem, was man so nennt, hatte ich dieses neue Misstrauen in mir. Nicht gegen Leute, nicht gegen die Stadt, die kannte ich schon. Gegen meinen eigenen Brustkorb. Jede kleine Bewegung, jede Treppe, jeder Griff nach einer Kiste war plötzlich ein Test. Ich war nicht mehr einfach müde – ich hörte zu. Und wenn du deinem Herzen zuhörst, lange genug, fängt es an, dir Geschichten zu erzählen, die du nicht hören willst.

Die Halle war wie immer. Gabelstapler, Paletten, Stimmen, die sich über Lohn, Fußball und Chef beschweren. Ich schleppte Kisten, als wären sie leichter, als sie waren. Ich tat so, als hätte ich Kraft. Das Herz kaufte mir das nicht ab. Es klopfte, als würde es mit dem Finger gegen die Innenseite vom Brustbein tippen: „Hallo? Ich bin auch noch da."

In der Pause setzte ich mich nicht zu den anderen. Keine Lust auf ihre Sprüche, keine Kraft für meine. Ich verzog mich an die Seite des Hofs, dahin, wo der Beton rissig war und ein bisschen Unkraut wuchs. Ich setzte mich auf eine Palette, zündete mir eine Kippe an, obwohl das genau das Gegenteil von „vernünftig" war.

„Du lernst nichts", sagte der Púca, der auf dem umgedrehten Eimer hockte und mich ansah wie ein Mechaniker, der schon zehnmal dieselbe Karre repariert hat.

„Doch", sagte ich. „Ich lerne, dass es schlimmer sein könnte."

„Das ist keine Erkenntnis", meinte er. „Das ist Rabattdenken. ‚Bin zwar im Arsch, aber wenigstens noch nicht tot.' Gratuliere."

Ich zog an der Zigarette, spürte das Ziehen in der Brust, dieses kurze Anziehen, wenn der Rauch reingeht. Früher war das ein Kick gewesen. Heute war es eine Erinnerung: Du lieferst nach, was dich umbringt.

„Geh zum Arzt", sagte diese andere Stimme in meinem Kopf wieder, die langsame, sachliche. Ich sah sie bildlich vor mir wie einen Typen im weißen Kittel, der neben dem Kobold steht und keine Lust hat, sich durchzusetzen. „Ein EKG, Blutdruck, einmal abhören. Ist nicht die Hölle."

„Weißt du, was das Problem an Ärzten ist?“ fragte der Púca. „Die haben die unverschämte Angewohnheit, recht zu behalten. Die sagen dir Dinge wie ‚Wenn Sie so weitermachen‘ und ‚Sie müssen sofort‘. Und du willst weder sofort, noch aufhören, noch so weitermachen. Also gehst du lieber gar nicht hin.“

„Die sagen nur, was ich eh schon weiß“, murmelte ich.

„Genau“, nickte er. „Und du zahlst noch dafür. Ich mach den Service umsonst.“

Nach der Schicht stand ich nicht automatisch vor der Bar. Ich stand dazwischen. Wieder diese kurze Kreuzung: rechts Wohnung, links Tresen. Das Herz trommelte nicht mehr so wild wie in der Vollmondnacht, aber es hatte immer noch diesen kaputten Groove. Kein Lied, an das man sich gewöhnen will.

Ich blieb stehen, zündete mir eine Zigarette an, obwohl ich genau wusste, dass das die dümmste Art ist, eine Entscheidung zu treffen. Nikotin ist kein guter Berater, aber er ist verlässlich.

„Du könntest heute aussetzen“, sagte die Vernunft. „Nur heute. Ein Tag. Du guckst, wie sich das Herz benimmt, wenn du mal nicht nachkippst.“

„Oder“, sagte der Kobold, „du gehst in die Bar, trinkst ein paar, und wenn das Herz danach immer noch schlägt, weißt du, dass es dich nicht komplett hasst.“

Ich dachte an das Wort „Schonkost“. Das benutzen Ärzte gerne, wenn sie empfehlen, nicht so weiterzumachen wie bisher. Schonkost fürs Herz. Weniger Aufregung, weniger Gift, mehr Schlaf, mehr Wasser. Schonkost für mich hieße: weniger Bar, weniger Púca, weniger all das, was meinen Tag erträglich macht. Ich sah mich zu Hause sitzen, allein am Küchentisch, Wasser im Glas, Puls im Ohr, Gedanken im Kreis.

„Das halte ich nicht aus“, sagte ich leise.

„Und das hier?“ fragte die Vernunft. „Wie lange hältst du das aus?“

Ich drehte den Kopf nach links, sah die Bar, das vertraute Licht. Da drin wusste ich wenigstens, wie kaputt alles ist. Ich drehte den Kopf nach rechts, sah den Weg zur Wohnung, die stillen Fenster, den Hinterhof, meine Küche, den leeren Tisch mit dem toten Topf. Ein Herz wie ein kaputter Spielautomat, der irgendwo zwischen Kneipe und Küche klemmt.

„Ich hab keine Mitte“, sagte ich. „Nur entweder oder.“

„Du bist die Mitte“, meinte der Púca. „Zwischen zwei Arten, sich umzubringen. Schnell oder langsam.“

Am Ende ging ich natürlich zur Bar. Nicht, weil das klug war. Sondern weil es das war, was ich kannte. Neues überfordert, besonders wenn das Alte dich schon fast umbringt.

Der Barkeeper sah mich kommen, als hätte er mich nie anders gesehen. „Na“, sagte er, „lebt er noch?“

„Laut Vertrag ja“, antwortete ich und setzte mich.

Er stellte mir ein Bier hin. Und wieder Wasser. „Deal“, sagte er. „Zu jedem Gift ein Glas Vernunft. Ich kann den Zustand nicht ändern, aber ich kann ihn verdünnen.“

Ich trank erst Wasser. Es schmeckte nach nichts, nach gar nichts. Gerade das machte es gefährlich. Bier schmeckt nach etwas, Schnaps nach mehr. Wasser ist nur neutral. Neutral lässt dir Platz für Gedanken.

„Wenn dein Herz ein Automat wäre“, sagte der Kobold, der jetzt auf der Theke saß, „würden sie ein Schild dranhängen: ‚Defekt, bitte nicht mehr benutzen.‘ Bei dir steht eher: ‚Defekt, aber vielleicht geht noch eine Runde.‘“

„Vielleicht geht noch viele Runden“, sagte ich trotzig. „Andere leben Jahrzehnte mit Herzproblemen.“

„Andere“, wiederholte er. „Du bist nicht ‚andere‘. Du bist du. Schlechte Veranlagung, schlechte Pflege, schlechte Entscheidungen. Das ist kein Premiumgerät.“

In meinem Kopf sah ich plötzlich ein Wartezimmer. Weiß, grün, kalt. Stühle, die absichtlich unbequem sind, damit niemand zu lange bleibt. Alte Zeitschriften, in denen sie so tun, als wäre das Leben eine Serie von Familienfesten, Urlaubsreisen und Rezepten. Ein Arzt, der auf einen Ausdruck starrt, die Stirn runzelt, mich ansieht und sagt: „Wir müssen reden.“ Und ich, der da sitzt und nickt, als hätte mich das überrascht.

„Du wirst da nie hingehen“, sagte der Kobold, als hätte er das Bild gesehen.

„Vielleicht doch“, sagte ich. „Vielleicht irgendwann, wenn’s schlimmer wird.“

„Es ist schon schlimmer“, sagte er. „Du nimmst es nur erst jetzt ernst.“

Ich nahm den ersten Schluck Bier. Der Körper registrierte ihn sofort, wie ein Konto, das merkt, wenn Geld reinkommt – auch wenn es in Wirklichkeit Schulden sind. Das Herz reagierte nicht mehr so hysterisch wie am Vorabend. Eher wie einer, der sagt: „Okay, kenn ich, machen wir wieder.“

„Siehst du“, sagte der Púca. „Er beruhigt sich. Der Automat klackert sich ein.“

„Bis zur nächsten Störung“, sagte ich.

„Jo“, nickte er. „Aber die kommt auch, wenn du Wasser trinkst. Das ist ja das Praktische: Du kannst mir die Schuld geben, so viel du willst. Am Ende seid ihr zwei die, die nicht miteinander können und doch zusammenarbeiten müssen.“

Ich beobachtete mich selbst im Spiegel hinter den Flaschen. Blass, Augenringe, dieses leicht aufgequollene Gesicht, das Leute kriegen, die zu viel trinken und zu wenig schlafen. Ich sah nicht aus wie einer, der kurz vor dem finalen Kollaps steht. Ich sah aus wie tausend andere. Und genau das machte es so gefährlich. Durchschnitt stirbt leise.

„Was würdest du tun, wenn du garantiert wüsstest, dass du in einem Jahr tot bist?“ fragte ich plötzlich den Barkeeper.

Er überlegte keine Sekunde. „Ich würd den Laden verkaufen und irgendwohin fahren, wo keiner meinen Namen kennt“, sagte er. „Und du?“

Ich lachte trocken. „Ich würd wahrscheinlich genauso weitermachen wie jetzt. Nur mit mehr Panik.“

Der Púca klatschte. „Da ist er wieder, mein Champion“, sagte er. „Der Mann, der mit Ansage weiterspielt, obwohl ‚Game Over‘ schon im Display flackert.“

„Du könntest mich auch mal in Ruhe lassen“, sagte ich.

„Kann ich nicht“, antwortete er ruhig. „Solange der Automat noch läuft, hab ich Hausrecht.“

Das Herz stolperte kurz, als wollte es demonstrieren, dass es immer noch das letzte Wort hat. Ich legte instinktiv die Hand auf die Brust, wartete, bis der Rhythmus wieder da war. Kein guter, aber ein Rhythmus.

Ich wusste, dass Leute sagen würden: „Dann hör halt auf.“ Als wäre das eine Tür, durch die man einfach geht. Als würde ein Herz sich beruhigen, nur weil du ihm sagst: „Jetzt nicht mehr so.“ Es war zu spät für einfache Lösungen und zu früh für endgültige.

Also tat ich das, was ich am besten konnte: Ich saß da, trank in mich rein, hörte meinem kaputten Spielautomat im Brustkorb zu und tat so, als wäre das alles nur vorübergehend.

Es ist komisch: Solange alles halbwegs funktioniert, redet niemand über sein Herz. Du redest über deinen Rücken, über deine Knie, über deine Nerven, über deinen Chef, der dir drauf rumtrampelt. Aber das Organ, das ununterbrochen arbeitet, ohne jemals Feierabend anzumelden, wird erst wichtig, wenn es anfängt, Faxen zu machen. Und wenn es das tut, ist es sofort Drama. Plötzlich bist du nicht mehr nur ein Typ mit Saufproblem, dann bist du „Herzpatient“. Klingt erwachsener, ist aber auch nur ein anderes Wort für: zu spät gemerkt.

Die Tage nach der Vollmondnummer liefen wie auf Schienen, nur dass die Schienen schief waren. Ich ging arbeiten, ich ging in die Bar, ich ging nach Hause. Dazwischen Herzklopfen in allen Varianten. Mal leiser, mal lauter, mal mit kleinem Trommelsolo zwischendurch. Ich fragte mich, ob es früher schon so war und ich es nur nicht bemerkt hatte. Vielleicht ist das die eigentliche Horrorvorstellung: dass du immer schon kurz vor dem Crash warst und nur zu betrunken, um es zu merken.

In der Bar wurde mein Herz zu einer Art dritten Gast. Da war ich, da war der Barkeeper – und da war dieses Ding in meiner Brust, das dauernd mittrank, ob es wollte oder nicht. Jeder Schluck war ein gemeinsames Projekt. Ich kippte rein, es pumpte. Ich rauchte, es stolperte. Ich regte mich auf, es legte kurz eine Pirouette hin.

„Wir sind ein Team“, sagte der Púca, der auf meinem Stuhl saß, während ich drauf saß. Er war leichter als ich, aber schwerer in der Wirkung. „Du besorgst die Chemie, er liefert die Show, und ich halte das Licht drauf.“

„Was bist du dann? Moderator?“ fragte ich.

„Eher Hausmeister“, sagte er. „Ich räum auf, wenn ihr Scheiße macht. Und ich guck, wann der Zähler durchdreht.“

Es gab diesen einen Abend, an dem ich dachte: Jetzt kippt's. Kein Vollmond, keine besondere Musik, keine Szene für irgendein spirituelles Tagebuch. Nur ein stinknormaler Wochentag. Ich saß auf meinem Hocker, das erste Bier war halb leer, der Schnaps unberührt, was beim Barkeeper bereits für Alarm sorgte.

„Alles in Ordnung?" fragte er.

Ich wollte gerade „Klar" sagen, da kam dieser Schlag. Kein Schmerz wie in Filmen, wo sich Leute dramatisch an die Brust greifen. Eher so ein tiefer, dumpfer Hieb von innen. Wie wenn einer von unten mit der Faust gegen deinen Brustkorb drischt. Danach: eine kurze Leere. Keine Geräusche, kein Rhythmus. Als hätte jemand den Stecker gezogen.

Ich starrte auf mein Glas. Die Geräusche der Bar wurden plötzlich weit weg. Die Stimmen waren da, aber sie gehörten nicht mehr zu mir. Ich hörte nur das Summen in meinem Kopf, wie von einem alten Fernseher. In dieser Sekunde fragte ich mich: War's das? So unspektakulär? Kein Zeitlupeneffekt, keine Rückblende, keine letzte große Erkenntnis? Nur ein dumpfer Schlag und dann: „Aus."

„Atmen", sagte der Púca, ruhig, fast genervt. „Einfach atmen."

Ich merkte, dass ich die Luft angehalten hatte. Also zog ich sie ein, gierig, wie einer, der nach einem Untertauchen wieder hochkommt. Das Herz reagierte – erst gar nicht, dann mit einem Schlag, der mir fast die Tränen in die Augen trieb. Danach ratterte es los, viel zu schnell, völlig außer Takt. Ein Spielautomat, der kurz aus war und dann alle Lichter anmacht.

Der Barkeeper war plötzlich näher. „Du bist kreidebleich", sagte er. „Was ist?"

„Nix", brachte ich raus. „Herz spinnt."

„Seit wann?"

„Seit Jahren", sagte ich. „Heute halt lauter."

Der Púca legte den Kopf schief. „Du hättest jetzt die Chance", sagte er. „Sag: Krankenwagen. Sag: Arzt. Sag: Ich will nicht sterben. Nur einmal ehrlich sein."

Ich sah in die Gesichter um mich herum. Liane, die am anderen Ende der Theke saß, am Glas nuckelte und so tat, als würde sie nicht zuhören. Ein Typ mit Kapuzenpulli, der mit seinem Handy beschäftigt war. Zwei Stammgäste, die gerade über irgendein Fußballspiel sprachen, als ginge es um Religion. Ich dachte daran, wie es wäre, wenn plötzlich alle auf mich starren, während ich zusammensacke. Der, der immer so cool tat, flach auf dem Boden, sabbernd, Herz im Streik.

„Kein Theater", murmelte ich. „Kommt wieder."

„Oder nicht", sagte die Vernunft.

„Ich bleib sitzen", sagte ich laut, mehr zu mir als zu anderen.

Das Herz entschied sich, weiterzumachen. Unregelmäßig, wütend, aber weiter. Die Übelkeit, die kurz aufgestiegen war, fiel wieder in sich zusammen. Die Bar kam zurück ins Bild. Die Stimmen wurden wieder lauter, die Musik wieder klarer.

„Alles gut?“ fragte der Barkeeper noch mal.

„In meinem Rahmen“, sagte ich. „Gib mir ’n Wasser.“

Er stellte eins hin, wortlos. Kein Alkohol, nur Wasser. Ich trank es in kleinen Schlucken, als wäre es etwas Schweres. Das Herz beruhigte sich nach und nach, wie eine Maschine, die nach dem Kurzschluss wieder hochfährt. Aber ab da war da etwas Neues: die Gewissheit, dass der Automat nicht nur abgenutzt, sondern wirklich defekt war.

„Das war ein Warnschuss“, sagte der Púca später, als ich vor der Tür stand und die kalte Luft reinzog. „So eine Art Testlauf. ‚Wie reagiert er, wenn ich kurz so tue, als wär Ende?‘“

„Ich hab nicht reagiert“, sagte ich.

„Genau“, nickte er. „Das ist das Problem.“

Auf dem Heimweg spürte ich jede Unebenheit im Asphalt. Jeder Schritt vibrierte in der Brust nach. Ich dachte an all die dummen Sprüche, die ich in meinen Zwanzigern über Leute gemacht hatte, die Angst um ihr Herz hatten. „Psycho“, „hypochondrisch“, „sollen weniger Kaffee trinken“. Jetzt war ich der, der jede Treppe kurz abcheckt, ob oben noch Luft ist.

In der Wohnung war es still. Ich machte kein Licht an, setzte mich an den Küchentisch und legte beide Hände flach auf die Platte, als müsste ich irgendwo Halt finden. Die Uhr tickte. Mein Herz tickte dagegen. Ich dachte daran, wie einfach es wäre, jetzt eine Flasche aufzumachen, „um runterzukommen“. Und wie falsch dieser Satz war.

„Was ist dein Plan?“ fragte der Kobold. „So generell, mit dem Ding in deiner Brust. Willst du es weiter traktieren, bis es die Schnauze voll hat? Oder willst du ab jetzt so tun, als würdest du auf es aufpassen, während du schleichend genauso weitermachst wie bisher?“

„Ich hab keinen Plan“, sagte ich. „Ich hab nur Angst und Gewohnheit. Und du.“

„Das reicht meistens“, sagte er. „Bis zum bitteren Ende.“

Die Vernunftstimme meldete sich wieder: „Termine machen. Hausarzt. EKG. Blutdruck. Labor. Das ganze Programm. Vielleicht ist es noch nicht zu spät. Vielleicht kriegst du Medikamente, vielleicht ein paar Jahre mehr, vielleicht eine Grenze, die du nicht überschreiten sollst.“

Ich sah vor mir, wie ich in einem Arztzimmer sitze, und jemand sagt: „Kein Alkohol mehr.“ Das war kein Satz, das war ein Exorzismus. Kein Alkohol mehr bedeutete: keine Bar mehr, keine Gespräche, kein halbwegs erträglicher Feierabend. Nur ich, mein kaputter Kopf und ein Herz, das vielleicht ein bisschen länger hält, um mir beim Denken zuzusehen.

„Vielleicht“, sagte der Púca leise, fast sanft, „ist ein kaputter Spielautomat besser als gar keiner. Solange er noch rattert, kannst du dir einbilden, dass der große Gewinn noch kommt. Hörst du auf, hast du nur noch leere Taschen und Stille.“

„Und was, wenn der große Gewinn nur darin besteht, nicht in deinem verdammten Hinterhof zu sterben?“ fragte ich.

Er grinste. „Dann solltest du damit aufhören, so zu leben, als wäre dir der Ort egal.“

Das Herz schlug. Wieder. Und wieder. Kein schöner Sound, kein heroischer Takt. Nur dieses unruhige Pochen, als wäre es selbst genervt von seinem Job. Ich legte mich ins Bett, nicht aus Müdigkeit, sondern weil mir nichts Besseres einfiel. Auf der Seite war der Puls anders als auf dem Rücken. Ich drehte mich, suchte eine Position, in der ich ihn weniger hörte. Es gab keine.

„Wenn du irgendwann nicht mehr schläfst“, sagte der Kobold leise in der Dunkelheit, „dann nicht, weil du zu viel Energie hast. Sondern weil du Angst hast, dass der Automat stehenbleibt, während du weg bist.“

„Dann bleib ich halt wach“, murmelte ich.

„Das wirst du nicht“, antwortete er. „Du bist zu müde, um ewig Angst zu haben.“

Irgendwann zog der Schlaf mich trotzdem weg. Keiner dieser tiefen, erholsamen, nach denen die Leute morgens sagen: „Ich fühl mich wie neu.“ Mehr so ein Wegbrechen. Das Herz klopfte weiter, irgendwo hinter dem Dunkel. Ein alter Apparat, der über seine Spezifikation hinaus benutzt wurde. Und ich wusste: Solange er noch rattert, würde ich so tun, als wäre alles noch spielbar.

Ein Herz wie ein kaputter Spielautomat. Es macht Lärm, frisst deine Münzen, zeigt dir ab und zu blinkende Lichter, die nichts bedeuten – und du stehst trotzdem davor, drückst und hoffst, dass irgendwas Gutes dabei rauskommt.

Púca reitet dich, bis nichts mehr übrig ist

Es gibt Tage, da merkst du, dass du nicht mehr selber läufst. Deine Beine bewegen sich, klar, aber sie gehören dir nur noch auf dem Papier. In Wahrheit hast du was auf dem Rücken sitzen, das die Richtung vorgibt. Manche nennen das Gewohnheit, manche nennen es Sucht, manche reden sich ein, es wäre Schicksal. Ich nenn’s Púca. Und an dem Tag wurde mir klar, dass der Bastard mich reitet wie ein kaputtes Mietpferd, das keiner mehr zurücknimmt.

Der Tag fing eigentlich normal an – normal in meinem Rahmen, also beschissen. Ich wachte auf, mit diesem ganz bestimmten Kater, der nicht nur im Kopf sitzt, sondern im ganzen System. Die Knochen schwer, die Muskeln müde, das Herz beleidigt. Der Magen leer, aber sauer. Die Zunge trocken, als hätte jemand mit Kreide drin geschrieben. Nichts davon war neu. Neu war, wie vertraut es sich anfühlte.

Ich lag da, glotzte an die Decke und wartete darauf, dass irgendwas in mir sagt: „Heute nicht. Heute machen wir mal was anders.“ Es sagte keiner was. Nur das leise Ticken der Uhr und dieses unrunde Pumpen im Brustkorb.

„Aufstehen“, sagte der Púca vom Stuhl in der Ecke, auf dem nie jemand sitzt. „Wir haben zu tun.“

„Wir haben gar nichts“, murmelte ich. „Ich hab Arbeit. Danach hast du Bar. Das ist kein Plan, das ist ein Defekt.“

Er grinste. „Ich red nicht von Plänen“, sagte er. „Ich red vom Ablauf. Du bist nicht frei. Du bist Programm.“

Ich stand auf, weil der Körper musste. Nicht, weil ich wollte. Dusche, Zähne, irgendwie Klamotten. Alles mit dem Gefühl, dass jemand anders die Knöpfe drückt. Die Hände wussten, wo das Rasierzeug lag, die Füße wussten, wo sie hinmussten. Ich kam mir vor wie ein Passagier in meinem eigenen Körper.

Auf dem Weg zur Arbeit hingen die Straßen wieder so da wie immer: grau, teilnahmslos, müde. Ich nahm denselben Bus, stieg an derselben Haltestelle aus, lief denselben Weg zur Halle. Jeder Schritt war auswendig gelernt. Ich hätte blind laufen können und wäre trotzdem dort gelandet. Das war kein Leben. Das war eine Spur im Asphalt.

„Denkst du wirklich, du hättest noch Einfluss?“ fragte der Kobold, der auf einem Poller saß und mit den Beinen schlenkerte. „Du bist wie diese Reitpferde im Park, die immer die gleiche Runde drehen. Andere Kids drauf, andere Jahreszeiten, gleiche Strecke. Und du bist nicht mal das Kind. Du bist das Pferd.“

„Wenigstens krieg ich Futter“, sagte ich.

„Du kriegst Reste“, korrigierte er. „Bier, Schnaps, Nikotin und die Illusion, dass du jederzeit abspringen kannst.“

In der Halle war es wie immer zu laut, zu staubig, zu voll mit Menschen, die sich selbst irgendwo zwischen Stapeln und Zeitkarten verloren hatten. Ich arbeitete wie im Automatikmodus. Kiste greifen, tragen, absetzen. Warten, bis der Rücken knurrt, dann weitermachen. Das Herz schob sich stoßweise durch den Tag, wie ein Motor, der schon viel zu lange ohne Öl läuft.

„Merkst du was?“ fragte der Púca in der Pause, als ich draußen auf der Palette saß und rauchte. „Du brauchst mich inzwischen, um überhaupt irgendwas zu fühlen. Ohne mich ist dein Tag nur noch Arbeit, die dir nicht gehört, Luft, die du nicht willst, und Gedanken, die sich im Kreis drehen.“

„Ah ja“, sagte ich. „Und du bist die Lösung?“

„Ich bin das Transportmittel“, meinte er. „Du wolltest nicht da bleiben, wo du warst. Also hab ich dich woanders hingebracht. Ist nicht meine Schuld, dass dir das Ziel nicht gefällt.“

„Welches Ziel?“ fragte ich. „Schau dich um. Ich bin nicht angekommen. Ich laufe im Kreis.“

Er lachte kurz. „Ich hab nie behauptet, ich wäre ein guter Reiter“, sagte er. „Nur ein ausdauernder.“

Später, als die Schicht vorbei war, merkte ich es am deutlichsten. Feierabend. Der Moment, in dem andere Leute theoretisch alles könnten: nach Hause, zum Sport, zu irgendeinem Kurs, zu ihren Kindern, in ein Café, irgendwohin, wo man sich einredet, dass man noch Spielraum hat. Bei mir war der Weg klar. Körper nach draußen, Straßen runter, Bar.

Ich blieb an der Kreuzung stehen. Die eine Seite führte zur Wohnung, die andere zur Theke. Ich sagte mir: „Heute nicht. Heute gehen wir nach Hause. Kein Alkohol. Kein Tresen. Nur Bett, Wasser, vielleicht irgendwas im Fernsehen, das dich nicht aggressiv macht.“ Das war der Plan. Zumindest in meinem Mund.

„Du gehst in die Bar“, sagte der Kobold ruhig.

„Nein“, sagte ich. „Heute nicht.“

„Doch“, sagte er. „Weil ich drauf sitze.“

Es klingt bescheuert, aber genau so fühlte es sich an. Als hätte mir jemand ein Gewicht in den Nacken gelegt, das mich nach links zog. Meine Füße wollten geradeaus – der Zug ging nach rechts. Richtung Bar. Ich machte einen Schritt in die „vernünftige“ Richtung. Es fühlte sich an wie gegen Wind laufen. Noch einen Schritt. Noch mehr Widerstand. Der Púca lachte leise, ohne den Mund groß zu bewegen.

„Was glaubst du, wie oft du schon gedacht hast: ‚Heute nicht‘?“ fragte er. „Du hast diesen Satz tausendfach gesagt. Und jeden einzelnen davon hab ich dir aus dem Kopf geprügelt.“

„Du kannst nichts prügeln“, sagte ich. „Du bist eine Einbildung.“

„Und trotzdem gehst du gleich durch diese Tür“, sagte er gelassen.

Ich blieb stehen, mitten auf dem Gehweg. Leute gingen an mir vorbei, als wäre ich nur ein Hindernis, das sie seit Jahren kennen. Ich spürte den Schweiß am Rücken, obwohl es nicht warm war. Das Herz klopfte schneller, nicht nur vom Weg. Da war dieses nervöse Flattern, das ich schon kannte, wenn sich zwei Entscheidungen in mir prügelten.

„Einfach umdrehen“, dachte ich. „Einfach geradeaus. Weiterlaufen. Vorbei an der Bar, rein in die Wohnung, die Tür zu, Wasser auf, kein Gift, kein Púca.“

„Ich warte dann einfach drinnen“, sagte er. „Du glaubst doch nicht ernsthaft, ich wäre nur in der Bar. Ich bin überall da, wo du nicht allein mit dir sein kannst.“

Ich drehte den Kopf. Barlicht. Gelb, vertraut, klebrig. Ein Rechteck in der grauen Straße, das aussah wie ein Schlupfloch. Dahinter der Tresen, die Gläser, der Barkeeper, der meine Schritte kennt. Der Hocker, der meinen Körper kennt. Der Automat in der Ecke, der meine Fünfer kennt. Es war, als würde der Laden leise „Komm“ sagen.

Das war der Moment, in dem mir klar wurde: Ich war nicht mehr der, der entscheidet. Ich war der, der ausgeführt wird.

Ich weiß nicht mehr, wann genau ich den ersten Kompromiss gemacht habe. „Nur heute, nur einer, nur kurz.“ Immer solche Worte. Kleine Bücken, kleine Knicke, kleine Nachgaben. Das Problem mit kleinen Nachgaben ist, dass sie sich stapeln. Am Ende baust du eine Treppe daraus, auf der das Biest bequem auf deinen Schultern sitzen kann, während du dich abmühst.

„Du denkst, ich dräng dich“, sagte der Púca, während ich – natürlich – in Richtung Bar abbog, gegen jedes bessere Wissen. „Aber in Wahrheit reite ich nur das, was du dir selber erzogen hast. Ich bin nur der, der aufsteigt. Den Sattel hast du besorgt.“

Ich lachte bitter. „Dann bist du zumindest ehrlich“, sagte ich.

„So ehrlich, wie’s geht“, meinte er. „Ich bin kein Lügner. Ich bin Konsequenz.“

Vor der Tür der Bar blieb ich kurz stehen. Letzte Chance, Rückzug. Ich sah mein Spiegelbild in der Scheibe. Blass, müde, Falten, Augenringe, der Mund eine gerade Linie. Hinter mir spiegelte sich die Straße. Über mir ein dunkler Fleck, der im Reflex aussah wie etwas mit Ohren und Zähnen.

„Komm“, sagte der Kobold leise. „Du bist eh schon hier.“

Ich drückte die Klinke. Das machte kein Geräusch, das man sich merken könnte. Kein Donner, kein symbolisches Knacken. Nur dieses kleine, alltägliche Klicken, das sagt: Wieder ein Tag, den du auf meine Art beenden wirst.

Drinnen war alles wie immer. Und genau das war das Problem.

Drinnen war alles wie immer. Das war es ja. Die immer gleiche Temperatur, der immer gleiche Geruch nach Bier, Reinigungsmittel und abgestandenem Rauch, der in den Wänden steckt wie schlechte Erinnerungen. Das gedämpfte Gemurmel, das Klinken der Gläser, dieselben drei Songs, die aus der Jukebox kommen, als hätte sie einen Schlaganfall gehabt und sei in der Endlosschleife steckengeblieben. Wenn die Welt draußen wackelig ist, wirkt so eine Bar wie Stabilität. In Wahrheit ist sie nur der stabilste Teil deines Untergangs.

Der Barkeeper sah mich, nickte, wie man jemanden grüßt, der garantiert wieder auftaucht. Kein „Hallo“, kein „schön, dass du da bist“. Einfach dieses kurze Zucken mit dem Kinn, das sagt: Ich weiß, wer du bist, ich weiß, was du willst, ich weiß, wie das hier endet.

„Das Übliche?“ fragte er.

„Wenn du fragst, ob ich endlich mein Leben ändere, dann ja“, sagte ich. „Sonst auch ja.“

Er stellte mir das Bier hin, daneben den Schnaps, und – neu im Programm – ein Wasserglas. „Trink das zwischendurch“, meinte er. „Sonst kippt irgendwann nicht nur das Bier.“

Der Púca setzte sich neben mich auf den Hocker, ohne dass jemand reagierte. Für die anderen war er Luft. Für mich war er Gewicht.

„Siehst du?“ sagte er. „Alles läuft. Du musst nur da sein.“

Und genau das war das Problem. Ich musste nur da sein. Den Rest regelte die Spur, die ich mir in den letzten Jahren gezogen hatte. Keine Entscheidung mehr, kein innerer Kampf. Die Bar war das Ende eines Tages, so sicher wie die Schwerkraft. Du fällst nicht, weil du willst. Du fällst, weil du lang genug stehst.

Der erste Schluck Bier ging runter, als wäre er mit Magneten im Magen gezogen worden. Der Körper seufzte innerlich, dieses kleine, dreckige Aufatmen: „Da ist er ja wieder.“ Die Nerven wurden minimal stumpfer, der Druck im Kopf wurde etwas gedämpft. Es war kein schönes Gefühl. Aber es war vertraut. Vertrautheit schlägt fast alles, wenn du lange genug kaputt bist.

„Du tust immer noch so“, sagte der Kobold, „als wäre das hier ein Fehler, den man korrigieren kann. Dabei sind wir längst in der Phase: Ausreiten, was du begonnen hast.“

Liane war da, am anderen Ende der Theke. Sie sah mich kurz an, dann ihr Glas. Zwischen uns stand ein Aschenbecher mit zu vielen Kippen. Sie sah aus wie jemand, der schon begriffen hatte, dass keiner mehr auf ihr Pferd aufsteigt, aber es trotzdem jeden Tag sattelt. Gewohnheit, diese Schlampe.

„Wie viele Tage hast du schon so beendet?“ fragte der Púca leise.

Ich überlegte kurz. Gab auf. „Zu viele.“

„Wie viele davon waren anders als dieser?“ bohrte er nach.

„Keiner.“

„Richtig“, grinste er. „Siehst du das Muster?“

Ich trank, um nicht antworten zu müssen. Jede Bewegung war eingelernt. Glas greifen, ansetzen, kippen, abstellen. Zwischen den Schlucken kam die Zigarette, zwischen der Zigarette der Blick auf die anderen, zwischen den Blicken die Leere.

„Das bist nicht du, der hier sitzt“, sagte der Kobold. „Das ist die Summe aus all deinen ‚Ach scheiß drauf‘. Die kleinen Dinger. ‚Heute noch mal‘, ‚komm, einer geht noch‘, ‚morgen ist auch noch ein Tag‘. Jeder von denen hat ein Stück von dir an mich abgegeben. Ich bin nicht dein Dämon. Ich bin dein Inkassobüro.“

Jemand hinter mir lachte zu laut, irgendein Witz über Frauen, Fußball oder Chef, alles austauschbar. Einer schlug wem auf die Schulter, einer bestellte Shots für alle, weil er „heute mal richtig feiern“ wollte. Ich sah das Geschehen im Spiegel, wie einen Film, in dem ich keine Hauptrolle hatte. Neben mir mein Gesicht, daneben den Púca, der im Spiegel seltsam verzerrt war – länger, dunkler, die Augen tiefer. Ich blinzelte. Der Spiegel war wieder normal. Nur ich, der Hocker, das Glas.

„Glaubst du wirklich, du könntest morgen einfach nicht kommen?“ fragte er.

„Vielleicht“, sagte ich.

„Und was machst du dann, wenn die Schicht vorbei ist?“

„Nach Hause“, sagte ich. „Duschen, irgendwas essen, pennen.“

„Und wenn der Druck kommt?“ fragte er. „Dieses Ziehen, dieses Kribbeln, dieses Loch im Bauch, wenn du weißt: Normalerweise sitzt du jetzt hier. Der Körper erwartet es. Der Kopf auch. Was dann?“

Ich stellte mir den Abend vor. Allein in der Küche, Wasser im Glas, Herz im Hals, Kopf im Karussell. Keine Geräusche außer meinen eigenen, vielleicht der Fernseher, den ich nach zehn Minuten wieder ausmache, weil mir die Gesichter auf den Bildschirmen vorkommen wie Aliens. Ich und mein Herz, ohne Dämpfer.

„Ich dreh durch“, sagte ich.

„Nein“, sagte der Kobold. „Du kommst zurück. Spätestens übermorgen. Und dann reite ich dich doppelt.“

Der Barkeeper bekam mit, dass ich langsamer trank als sonst. „Du bist still“, bemerkte er.

„Ich führe eine innere Diskussion mit meinem Parasiten“, sagte ich.

„Gewinnt er?“

„Er sitzt auf meinem Rücken“, sagte ich. „Du kannst dir die Antwort denken.“

„Parasiten sind wenigstens ehrlich“, murmelte der Barkeeper. „Die tun nicht so, als wären sie dein Freund. Die fressen einfach.“

Der Púca verbeugte sich leicht. „Endlich einer, der mich versteht“, sagte er.

Klar war mir das alles schon länger. Dass ich nicht mehr selber lenke. Dass mein Tag nicht aus Entscheidungen besteht, sondern aus Ergebnissen. Die Frage war nur, wie weit es noch gehen würde. Ob es einen Punkt gibt, an dem sogar das Biest sagt: „Jetzt ist es gut, der geht kaputt, ich steig ab.“

„Ich steig nicht ab“, sagte er, als hätte ich laut gedacht. „Ich bleib, bis du liegenbleibst. Alles andere wäre unhöflich.“

„Schön“, sagte ich. „Dann krieg ich dich als Beigabe.“

„Du hast mich doch gebucht“, meinte er.

Ich trank weiter. Nicht schnell, nicht langsam. Genau so, wie man trinkt, wenn man weiß, dass man nicht mehr vorhat, irgendwas Grundlegendes zu ändern, aber auch noch nicht bereit ist, ins Krankenhaus zu fahren. Zwischen Rausch und Vernunft, wie immer mittendrin, ohne sich festlegen zu müssen.

Irgendwann, als die Bar schon dünner besetzt war, kam der Punkt, an dem ich dachte: „Jetzt ist Schluss für heute.“ Nicht nur als Floskel, wirklich. Der Körper war schwer, der Kopf glühte, das Herz war müde. Ich legte Geld hin, stand auf, spürte den Zug im Rücken. Den Púca. Er ließ mich gehen, ohne zu protestieren. Das machte mir fast mehr Angst als sein Gerede.

Draußen war die Luft kalt, klar, nüchterner als ich je sein würde. Ich machte ein paar Schritte, weg von der Bar, Richtung Wohnung. Und dann passierte es: Nach vielleicht dreißig Metern fühlte ich diesen Druck im Nacken, dieses Ziehen in der Brust, diese leise, aber unerbittliche Panik: „Da fehlt was. Du hast vergessen, wo du hingehörst.“ Die Knie wurden weich, nicht körperlich, eher im Kopf. Der Weg zur Wohnung schien länger zu werden, Schritt für Schritt.

„Dreh um“, flüsterte er.

„Nein“, sagte ich.

„Dreh um“, wiederholte er. „Ein Bier noch. Nur eins. Zum Runterkommen. Zum Abschließen. Zum Nicht-so-rumpelig-Einschlafen.“

Ich blieb stehen. Die Straße war leer, nur eine Laterne, die flackerte. Ich wusste, wenn ich jetzt weiterlaufe, ist das ein kleines Stück Freiheit. Wenn ich umdrehe, ist das ein weiteres Mal, in dem ich beweise, dass ich nicht mehr Herr über meinen eigenen Weg bin.

Ich drehte um. Natürlich drehte ich um.

„Siehst du“, sagte er, als wir wieder an der Tür standen. „Ich reite dich nicht mit Gewalt. Ich reite dich mit dem, was du dir selber angewöhnt hast.“

Der Barkeeper sah mich wieder reinkommen, hob eine Augenbraue. „Na klar“, sagte er. „Der berühmte letzte Absacker.“

„Reiner Formalakt“, sagte ich und setzte mich. „Ich will meinen Parasiten nicht enttäuschen.“

„Der Parasitenanteil liegt bei uns hier bei hundert Prozent“, meinte er. „Nur die Wirte wechseln.“

Der Púca grinste, legte mir eine Hand in den Nacken. Nicht schwer, aber deutlich. „Guter Junge“, sagte er. „Wir reiten weiter.“

Und in dem Moment wurde mir klar: Es geht nicht darum, ob ich noch aufhören könnte. Es geht darum, dass ich längst aufgehört habe, ernsthaft zu versuchen. Der Rest ist nur noch Reiten. Tag für Tag. Runde für Runde. Bis nichts mehr übrig ist als ein leerer Körper, ein kaputter Spielautomat im Brustkorb – und ein Biest, das sich ein neues Pferd sucht.

Es gibt einen Punkt, da denkst du, tiefer ginge nicht. Da glaubst du, du wärst schon so weit unten, dass jeder weitere Schritt nur Wiederholung ist. Gleicher Tresen, gleiche Sprüche, gleiche Schmerzen. Aber das ist ein Irrtum. Tiefer geht immer. Der Trick ist: Du merkst es nicht sofort. Der Absturz wird leiser, je gewohnt er wird.

Der „letzte Absacker“ war natürlich nicht der letzte. Der letzte Absacker ist eine Religion, an die nur Leute glauben, die längst keine Kontrolle mehr haben. Der Barkeeper stellte mir das Glas hin, die Flüssigkeit klar, das Versprechen trübe. Ich hob es, als würde ich auf irgendwas trinken, das mir was bedeutet. Wahrheit war: Ich trank auf nichts. Auf Leerlauf. Auf Geräusch. Auf den nächsten Tritt vom Biest.

„Auf uns“, sagte der Púca, hob imaginär sein eigenes Glas. „Auf gute Zusammenarbeit.“

„Auf mein Rückgrat“, murmelte ich. „Das war mal da.“

Der Schnaps brannte nicht mal mehr richtig. Weder im Mund noch im Hals. Er rutschte runter wie Wasser, das zu oft den gleichen Weg genommen hat. Der Körper registrierte ihn trotzdem. Die Muskeln wurden weicher, die Gedanken stumpfer, das Herz dämpfte sein Klopfen zu einem dumpfen Schlagen, das mehr nach Maschine klang als nach Leben.

Ich sah die anderen. Jeder hatte was auf dem Rücken sitzen, auch wenn sie’s nicht sahen. Keiner lief mehr selbst. Der Typ mit der Arbeitsjacke, der immer behauptete, er trinke „nur nach der Spätschicht“. Der ältere mit dem roten Gesicht, der eigentlich schon seit Jahren in

Rente war, aber nie gemerkt hatte, dass man auch mit Rente zu Hause bleiben könnte. Die Frau mit dem zu grellen Lippenstift, die sich an jeden dranhängte, der ihr die Illusion ließ, sie sei nicht allein. Alle geritten. Von irgendwas. Vom eigenen Loch, vom eigenen Biest, vom eigenen „Scheiß drauf".

„Wie fühlt es sich an?" fragte der Púca. „Zu wissen, dass du nicht mehr den Zügel in der Hand hast?"

„Ich hatte den nie", sagte ich. „Ich hab nur so getan."

„Stimmt nicht", meinte er. „Am Anfang hast du entschieden. Wann du trinkst. Wo du hingehst. Wen du triffst. Du hast dir mich ausgesucht, nicht andersrum. Ich war nur ein Angebot."

„Du warst eine Falle", knurrte ich.

„Ich war eine Abkürzung", korrigierte er. „Du wolltest nicht alleine mit dir sein. Ich hab gesagt: Setz dich drauf, ich bring dich weg von dir. Dass der Weg im Kreis führt, hast du billigend in Kauf genommen."

Die Bar leerte sich langsam. Die frühen Trinker, die morgen funktionieren mussten, waren weg. Übrig blieben die Hartnäckigen, die, die keinen Grund hatten, früh aufzustehen, außer, dass der Körper es gewohnt war. Liane war noch da, weiter hinten, halb in ihrem Glas, halb in ihrem eigenen Tunnel. Der Barkeeper wurde ruhiger, seine Bewegungen routinierter. Letzte Runden fühlen sich immer an wie Auslaufenlassen eines Schiffes, das eh nicht mehr vom Fleck kommt.

„Weißt du, was mich an dir fasziniert?" fragte der Kobold.

„Ich hoffe, nichts", sagte ich.

„Du weißt genau, was passiert", sagte er. „Du kannst es beschreiben, analysieren, benennen. Und trotzdem machst du weiter. Das ist Höchststufe. Ich mag keine Idioten. Ich mag Typen wie dich. Die sehen den Abgrund, setzen sich hin und sagen: ‚Schöne Aussicht.'"

Ich nahm noch einen Schluck, aus Trotz, aus Müdigkeit, aus Programm. Die Hand bewegte sich von allein. Die Kehle schluckte von allein. Ich war nur noch Zuschauer im eigenen Körper.

„Weißt du, warum ich dich nicht mehr in Ruhe lasse?" fuhr er fort.

„Weil du ein Arschloch bist", antwortete ich.

„Weil du mir längst gehörst", sagte er ruhig. „Du hast aufgehört, Entscheidungen zu treffen. Du triffst nur noch Gewohnheiten. Und Gewohnheiten sind mein Reitgeschirr."

Irgendwann stand ich auf, zahlte, ohne wirklich mitzuzählen. Der Barkeeper sagte irgendwas wie „pass auf dich auf", was ungefähr so sinnvoll war, wie einem Auto ohne Bremsen „fahr vorsichtig" hinterherzurufen. Ich nickte, steckte das Wechselgeld ein, das mir nichts bedeutete, und ging zur Tür.

Draußen Luft. Kalter Film über einem warmen Körper. Die Straße war leer, nur eine Straßenlaterne surrte. Meine Schritte klangen, als würden sie zu einem anderen gehören. Ich merkte, wie schief ich ging, wie der Boden schwamm, wie das Herz im Brustkorb mit jeder Bewegung eine halbe Sekunde hinterherhinkte.

„Merkt man's von außen?" fragte ich.

„Was?" sagte der Púca, der neben mir herging, als würden wir einen Abendspaziergang machen.

„Dass ich nicht mehr selber laufe", sagte ich. „Dass da was drauf sitzt."

Er sah mich prüfend an. „Kommt drauf an, wer guckt", meinte er. „Die einen sehen nur einen Betrunkenen, der nicht weiß, wann Schluss ist. Die anderen sehen einen, der müde ist. Und ein paar sehen vielleicht, dass da einer unterwegs ist, der längst nicht mehr für sich trinkt."

„Für wen trink ich?" fragte ich.

„Für uns", grinste er. „Du lieferst den Körper, ich geb die Richtung."

Wir bogen um die Ecke zum Hinterhof. Der Weg war automatisch. Ich hätte auch versuchen können, eine andere Route zu nehmen, nur um zu sehen, ob ich's kann. Ich tat es nicht. Die Füße hatten ihre Bahn, und ich war nur noch Gepäck.

„Weißt du, was das Ziel ist?" fragte er, als wir vor der Haustür standen.

„Krankenhaus oder Kiste", sagte ich. „Groß sind die Optionen nicht."

„Das sind die Endstationen", sagte er. „Ich meine das eigentliche Ziel. Nicht mehr zu kämpfen. Nicht mehr zu überlegen, ob du noch kannst oder willst. Einfach nur: weitermachen, bis es nicht mehr geht. Das ist Reiten bis zum Ende."

Die Treppe hoch war ein Abenteuer. Das Herz schlug lauter, die Beine wurden weich, jeder Absatz fühlte sich an wie ein kleiner Gipfel. Ich hielt mich am Geländer fest, lachte kurz, weil ich mir vorkam wie ein alter Mann mit vierzigplus und Reststolz.

„Du bist ein alter Mann", sagte der Púca. „Alt im Verschleiß, nicht im Kalender."

In der Wohnung machte ich nichts mehr Großes. Kein Fernseher, keine Musik. Wasser ins Gesicht, Hose irgendwohin, Schuhe aus, hinsetzen, hinlegen. Der Körper fiel ins Bett, als wäre er nur noch Material. Das Herz hämmerte in der Brust, erst schnell, dann unregelmäßig, dann langsamer. Ich lag da mit offenen Augen, die Decke über mir, der Putz fleckig wie eine Landkarte, die keiner mehr braucht.

„Weißt du, was mich am meisten ankotzt?" fragte ich in die Dunkelheit.

„Dass du mich nicht vorher getroffen hast?" vermutete der Kobold.

„Dass ich gar nicht mehr weiß, wie es ist, nicht geritten zu werden", sagte ich. „Ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal etwas getan habe, ohne dass du drin hingst. Kein Saufen, kein Rauchen, kein Weggehen, kein Bleiben, nichts. Selbst wenn ich morgen in den

Park ginge und mich sober auf eine Bank setzen würde, wärst du da. Mit irgendeinem Kommentar. Irgendeinem Zug. Irgendeiner Leine."

„Das nennt man Konsequenz", meinte er. „Du wolltest damals nicht allein sein im Kopf. Jetzt bist du's nicht mehr. Herzlichen Glückwunsch."

„Konsequenz", wiederholte ich. „Schönes Wort für lebenslange Mietschuld."

Er setzte sich ans Fußende vom Bett, wie ein Besitzer, der sein Tier kontrolliert. „Du wirst nicht mehr los", sagte er, beinahe zärtlich. „Nicht, weil ich so stark bin. Sondern weil du zu oft zu mir Ja gesagt hast. Jeder Abend, an dem du lieber mit mir als mit dir warst, war eine Unterschrift. Und irgendwann ist der Vertrag voll."

Ich dachte an all die kleinen Momente, die sich heute anders hätten entscheiden lassen. Morgen. Nicht hingehen. Früher gehen. Wasser statt Schnaps. Arzt statt Bar. Bett statt Hinterhof. Jeder einzelne war möglich gewesen. Theoretisch. In dieser seltsamen Parallelwelt, in der ich ein anderer wäre. In der, in der der Púca nie aufgestiegen wäre.

„Glaubst du, dass du irgendwann absteigst?" fragte ich.

Er lachte kurz, ohne Freude. „Ich steig nur ab, wenn du liegst", sagte er. „Und selbst dann bleib ich noch ein bisschen sitzen und guck, ob du dich nicht doch noch mal bewegst."

Das Herz beruhigte sich ein bisschen, irgendwo zwischen Müdigkeit und Resignation. Ich fühlte es schlagen, immer noch wie ein kaputter Automat, der zu lange lief. Es war kein angenehmer Sound. Aber es war der Beweis: Der Ritt ging weiter.

„Was bleibt von mir übrig?" fragte ich, halb wegdämmend, halb wach, in dieser beschissenen Zwischenzone, in der weder Schlaf noch Bewusstsein richtig sind.

„Ein paar Geschichten", sagte der Púca. „Ein paar Leute, die sagen: ‚Der war immer in der Bar.' Vielleicht ein leerer Hocker, den der Barkeeper noch 'ne Weile nicht neu vergibt. Und ich." „Du?"

„Ich reite den Nächsten", sagte er ruhig. „So läuft das. Du bist nicht mein erster. Und nicht mein letzter."

Mir fiel nichts mehr ein, was sich lohnen würde zu sagen. Kein Pathetik-Satz, kein „Ich will aber", kein „ab morgen". Die Luft im Zimmer war schwer, der Körper noch schwerer. Das Einzige, was sich noch bewegte, war der Puls. Dieser unruhige, trotzig-kranke Takt, der sagte: „Noch nicht. Noch ein bisschen. Noch eine Runde."

Der Púca legte sich quer ans Bettende, als würde er Wache halten. „Schlaf", sagte er. „Morgen reiten wir weiter. Die Strecke kennst du ja."

Und während ich wegrutschte in einen Schlaf, der sich nicht erholsam anfühlte, sondern wie eine kurze Pause zwischen zwei Schlägen, wusste ich: Er hatte recht. Ich war längst nicht mehr der, der ging. Ich war der, der geritten wurde.

Bis nichts mehr übrig ist.

Die Nacht, in der alle Spiegel platzen

Spiegel lügen nicht, sagen sie. Das stimmt nicht. Spiegel lügen die ganze Zeit. Sie zeigen dir nur das, was du gerade sehen kannst, nicht das, was du wirklich bist. Der Rest hängt in deinem Kopf und macht aus jeder Reflexion eine Drohung. Die Nacht, in der es mir endgültig gereicht hat mit den Spiegeln, fing auch wieder ganz harmlos an. Wie immer, wenn was schiefgeht.

Der Tag war ein langgezogenes Nichts gewesen. Die Halle, die Kisten, das Herz, das mal schneller, mal langsamer trommelte wie ein schlecht eingestellter Motor. Ich funktionierte irgendwie, wie ein Gerät, das keiner mehr neu programmiert, aber auch niemand ausstöpselt. Es war einer dieser Tage, an denen du dich nur noch von Stempelzeit zu Stempelzeit hangelst. Ein Check-out fürs Fleisch, nicht für den Kopf.

„Du siehst beschissener aus als sonst“, sagte ein Kollege in der Umkleide, als wir uns die Arbeitsklamotten vom Leib pellten.

„Ich pass mich meiner Umgebung an“, antwortete ich. „Designfrage.“

Er lachte, aber es hielt nicht lang. Niemand lacht lange über etwas, das zu nah dran ist.

Als ich aus der Halle rausging, war es schon dunkel. Der Himmel hing tief, keine Sterne, nur so ein milchiges Grau über den Dächern, in dem irgendwo der Mond versteckt war. Ich ging den üblichen Weg, Füße auf Autopilot, Kopf im Leerlauf. Die Kreuzung kam wie immer. Links Wohnung, rechts Bar. Man könnte meinen, ich würde inzwischen einen Umweg nehmen, einfach, um mir einzureden, ich hätte Optionen. Ich tat es nicht.

„Heute“, sagte der Púca, der auf einem Straßenschild hockte, „machen wir Inventur. Und zwar im Spiegelregal.“

„Ich hab keine Spiegel“, murmelte ich. „Nur den im Bad und den an der Bar.“

„Die reichen“, grinste er. „Du hast ja auch nicht mehr viele Gesichter übrig.“

Ich ging zur Bar. Natürlich ging ich zur Bar. Die Tür war wie ein Mund, der mich inzwischen mit Namen frisst. Drinnen das vertraute Licht, diese Mischung aus Gelb und Braun, die jede Farbe zu einem „Vorher“-Bild macht. Der Barkeeper sah mich, nickte, stellte das Bier hin, den Schnaps, das Wasser. Drei Gläser, drei Aggregatzustände meines Zustands.

„Du wirst blasser“, sagte er. „Ist dir das aufgefallen?“

„Ich werde transparenter“, antwortete ich. „Bald siehst du hinten durch.“

Im Spiegel hinter der Theke sah ich mich. Oder das, was von mir übrig war. Blass, Augenringe wie Schatten aus zweiter Hand, die Haut leicht grau vom Licht. Es war nicht das erste Mal, dass ich mich nicht mochte, wenn ich in diesen Spiegel sah. Aber an diesem Abend war da was anderes. Als hätte jemand einen Filter weggeschoben, den ich die letzten Jahre benutzt hatte.

„Guck mal hin“, flüsterte der Púca. Er stand im Spiegel klarer als am Tresen. Keine gekrümmte Gestalt mehr, kein halb durchsichtiger Schatten. Er stand neben mir, auf Augenhöhe, mit dem gleichen blassen Gesicht, nur schärfer geschnitten. Seine Augen dunkler, aber wacher.

„Da“, sagte er. „Da ist die Version von dir, die du nicht vor die Tür lässt.“

Ich hob das Glas, trank, sah wieder hin. Das Problem war: Je länger ich in den Spiegel starrte, desto weniger konnte ich sagen, wo ich aufhörte und er anfing. Mein Gesicht, sein Gesicht. Meine Augen, seine Augen. Alles verschob sich, wie bei einem billigen 3D-Bild, das du zu lange fixierst.

„Spiegel platzen nicht, weil sie alt sind“, sagte der Kobold. „Spiegel platzen, wenn sie zu viel Wahrheit tragen müssen.“

Liane kam rein, setzte sich zwei Hocker weiter, bestellte ohne Worte. Auch sie war im Spiegel. Ihr Gesicht wie eine Skizze von früher, drübergezeichnet mit zu vielen Nächten. Sie sah kurz hoch, sah mich über den Spiegel an, nicht direkt, sondern durch das Glas. Unsere Blicke trafen sich nur in der Reflexion.

„Du guckst, als würdest du gleich reinschlagen“, sagte sie.

„Ich überlege“, antwortete ich.

Der Barkeeper polierte ein Glas. „Wenn hier einer den Spiegel kaputt macht“, sagte er ruhig, „brauch ich eine andere Deko. Und ihr einen anderen Feind.“

Ich trank, wieder, um den Gedanken runterzudrücken. Spiegel sind gefährlich, wenn du schon halb auseinanderfällst. Sie zeigen dir Dinge, die du in dunklen Ecken erfolgreich ignorierst. Den Bauch, der dicker geworden ist. Die Haut, die nicht mehr nur „müde“ ist, sondern ständig kurz vor „krank“. Die Augen, in denen nichts mehr brennt, sondern nur noch Restglut liegt.

„Weißt du noch, wie du hier früher geguckt hast?“ fragte der Púca. „Selbstsicher, halb angepisst, aber mit dieser Arroganz von Leuten, die glauben, sie hätten noch Optionen. Heute siehst du aus wie die Endfassung vom ‚So nicht‘-Plakat.“

Er hatte recht, und genau das machte mich aggressiv. Nicht seine Häme, die kannte ich. Sondern die Tatsache, dass der Spiegel ihn bestätigte. Ich sah nicht mehr aus wie jemand, der gerade abrutscht. Ich sah aus wie jemand, der schon gefallen ist und unten wohnt.

Ich sah weg, Richtung Jukebox. Falscher Reflex. Auch da war Glas drin, auch da spiegelte sich mein Gesicht, verzerrt durch die Rundung. Ein krummer Kopf, ein schiefer Körper. Das war fast noch ehrlicher.

Ich ging aufs Klo, nur um dem Spiegel zu entkommen. Schlechter Plan. In der Klotür hing einer, so ein billiges Ding, angeschraubt auf Augenhöhe, damit du siehst, wie erbärmlich du aussiehst, wenn du versuchst, dich zusammenzureißen. Neonlicht oben drüber, das aus jeder Falte ein Schlagloch macht.

Ich stellte mich ans Waschbecken, ließ das Wasser laufen, spritzte mir irgendwas ins Gesicht. Es brachte nichts, außer einem nassen Kragen. Ich sah hoch. Da war ich. Noch näher, noch

hässlicher, noch nackter. Die Poren wie kleine Löcher, die Augen gerötet, die Pupillen zu groß. Alkohol, Müdigkeit, Angst, alles in einem Blick.

„Na“, sagte der Púca im Spiegel, „Erkenntnisse?“

Er stand hinter mir, halb in meinem Schatten. Oder ich in seinem, wer weiß. Seine Hand lag auf meiner Schulter. Im Spiegel sah das aus, als hätte ich meine eigene Hand dort. Ich drehte den Kopf, im Raum war niemand. Im Spiegel waren wir zu zweit.

„Guck hin“, sagte er. „Das bist du. Nicht der, der du gern wärst, nicht der, der du mal warst. Der hier. Der, der demnächst irgendwo mit verklebtem Hemd auf einem Boden liegt, während andere sagen: ‚Er sah in letzter Zeit schon so aus.‘“

Mir stieg eine Wut hoch, plötzlich, scharf. So eine, die du nicht runterspülen kannst. Nicht auf ihn. Auf mich. Auf dieses Gesicht, das mir gegenüberstand und so tat, als hätte es das alles nicht gewollt. Als wäre es Opfer und nicht Komplize.

„Mach die Augen zu“, sagte eine Stimme in mir. „Geh raus. Trink weiter. Vergiss das.“

Ich machte die Augen nicht zu. Ich starrte weiter. Der Spiegel vibrierte ein bisschen, aber wahrscheinlich war das nur mein Puls, der durch die Hand auf den Rahmen überging. Oder vielleicht war er müde. Vielleicht hatte er keinen Bock mehr, mich zu zeigen.

„Spiegel platzen“, sagte der Kobold, „wenn das, was sie zeigen, und das, was der Betrachter erträgt, nicht mehr zusammenpassen.“

Dann machte es „krrk“. Kein richtiger Knall, mehr so ein leises, böses Geräusch. Ein feiner Riss zog sich von einer Ecke zur anderen, wie ein Blitz, der sich im Glas verirrt hat. Ich hatte ihn nicht geschlagen. Ich hatte nicht mal richtig angefasst. Meine Fingerspitzen waren am Rand, das war alles. Und trotzdem – der Riss war da. Zwei von meinen Augen, leicht verschoben.

Ich musste lachen. Kurz, hart, ohne Humor. „Jetzt geht’s los“, murmelte ich. „Der erste Spiegel hat’s kapiert.“

Wasser tropfte vom Kinn auf den Rand. Im gesplitterten Glas sah ich zwei Münder, zwei Nasen, zwei Halbgesichter. Keines davon war ein besseres. Beide waren Varianten vom selben Fehler.

„Du hast ihn nicht kaputt gemacht“, sagte der Púca. „Du warst nur der Tropfen. Der Rest kam von den letzten Jahren.“

Ich ging zurück in die Bar, setzte mich, sah wieder in den großen Spiegel hinter den Flaschen. Und schwöre: Für einen Moment war da auch ein feiner Riss. Nichts Wildes, nur eine kleine Linie, die vorher nicht da war. Vielleicht Einbildung. Vielleicht auch nicht.

Die Nacht, in der alle Spiegel platzen, fängt nicht damit an, dass einer sie mit der Faust zerschlägt. Sie fängt damit an, dass die Wahrheit schwerer wird, als das Glas tragen kann.

Der Riss im Klospiegel ließ mich nicht mehr los. Ich saß wieder an meinem Stammplatz, das Bier vor mir, der Schnaps daneben, das Wasser in Reichweite, und trotzdem war ich mit

einem halben Auge die ganze Zeit auf dem Spiegel hinter der Theke. Ich wartete darauf, dass da auch was knackt. Dass irgendwo die Fassade nachgibt. Meine oder seine.

„Du wartest auf ein Wunder in Glasform“, sagte der Púca, der auf der Schaumkrone meines Biers hockte, als wäre sie ein Hocker. „Spiegel springen nicht für dich. Wenn hier was platzt, dann du.“

„Einer hat schon angefangen“, murmelte ich. „Reicht fürs Omen.“

Der Barkeeper sah mich prüfend an. „Warst du auf dem Klo?“

„Ja.“

„Hat er was gesagt?“

„Wer? Der Spiegel?“

„Na, du guckst, als hättest du dich zum ersten Mal seit Jahren gesehen“, meinte er. „Das macht Leute manchmal nervös.“

Ich zuckte die Achseln. „Der Spiegel ist angeschlagen“, sagte ich. „Oder ich. Vielleicht beide.“

Er schnaubte. „Die meisten hier sind angeschlagen“, sagte er. „Der Spiegel ist noch das stabilste Teil im Laden.“

Ich drehte das Glas in der Hand, sah im Bier meinen Kopf verschwimmen. Das war angenehmer als die scharfe Variante an der Wand. Im Schaum war ich weich, formlos, nur noch Kontur. Vielleicht ist das der wahre Grund, warum wir trinken: damit das eigene Gesicht endlich unscharf wird.

Liane schaute wieder über den Spiegel herüber. Diesmal direkt. Kein Versehen, kein zufälliger Blick. Sie musterte mich von drüben, ohne den Kopf zu drehen, nur mit den Augen.

„Du hast was“, sagte sie schließlich.

„Ja“, antwortete ich. „Ein Gesicht, das ich nicht mehr sehen kann.“

„Nicht das“, meinte sie. „Da ist was in deinen Augen. So ein … Riss.“

„Spiegelkrankheit“, sagte ich. „Ansteckend.“

Sie nahm einen Schluck. „Mir hat mal wer gesagt“, begann sie, „wenn du dich im Spiegel nicht mehr erträgst, hast du zwei Optionen: Du änderst was. Oder du machst alle Spiegel kaputt.“

„Und? Was hast du gemacht?“

Sie sah kurz zu Boden, dann wieder in ihr Glas. „Die falsche Option“, sagte sie. „Deshalb sitz ich hier.“

Der Púca applaudierte leise. „Sehr gut“, murmelte er. „Sie hat’s geschnallt. Du bist gerade irgendwo dazwischen. Eine Zwischenstation zwischen ‚vielleicht doch noch‘ und ‚scheiß drauf‘.“

Ich trank den Schnaps aus. Er schmeckte nach nichts. Nur noch nach Funktion. Der Riss im Klospiegel hing mir im Kopf wie ein Sprung in einer Schallplatte, über den die Nadel immer wieder rutscht.

„Wir machen ’ne kleine Tour“, sagte der Kobold plötzlich.

„Wohin?“

„In deine Galerie“, grinste er. „Du hast mehr Spiegel, als du glaubst.“

Er deutete mit dem Kinn zur Tür. Ich stand auf, ließ den Rest vom Bier stehen, was den Barkeeper zu einem skeptischen Blick veranlasste. „Bin gleich wieder da“, sagte ich.

„Wenn du irgendwas kaputt machst, sag’s vorher“, meinte er. „Dann mach ich die Musik lauter.“

Draußen war es kälter geworden. Die Straße glänzte ein bisschen, Feuchtigkeit, die aus den Fugen kam. Ich zündete mir eine Zigarette an, nur um was in der Hand zu haben. Der Rauch hing in der Luft, als würde er auf jemanden warten.

„Guck“, sagte der Púca und deutete auf das Schaufenster gegenüber. Tagsüber so ein Laden für alles Mögliche – Handyzubehör, billige Klamotten, irgendein Plastikdreck. Jetzt nur ein schwarzes Rechteck, in dem sich die Straße spiegelte. Und ich. Schmaler, länger, als hätte mich jemand langgezogen. Die Neonreklame der Bar schrieb sich spiegelverkehrt auf meine Brust.

„Da hast du den nächsten“, sagte er. „Spiegelfläche eins: Welt da draußen. Du mittendrin, als Statist.“

Ich trat näher heran. Mein Spiegelbild kam mir entgegen. Es sah schlechter aus als im Barspiegel. Ehrlicher vielleicht. Keine warmen Lichter, kein Hintergrund aus Flaschen. Nur ich, die Straße, die Laterne, die Schilder.

„Du siehst aus, als würdest du gleich durchgehen“, sagte der Púca.

„Mach ich auch“, sagte ich. „Innerlich.“

Ein Auto fuhr vorbei, die Scheinwerfer zogen Lichtstreifen durchs Bild, für einen Moment war mein Gesicht zerschnitten: Stirn, Augen, Mund jeweils in einer anderen Leuchtspur. Dann wieder eins. Vielleicht musst du gar nicht draufschlagen, damit Spiegel platzen. Vielleicht reicht Bewegung.

„Weiter“, sagte der Kobold.

Wir gingen die Straße runter. Geschlossene Rollgitter, dunkle Haustüren, irgendwo hinten ein leises Fernsehflimmern, das durch eine schlechte Gardine drang. An einer Ecke hing ein alter, blinder Spiegel in einem Hauseingang, aus der Zeit, als Leute anscheinend noch wissen

wollten, wie sie aussehen, bevor sie rausgehen. Das Glas war blind, aber nicht tot. In dem schlierigen Grau sah ich eine verzerrte Variante von mir. Die Ränder auslaufend, die Mitte heller.

„Das bist du in weich“, sagte der Púca. „Das Bild, das du früher von dir hattest. Nicht schön, aber unscharf genug, um weiterzumachen.“

„Ich erkenne mich kaum“, sagte ich.

„Eben“, nickte er. „Das war der Trick. Du hast nie ganz hingeguckt. Immer nur so halb. Gerade genug, um zu sagen: ‚Jo, geht noch.‘ Nie lange genug, um zu sagen: ‚So bestimmt nicht.‘“

Ich stand vor dem blinden Glas, zog an der Kippe, sah zu, wie der Rauch die Reflexion noch weiter verwischte. Für einen Moment war da gar kein Gesicht mehr. Nur noch eine Silhouette, ein Fleck, eine graue Form. Es fühlte sich fast beruhigend an.

„Du könntest das wieder haben“, sagte der Kobold. „Unscharf. Nicht hinsehen. Saufen, bis alles wabbelt. Keine Risse mehr, keine scharfen Konturen. Nur noch Nebel.“

„Und du?“ fragte ich.

„Ich seh immer scharf“, sagte er. „Das ist ja mein Job.“

Wir gingen weiter. An einer Kreuzung stand ein geparktes Auto, schwarz, frisch gewaschen oder vom Regen sauber gemacht. In der Tür spiegelte sich die Laterne, die Häuser, meine Gestalt. Dünner als in Wirklichkeit, verzogen in der Rundung des Blechs.

Ich blieb stehen, sah mich selbst wie eine Karikatur. Die Schultern hingen, der Kopf war leicht nach vorn geneigt, die Hände wirkten zu groß. Und über mir, im Auto-Lack, zeichnete sich eine zweite, dunklere Form ab. Dicht an mir, leicht versetzt. Wie ein Schatten, der zu nah dran ist.

„Da“, sagte der Púca zufrieden. „Spiegel Nummer drei: du mit mir drauf. Live-Übertragung.“

Ich starrte länger als gesund war. Je länger ich guckte, desto mehr verschoben sich die Linien. Meine und seine. Irgendwann war nicht mehr klar, wer der Schatten ist und wer der Körper.

„Es platzt nicht“, sagte ich. „Keiner dieser verdammten Spiegel platzt. Die halten mehr aus als ich.“

„Noch“, sagte der Kobold. „Glas ist geduldig. Du bist’s nicht.“

Wir standen da wie zwei Idioten vor einem Auto, das keinem von uns gehörte. Wenn jemand aus dem Fenster geguckt hätte, hätte er gedacht, wir wollten klauen oder Grafitti sprühen. Stattdessen klaute ich mir nur Stücke meiner eigenen Fassade.

„Warum zeigst du mir das alles?“ fragte ich.

„Weil du langsam weich wirst“, sagte er. „Weil du merkst, dass du nicht mehr nur ein Problem mit der Leber und dem Herz hast. Du hast ein Problem mit deinem Gesicht. Mit dem, was du jeden Tag mit dir rumträgst, wenn du die Haustür aufmachst.“

„Schön“, sagte ich. „Und was ist deine Lösung? Alle Spiegel zerdeppern?“

Er zuckte die Schultern. „Das ist deine Entscheidung“, meinte er. „Ich helf dir höchstens beim Hochheben der Hand.“

Zurück zur Bar. Wo sonst hin. Auf dem Weg sah ich mich noch in einer Pfütze, verzerrt von einem kleinen Windstoß. Kurz, flackernd, kaputt. Wenn ich poetisch wäre, hätte ich mir dazu was gedacht. Ich trat einfach drüber.

Im Laden war die Luft wärmer, aber nicht freundlicher. Liane war weg, ein paar andere Gesichter waren dazugekommen. Die Jukebox spielte wieder denselben Rotz, der irgendwann nicht mehr als Lied, sondern als Hintergrundgeräusch durchgeht. Ich setzte mich, sah direkt in den großen Spiegel hinter der Theke.

Da war er. Der feine Riss. Kaum zu sehen, ein dünner Strich, der schräg neben den Flaschen lief. Vielleicht war er schon immer da. Vielleicht war er neu. Ich wusste es nicht. Ich wusste nur: Ich sah ihn. Und er sah aus wie eine Linie zwischen „so bin ich“ und „so will ich nicht sein“.

„Du könntest jetzt aufstehen und was Beeindruckendes machen“, sagte der Púca. „Im Film würdest du mit der Faust reinhauen. Glas, Blut, Drama. Danach würdest du heulend auf den Knien liegen, irgendeine Katharsis, alle klatschen, Abspann.“

„Ich bin nicht im Film“, sagte ich. „Ich bin in meinem Leben. Da klatscht keiner.“

Ich hob das Glas, trank, sah weiter hin. Das eigene Gesicht zwischen Flaschenhälsen, Lichtreflexen und einem dünnen Riss, der genau durch meine Stirn lief, wenn ich mich richtig hinsetzte. Zwei Hälften derselben Fresse. Eine, die so tat, als würde sie das alles im Griff haben. Und eine, die genau wusste, dass sie längst durch ist.

„Vielleicht“, dachte ich, „platzen Spiegel nicht aus Glas. Vielleicht platzen sie in dir. Erst der Blick, dann der Rest.“

Der Barkeeper stellte mir einen neuen Schnaps hin. „Auf was trinkst du?“ fragte er.

Ich sah in den Spiegel, in die Risslinie, in meine zwei Hälften.

„Auf die Nacht“, sagte ich. „In der die Spiegel endlich aufgeben, bevor ich’s tue.“

Der Púca lächelte. „Das“, sagte er, „klingt wie der Anfang von einem sehr hässlichen Ende.“

Und ich wusste: Diese Nacht war noch nicht fertig. Weder mit mir noch mit den Spiegeln.

Irgendwann kommt der Punkt, an dem du merkst, dass der Spiegel nicht mehr nur Glas mit deinem Gesicht ist, sondern ein Gegner. Kein mächtiger, kein kluger – nur einer, der konsequent ist. Er hält dir hin, was du lieber in den Ritzen lassen würdest. Und in dieser

Nacht hatte ich das Gefühl, dass wir kurz davor waren, die Seiten zu tauschen: Ich der, der bricht, er der, der stehenbleibt.

Der Schnaps ging runter wie ein Loch. Kein Geschmack, kein Brennen, nur dieses kurze Nichts zwischen Glasrand und Magen. Ich sah in den Spiegel, als hätte ich eine Verabredung mit jemandem, der nicht gekommen war. Es war nur mein eigenes Gesicht da. Und das war fast schlimmer.

„Na los", sagte der Púca. „Worauf wartest du? Auf göttliche Eingebung? Auf einen Blitz? Auf irgendeinen Moment, in dem sich von alleine was ändert?"

„Ich warte überhaupt nicht", sagte ich. „Ich sitz hier einfach und sauf. Das ist das Gegenteil von warten."

„Du wartest jeden Tag", grinste er. „Du wartest darauf, dass irgendwas von außen dich rettet, damit du dir später erzählen kannst, du hättest es nicht allein geschafft. Arzt, Unfall, Freundin, Wunder. Irgendwas. Hauptsache, du musst nicht sagen: ‚Ich hab aufgehört, weil ich's wollte.'"

Die Risslinie im Spiegel zog sich genau so, dass mein Gesicht geteilt war, wenn ich den Kopf nur einen Tick nach links legte. Zwei Varianten von mir. Die linke sah aus, als hätte sie noch einen Rest von „vielleicht". Die rechte eher nach „nö". Beide waren ich. Keine davon wollte ich mit nach Hause nehmen.

„Weißt du, was Leute machen, wenn sie sich nicht mehr sehen können?" fragte der Kobold.

„Licht aus", sagte ich.

„Oder Gläser zerhauen", meinte er. „Oder sich so lange zustellen mit Lärm, Dreck und Arbeit, bis nichts Reflektierendes mehr übrig ist. Du hast lange die zweite Methode versucht. Vielleicht bist du heute bereit für einen Stilwechsel."

Ich wusste, was er meinte, bevor er's ausgesprochen hatte. Die Faust, der Spiegel, das klassische Bild. Der Mann, der sich selbst eine reinhaut, indirekt. Ich stellte mir vor, wie es sich anfühlt. Glas in der Haut, Blut auf den Flaschen, der Barkeeper, der flucht, Liane, die sagt: „War klar." Vielleicht sogar ein kurzer Moment, in dem alle sehen: Der hat's begriffen. Nur dass begreifen ohne Konsequenz auch nichts ist.

„Wenn ich draufhaue", sagte ich leise, „ändert sich gar nichts. Ich hab dann nur Scherben mehr und Finger weniger."

„Stimmt", sagte der Púca. „Aber du würdest dir beweisen, dass du noch zu einer Geste fähig bist."

„Gesten hab ich genug gemacht", sagte ich. „Entschlossenheit nicht."

Der Barkeeper kam näher, stellte sich schräg zu mir, so dass er mich und den Spiegel gleichzeitig im Blick hatte. „Du guckst, als würdest du gleich irgendwas kaputtmachen", sagte er.

„Hab ich schon", antwortete ich. „Nur nicht aus Glas."

Er sah mir einen Moment zu, dann den Riss. „Der war vorhin noch nicht da“, murmelte er.

„Vielleicht ist er alt“, sagte ich. „Vielleicht seid ihr alle nur blind gewesen.“

„Vielleicht hast du ihn gebraucht“, meinte er trocken. „Als Linie zum Drüber- oder Druntersein.“

Hinter mir lachte einer, ein kurzes, belltöniges Lachen, das sofort wieder verschwand. Irgendwer diskutierte irgendwas mit „du verstehst mich nie“, irgendwer ließ Kleingeld auf den Tisch fallen. Die üblichen Hintergrundgeräusche, gegen die ich die ganze Zeit getrunken hatte. In dieser Nacht klangen sie wie Kommentare.

„Du könntest aufstehen“, sagte der Kobold. „Jetzt. Zuhause. Wasser, Bett. Kein heroischer Entzug, nur eine andere Art, die Nacht zu beenden.“

„Und dann?“ fragte ich. „Morgen wieder in den Spiegel gucken? Im Bad, mit Restkotze im Hals und schlechtem Atem? Super Fortschritt.“

„Es geht nicht darum, dass du gut aussiehst“, sagte er. „Es geht darum, dass du überhaupt noch da bist, wenn du hinguckst.“

Ich verdrehte das Glas in der Hand, sah ins Bier. Das Spiegelbild darin war verzerrt, weich, blubbernd. Besser erträglich als das an der Wand. Wenn ich nur lange genug ins Glas sah, konnte ich mir einreden, ich wäre einer von denen, die „einfach gern ein Feierabendbier trinken“. Kein Pakt, kein Biest, kein Vertrag. Nur „Bierchen“.

„Du glaubst dir nicht mal mehr deine eigenen Märchen“, stellte der Púca fest. „Das ist ein Fortschritt, den ich so nicht bestellt habe.“

Liane stand irgendwann auf, schwankte leicht, blieb aber stabil wie ein kaputtes Regal. Sie kam an mir vorbei, legte mir im Vorbeigehen kurz die Hand auf die Schulter. Nicht lang, nicht dramatisch. Nur so ein Druck, der sagte: „Ich hab gesehen, wie du geguckt hast.“

„Mach keinen Unsinn mit dem Spiegel“, sagte sie. „Der kann nichts dafür.“

„Ich auch nicht“, sagte ich.

„Doch“, meinte sie. „Wir alle können was dafür. Das ist das Problem.“

Sie ging, die Tür schluckte sie, die Straße nahm sie, die Nacht verschluckte den Rest. Ich blieb mit meinem Riss, meinem Spiegel und meinem Púca sitzen.

„Und jetzt?“ fragte ich.

„Jetzt triffst du gar keine Entscheidung“, sagte er. „Das ist deine Spezialität. Du bleibst einfach, bis der Laden zumacht. Und morgen erzählst du dir, du hättest fast was gemacht. Fast ist dein Lieblingswort. Fast aufgehört. Fast was gesagt. Fast was geändert.“

Ich ließ den Satz in mir stehen. „Fast“ ist wie ein Versprechen, das einer auf den Tisch legt und dann wieder einsteckt. Ich hab ein Leben lang „fast“ gesammelt. Fast vernünftig, fast ehrlich, fast krank genug, um aufzuwachen. Und jedes Mal kam ein Glas dazwischen.

Die Minuten zogen sich. Der Laden wurde leerer, der Spiegel wurde starrer, der Riss blieb. Kein weiterer Sprung, kein dramatisches Spinnennetz durchs Glas. Nur diese eine Linie, wie ein Kratzer durch ein altes Foto.

Als der Barkeeper schließlich die Musik leiser drehte und dieses Licht anmachte, das sagt: „Jetzt reicht's", wusste ich: Der große Knall würde heute nicht kommen. Keine zerschmetterten Spiegel, keine geballten Fäuste. Nur ich, ein Riss und die Erkenntnis, dass ich mich nicht mehr lange ohne Folgen ansehen konnte.

„Und? Zufrieden?" fragte ich den Púca, als ich meinen Mantel anzog.

„Sehr", sagte er. „Du hast zum ersten Mal richtig hingeschaut. Das macht dich weicher."

„Weicher wofür?"

Er grinste schmal. „Für das, was als Nächstes kommt."

Draußen sah ich mein Spiegelbild noch einmal in der dunklen Scheibe der Bar. Der Riss drinnen war von außen nicht zu sehen. Von hier sah alles heil aus. Nur mein Gesicht war schief, meine Haltung krumm, mein Schatten zu nah. Passanten würden sagen: Da geht halt einer heim, bisschen blau, bisschen müde. Normal. Durchschnitt.

Nur ich wusste, dass drinnen einer der Spiegel aufgegeben hatte. Und dass das Glas immer noch hält, aber der Blick nicht mehr.

Auf dem Weg zur Wohnung gab es noch vitrinenartige Fenster, in denen ich mich hätte sehen können. Ich sah bewusst weg. Keine Lust auf weitere Bestandsaufnahme. Irgendwann wirst du nicht mehr stärker, wenn du dich anschaust. Irgendwann fällst du in dich zusammen.

Im Bad zu Hause war der Spiegel klein und beschlagen. Ich wischte mit der Hand drüber, sah kurz hinein, nur Sekunden. Genug, um zu merken: Ich bin der gleiche wie vorhin. Kein Film, kein Wunder, keine neu gefundene Stärke. Nur der gleiche Typ mit dem gleichen Gesicht und dem gleichen Vertrag.

„Heute keine Scherben", sagte ich.

„Nein", sagte der Kobold. „Heute nur Risse."

Ich machte das Licht aus, bevor der Spiegel sich's anders überlegen konnte. Im Dunkeln hörte ich nur noch das Herz, diesen unsauberen Takt, der mich daran erinnerte, dass noch etwas in mir arbeitete, das ich nicht im Griff hatte. Die Nacht, in der alle Spiegel platzen, war vielleicht noch nicht vollständig da. Aber sie hatte angefangen. Erst im Glas. Dann in mir.

Und irgendwo, hinter allen Reflektionen, saß ein Biest, das wusste: Wenn ich mich lange genug selber nicht ertrage, dann muss es gar nicht mehr viel tun. Dann erledige ich den Rest.

Wenn sogar der Teufel abwinkt

Es gibt diesen Spruch, dass der Teufel immer Bock auf dich hat, solange du noch irgendwas zum Versauen hast. Ich hab irgendwann gemerkt: Wenn du lang genug an dir selbst rumsägst, winkt nicht mal der Teufel mehr. Nicht, weil du zu gut geworden wärst. Sondern weil du zu erledigt bist, um sich noch zu lohnen. Wer will schon einen kaputten Fernseher besitzen, bei dem das Bild nur noch flimmert?

Der Tag nach der Spiegelnummer fühlte sich an, als hätte einer einen dünnen Film zwischen mich und die Welt gelegt. Alles war da, aber nicht richtig. Farben flacher, Geräusche dumpfer, die Gesichter der Leute wie schlecht eingestellte Empfangskanäle. Ich ging zur Arbeit, wie immer, aber jeder Schritt war wie durch altes Wasser. Ich war nicht wirklich anwesend. Ich war eine schlechte Kopie von mir selbst, die jemand in den Raum gestellt hatte, damit keiner merkt, dass der Original-Mistkerl schon abgehauen ist.

„Du wirst transparent“, sagte der Púca, der neben dem Werkszaun stand, als ich reinging. „Bald kann ich durch dich durchsehen.“

„Dann musst du weniger mit mir reden“, murmelte ich. „Wäre für uns beide gesünder.“

Er grinste. „Gesundheit ist ein Thema, das wir beide lange hinter uns gelassen haben.“

In der Halle dasselbe Spiel: Kisten, Lärm, dieselben Sprüche. Aber irgendwas hatte sich verschoben. Ich sah die Leute an und dachte: Die haben alle noch was, das ich nicht mehr für mich reklamieren kann. Wut mit Ziel, Angst mit Grund, Hoffnung mit Datum. Ich hatte hauptsächlich Rest. Restkörper, Restherz, Restgehirn. Wie Teller mit kalten Pommes, die keiner mehr will, die aber auch keiner wegbringt.

In der ersten Pause saß ich zwischen zwei Kollegen, die über irgendeine Fernsehshow redeten. Ich hörte nicht zu, ich hörte mein Herz im T-Shirt. Nicht so dramatisch wie neulich, aber permanent. Klopfen, stolpern, nachziehen. Der Automat lief, aber nicht mehr für den Hauptgewinn. Nur noch im Attraktionsmodus.

„Du guckst, als wärst du schon halb tot“, sagte einer.

„Ich übe nur“, antwortete ich. „Damit ich später nicht so überrascht bin.“

Sie lachten kurz, dieses unsichere Lachen, das sagt: „Wir hoffen, du machst nur Witze, sonst müssten wir uns kümmern.“ Sie kümmerten sich nicht. Ich hätte mich auch nicht um mich gekümmert.

In der zweiten Pause stand ich allein draußen, rauchte, und plötzlich hatte ich dieses Gefühl, dass irgendwas „dran“ ist. Keine Esoterik, kein Zeichen, nichts mit Universum. Eher wie ein muffiger Geruch, der aus dem Keller kommt, bevor du siehst, dass es schimmelt. Ich merkte, dass ich innerlich den Punkt überschritten hatte, an dem ich glaubhaft behaupten konnte, alles sei „noch im Rahmen“. Der Rahmen war gebrochen. Das Bild hielt nur noch, weil es sich an die Wand klammerte.

„Du weißt, dass du mit einem Bein im Krankenhaus stehst“, sagte der Kobold, der auf dem Geländer balancierte.

„Und mit dem anderen?“ fragte ich.

„In der Bar“, sagte er. „Da, wo wir unser Büro haben.“

„Und wo steht der Teufel?“ fragte ich. „Nur so aus Interesse.“

Er lachte. „Der hat deine Akte weitergereicht“, meinte er. „Du bist ihm zu unspannend geworden. Er mag Leute, die noch was zu verlieren haben. Du bist eher der Teil vom Programm, den er überspringt.“

„Nicht mal mehr fürs Höllenprogramm gut genug“, sagte ich. „Na super.“

„So tief musst du erst mal kommen“, meinte der Púca. „Dass selbst das Böse sagt: ‚Nee, lass den, der erledigt sich selber.‘“

Feierabend kam wie immer, aber diesmal fühlte er sich nicht an wie Erlösung. Eher wie ein Übergang von einer Sorte Zelle in die andere. Die Halle ließ mich raus, die Stadt nahm mich entgegen, und da war wieder die Kreuzung: Wohnung oder Bar. Links oder rechts. Tod auf der Couch oder Tod am Tresen. Ich blieb stehen, als hätte ich eine Auswahl.

„Geh nach Hause“, sagte diese leise Vernunftstimme, die inzwischen wie ein alter Anrufbeantworter klang. „Ernsthaft, geh einfach heim. Du bist nicht mehr in der Phase, in der du das locker wegsteckst.“

„Wir gehen in die Bar“, sagte der Púca ruhig. „Routine hilft.“

„Routine hilft dir, nicht mir“, sagte ich.

„Ich bin du“, sagte er.

Und genau das war das Problem.

Ich ging zur Bar. Nicht in einem stolzen Marsch, eher in so einem müden Trott, als würde jemand hinter mir an den Fäden ziehen. Die Tür war vertraut wie eine alte Wunde. Ich trat ein, blinzelte kurz, bis sich das Licht an meine Augen gewöhnt hatte.

Es war leerer als sonst. Zwei Typen am Spielautomaten, eine Frau am Tisch mit zu viel Schminke im Gesicht und zu wenig Licht in den Augen, der Barkeeper hinterm Tresen. Die Luft roch nicht mal mehr richtig nach Versprechen. Nur noch nach Resten.

„Du warst gestern komisch“, sagte der Barkeeper, als ich mich setzte.

„Ich bin seit Jahren komisch“, sagte ich. „Du wirst nur langsam aufmerksam.“

Er stellte mir das übliche Paket hin. Bier, Schnaps, Wasser. So sah mein Lebenslauf inzwischen aus.

Im Spiegel hinter der Theke: mein Gesicht. Der Riss war noch da. Dünn, aber deutlich, wenn du wusstest, wo du hingucken musstest. Ich wusste es. Ich sah hin. Und mit jedem Schluck dachte ich: Wenn Glas so lange hält, warum halte ich dann nicht?

„Weißt du, was ich an dir mag?“ sagte der Púca und setzte sich quer auf den Tresen, ohne dass einer reagierte. „Du bist an dem Punkt, an dem andere anfangen, sich dramatisch an Gott zu wenden. Oder an irgendeine höhere Instanz. ‚Wenn ich das hier überlebe, hör ich auf.‘ Du bist zu müde für solche Deals.“

„Wem soll ich was versprechen?“ fragte ich. „Dem, der mich gemacht hat? Der wird sich bedanken, wenn ich ihm erzähle, was ich draus gemacht hab. Da winkt doch jeder ab.“

„Sogar der Teufel“, grinste der Kobold. „Ich hab ihn gefragt.“

„Klar“, sagte ich. „Ihr habt Dienstbesprechung in der Hölle gehabt, oder was?“

„So ungefähr“, meinte er. „Der hat sich deine Kurve angeguckt und gesagt: ‚Läuft von alleine. Brauchen wir nicht investieren.‘ Du bist wie eine Aktie, die schon seit Jahren nur noch nach unten zeigt. Selbst gierige Schweine haben keinen Bock mehr drauf.“

Ich nahm den Schnaps, hielt ihn kurz gegen das Licht. Der Alkohol schimmerte farblos. Kein Feuer, kein Glanz. Nur Flüssigkeit, die mich weiter davon wegtrieb, irgendwann noch ernsthaft um Hilfe zu bitten.

„Also gibt’s keinen, der sich noch um meinen Arsch streitet?“ fragte ich.

„Nö“, sagte der Púca. „Der Einzige, der noch was von dir will, bin ich. Und das ist eher berufliches Pflichtgefühl.“

„Nicht mal mehr für die Hölle Premiumware“, murmelte ich. „Ich hätte mir wenigstens ein bisschen Nachfrage gewünscht.“

Der Barkeeper hörte nur meinen letzten Satz. „Was für Nachfrage?“ fragte er.

„Nach meinem Platz in der großen Geschichte“, sagte ich. „Aber ich glaub, ich bin eher Fußnote.“

„Die meisten sind nicht mal das“, meinte er. „Sei froh, wenn sich einer an deinen Namen erinnert, wenn du nicht mehr hier sitzt.“

Ich sah in den Spiegel. Versuchte mir vorzustellen, wie es aussieht, wenn dieser Hocker irgendwann leer bleibt. Ob da irgendwer an mich denkt. „Da saß immer der mit dem schlechten Herz und den schlechten Sprüchen.“ Vielleicht ein paar Wochen. Dann sitzt wer anders da. Genauso kaputt, nur jünger. Der Teufel wickelt den ab, wenn er noch genug Marge sieht. Bei mir war die Luft raus.

„Es ist schon eine Leistung“, sagte der Púca leise, „sich so gründlich selbst zu erledigen, dass du nicht mal mehr als Warnung für andere taugst.“

Ich trank. Nicht aus Durst. Aus Trotz. Wenn niemand mehr mit mir einen Pakt wollte, war das fast beleidigend. Ich hatte mir mein ganzes Leben als Verhandlungsmasse eingebildet – irgendwer da oben oder unten, der Angebote macht. „Sauf, ich geb dir Vergessen. Hör auf, ich geb dir Zeit.“ Inzwischen war klar: Es gibt keinen Vertragspartner. Nur mich und das Biest und ein Herz, das zu langsam kapiert, dass beide nicht auf seiner Seite stehen.

Der Teufel winkt ab, dachte ich. Der hat Besseres zu tun. Vielleicht sitzt er in Casinos, bei Politikern, bei Leuten mit dicken Konten und dünnen Skrupeln. Da lohnt sich noch Einsatz. Ich war eher Kleingeld, das zwischen Sofa und Wand gefallen ist. Keiner bückt sich mehr.

„Na dann", sagte ich leise in mein Glas, „müssen wir den Rest alleine hinkriegen."

Der Púca grinste. „Endlich sprichst du in der richtigen Person", sagte er. „Nur wir. Kein Teufel, kein Gott, kein Publikum. Nur ein Mann, ein Biest, ein paar Gläser – und ein Herz, das sich fragt, wie lange es sich das noch geben muss."

Ich trank aus, sah in den Spiegel, sah den Riss, sah mich. Und irgendwo tief drin, hinter Zynismus, Müdigkeit und Restalkohol, war ein kurzer, hässlicher Gedanke: Vielleicht ist das hier der wahre Boden. Nicht der Absturz. Sondern die Erkenntnis, dass nicht mal mehr die Hölle Interesse an deiner Geschichte hat.

Später am Abend kam einer rein, den man sonst hier nicht sah. Kein klassischer Stammgast, kein Kollege, kein Nachbarschaftswrack. Anzug, aber nicht der teure Typ, eher der, den du dreimal im Jahr aus dem Schrank holst und der schon seit zehn Jahren nicht mehr richtig sitzt. Er hatte dieses Gesicht, das sich nicht entscheiden konnte, ob es noch seriös oder schon müde aussehen will.

Der Barkeeper nickte ihm zu, so, als hätte er ihn doch schon öfter gesehen. Vielleicht am Nachmittag, wenn die Rentner kommen. Vielleicht an Sonntagen, an denen ich nie hier bin, weil mein Körper einen technischen Wartungstag einfordert.

„Na, Herr Pastor", sagte er. „Auch wieder unter den Lebenden?"

Ich spitzte die Ohren. Pastor. Na klar. Einer von denen. Der Mann lächelte müde. „Nur kurz", sagte er. „Ich brauch was, das nicht aus Weihwasser besteht."

Er setzte sich ein paar Hocker weiter, bestellte Bier. Kein Wein, kein Schnaps. Bier. Ganz normal. Ich musterte ihn aus dem Augenwinkel. Kein Kragen, kein Kreuz um den Hals, keine sichtbare Marke. Nur diese Art von Blick, der schon mehr Beichten gehört hatte, als gut für einen Menschen ist.

„Guck nicht hin", sagte der Púca leise. „Der bringt nix."

„Ich guck doch nur", murmelte ich.

„Genau das ist das Problem", antwortete er.

Der Pastor nahm den ersten Schluck, schloss die Augen, als würde er testen, ob Gott ihn sofort mit einem Blitz bestraft. Nichts passierte. Natürlich nicht. Gott hat Besseres zu tun, wenn es ihn gibt. Oder schlechteres, wer weiß.

„Schwerer Tag?" fragte der Barkeeper.

Der Mann nickte. „Beerdigung", sagte er. „Mehr sag ich nicht."

„Alt oder jung?", fragte der Barkeeper, als würde er nach der Biersorte fragen.

„Zu jung“, sagte der Pastor. „Es ist immer zu jung, wenn die Mutter noch lebt.“

Der Satz flog durch den Raum, blieb irgendwo zwischen Decke und Spiegel hängen. Ich nahm einen Schluck, obwohl der Magen was anderes wollte. Das Herz stolperte kurz, wahrscheinlich aus Solidarität.

„Siehst du?“ flüsterte der Púca. „Der arbeitet mit Material, das sich lohnt. Träume, die abgebrochen sind, bevor sie richtig kaputt waren. Elterntränen. Schulbänke, die leer bleiben. Da gibt es Emotion. Drama. Schwere. Du bist eher Endlager.“

Ich hätte ihn am liebsten weggeschnippt wie eine Mücke, aber er klebte. Ich sah den Pastor im Spiegel. Er sah nicht aus wie einer von den ewigen Heuchlern aus den Fernsehsendungen. Eher wie ein Kerl, der irgendwann gedacht hat: „Vielleicht kann ich was Gutes machen“, und dann zu oft gemerkt hat, dass das Gute keinen Bock auf ihn hat.

Nach einer Weile wanderte sein Blick im Spiegel und blieb kurz an mir hängen. Nur ein Moment, aber er war da. Er sah mich an, nicht direkt, sondern über das Glas. Ein flüchtiges Scannen: blass, Augenringe, das Glas davor, der Schnaps daneben, die Haltung.

„Sie sehen aus, als könnten Sie auch eine Beerdigung brauchen“, sagte er schließlich, halb im Scherz, halb nicht.

Ich lachte trocken. „Ich hab eine laufen“, sagte ich. „Seit Jahren. Nur ohne Pfarrer und ohne Blumen.“

Der Barkeeper verzog das Gesicht. „Er ist im zynischen Modus heute“, meinte er. „Ignorieren oder auflaufen lassen, such’s dir aus.“

Der Pastor nahm noch einen Schluck. „Zynismus ist nur der feige Bruder von Verzweiflung“, sagte er ruhig. „Ich kenn euch beide.“

„Dann stellen Sie sich hinten an“, sagte ich. „Die Schlange ist lang.“

Der Púca saß jetzt auf dem Zapfhahn und trommelte mit den Fersen dagegen. „Gleich geht’s los“, grinste er. „Der vom lieben Gott redet jetzt mit dem, den nicht mal der Teufel mehr will. Das wird gut.“

„Glauben Sie an den Teufel?“ fragte der Pastor plötzlich. Die Frage kam so beiläufig, als würde er wissen wollen, ob ich lieber Pils oder Export trinke.

„Kommt drauf an“, sagte ich. „Meinen Sie die Version mit Hörnern, Hufen und Vertrag, oder die hier?“ Ich deutete mit dem Daumen auf den Púca, den außer mir keiner sah.

„Ich meine den hier“, sagte er und tippte sich an die Brust. „Den, der dir einredet, du wärst sowieso schon verloren.“

Ich musste zugeben: Der Treffer saß besser als meine letzten Drinks. Ich nahm einen Schluck, ohne zu wissen, ob ich damit was runterspülen oder hochholen wollte.

„Meiner winkt schon ab“, sagte ich. „Kein gutes Material mehr. Keine große Story. Nur noch Resteverwertung.“

Der Pastor nickte langsam, als hätte er das schon öfter gehört. „Es gibt so Fälle“, sagte er. „Da sitze ich jemandem gegenüber und denke: Nicht mal der Teufel wird sich noch die Finger schmutzig machen. Der Mensch macht sich längst selber fertig. Der braucht keinen Feind, der braucht nur Ruhe.“

„Da haben wir’s“, flüsterte der Púca. „Er hat verstanden. Du bist Selbstläufer.“

„Und was machen Sie dann?“ fragte ich. „Wenn Sie vor so jemandem sitzen? Beten Sie trotzdem? Oder schreiben Sie den gleich ab?“

Er dachte einen Moment nach, sah in sein Glas, als würde da unten irgendwo ein Antwortzettel liegen. „Manchmal bete ich“, sagte er. „Manchmal sitze ich einfach da und höre zu. Und manchmal gehe ich nach Hause und trinke ein Bier, weil ich weiß, dass ich nichts ändern konnte.“

„Und heute?“ fragte ich.

„Heute“, sagte er, „hab ich einen Jungen begraben, der noch nicht mal alt genug war, um legal zu trinken. Und dann komm ich hier rein und sehe einen, der sich seit Jahren legal umbringt. Und ich denke mir: Die Verteilung ist seltsam.“

„Jetzt kommt gleich der Teil mit der Verantwortung“, murmelte der Kobold. „Pass auf, gleich sagt er, du hättest eine.“

„Ich hab keine Verantwortung“, sagte ich. „Ich hab nicht mal einen Goldfisch. Ich hab nur mich. Und das ist schon zu viel.“

„Falsch“, sagte der Pastor leise. „Du hast Leute, die dich kennen. Den Barkeeper. Die Frau da hinten. Vielleicht eine Schwester, einen Kollegen, irgendwen, der deinen Platz bemerkt, wenn du nicht mehr kommst. Das reicht, damit du noch Verantwortlicher bist, als dir lieb ist.“

Ich drehte das Glas in der Hand. „Und was sagt der Teufel dazu?“ fragte ich. „Hat der ’ne Meinung?“

Der Pastor lächelte schief. „Der Teufel liebt Leute, die glauben, sie wären ihm egal“, sagte er. „Dann können sie in Ruhe weitermachen, bis nichts mehr übrig ist. Der muss gar nichts tun.“

Der Púca lachte laut, obwohl ihn keiner hörte. „Siehst du? Ich hab gesagt, der Mann ist schlau.“

„Und Gott?“ fragte ich. „Winkt der auch ab?“

Der Pastor sah mich zum ersten Mal direkt an, ohne Spiegel, ohne Glas dazwischen. Seine Augen waren müde, aber nicht kalt. „Gott winkt nicht ab“, sagte er. „Der hat ewig Zeit. Ihr nicht.“

Das saß. Nicht als Erweckung, kein Halleluja, kein „Oh, jetzt ändere ich alles“. Dafür war ich zu weit weg von solchen Reflexen. Aber als Satz ins Fleisch geschnitten – ja. „Der hat ewig Zeit. Ihr nicht.“ Das war was, das sogar ein Kaputter wie ich verstehen konnte.

„Also was schlagen Sie vor?“ fragte ich. „Kein Alkohol mehr, Sport, Gebete vorm Schlafengehen?“

„Ich schlag gar nichts vor“, sagte er und sah auf sein Bier. „Ich sitze hier, trinke mein Glas und weiß, dass ich dir keinen Deal anbieten kann, der besser wäre als das, was du jeden Abend unterschreibst.“

„Und was unterschreib ich?“

„Dass du lieber so stirbst als anders“, sagte er. „Sonst würdest du hier nicht sitzen.“

Der Barkeeper räusperte sich. „Ganz schön harter Stoff heute“, murmelte er. „Wir sind hier nicht im Therapiezentrum.“

„Doch“, sagte ich. „Nur ohne Rechnung.“

Der Púca nickte zufrieden. „Und ohne Erfolgsaussicht“, fügte er hinzu.

Ein paar Gläser später stand der Pastor auf. Nicht torkelnd, nicht schwankend. Müde, aber gerade. Er legte Geld hin, mehr als nötig war, nickte dem Barkeeper zu und sah dann noch mal zu mir.

„Wenn sogar der Teufel abwinkt“, sagte er, „ist das kein Zeichen dafür, dass alles egal ist. Es ist nur ein Zeichen dafür, dass du allein bist mit deinen Entscheidungen.“

„War ich immer“, sagte ich.

„Nein“, widersprach er. „Früher hattest du die Ausrede, dass du es nicht besser wusstest.“

Er ging. Die Tür schloss sich hinter ihm, die Kälte kam kurz rein und dann wieder raus. Zurück blieben ich, mein Glas, mein Herz und das Biest.

„Na, zufrieden?“ fragte ich den Púca.

„Sehr“, sagte er. „Der gute Mann hat mir die Hälfte der Arbeit abgenommen. Wenn du jetzt weiter säufst, tust du es mit noch mehr Bewusstsein. Das macht die Sache erst richtig schön.“

Ich sah in den Spiegel, in den Riss, in mein Gesicht. Und irgendwo dahinter, hinter all dem Dreck und der Müdigkeit, war eine ganz leise, flackernde Stimme: „Du könntest aufstehen. Jetzt. Heute. Einfach gehen.“

Ich blieb sitzen.

Der Teufel winkt ab, dachte ich. Der Pastor geht heim. Gott hat ewig Zeit. Der Einzige, der heute was entscheidet, bin ich. Und meine Entscheidung war – wieder einmal – kein großer Knall. Kein „Nie wieder“. Nur ein weiterer Schluck.

So geht das. Nicht mit unterschriebenen Verträgen in Blut. Sondern mit Gläsern, die du dir jeden Abend selber einschenkst.

Es ist eine seltsame Sorte Einsamkeit, wenn du merkst: Du bist nicht nur allein im Raum, du bist auch allein in deiner Scheiße. Kein Teufel, der mit dir pokert. Kein Gott, der dir Zeichen schickt. Kein Pastor, der bleibt, nachdem er seinen Satz gesagt hat. Nur du, dein Glas, dein Herz – und dieses Biest, das sich in deinem Schatten eingerichtet hat wie ein Langzeitmieter.

Nachdem der Pastor gegangen war, wurde es stiller in der Bar, ohne dass es wirklich leise war. Die Musik lief weiter, irgendwas mit Gitarre und Leid, das man sich in den Achtzigern mal ausgedacht hatte, um Leute beim Saufen sentimental zu machen. Es funktionierte immer noch. Die paar Gäste, die geblieben waren, redeten leiser, lachten seltener. So gegen Mitternacht wird jede Kneipe ehrlich. Die Show ist durch, die Masken rutschen, der Alkohol hat gemacht, was er sollte, und lässt die Reste liegen.

Der Barkeeper machte sein Ding. Gläser spülen, abwischen, Flaschen drehen. Ab und zu sah er rüber zu mir, mit diesem Blick, den Leute haben, wenn sie überlegen, ob sie was sagen sollen, was sie nichts angeht. Er tat's nicht. Kann man ihm nicht verübeln. Jeder hier hat seine eigenen Bomben, und keiner will der sein, der daran rumfummelt.

„Tja", sagte der Púca, der jetzt wieder auf der Theke hockte, Beine baumelnd. „Der Mann mit dem Kreuz ist weg. Der Teufel ist beschäftigt. Bleiben wir zwei."

„War schon vorher so", sagte ich. „Ich hab nur eine Weile gebraucht, um's zu kapieren."

„Nein", widersprach er. „Du hast's immer gewusst. Du nennst es nur heute anders. Früher hast du gesagt: ‚Mir kann keiner helfen.' Heute sagst du: ‚Keiner will.' Ist derselbe Satz mit anderer Verpackung."

Ich griff nach dem Glas, trank, wartete auf dieses vertraute Gefühl, das früher kam: kurz leichter Kopf, Wärme im Bauch, dieser kleine Schub, der sagt: „Vielleicht wird's doch noch ein okayer Abend." Es kam nicht. Nichts wurde besser. Der Druck im Brustkorb blieb, die Müdigkeit klebte an mir wie Schweiß, und in der Spiegelwand sah ich immer noch denselben Typen sitzen, der aussah, als wäre er nur zur Hälfte anwesend.

„Es ist schon lächerlich", sagte ich. „Ich hab all die Jahre gedacht, es wäre so eine Art Deal. Ich sauf, Gott guckt weg, der Teufel guckt zu. Irgendwer zieht irgendwann meine Karte und sagt: ‚So, jetzt ist aber Schluss.'"

„Du hast zu viele Filme gesehen", grinste der Kobold.

„Ja", sagte ich. „Da passiert wenigstens was."

Der Gedanke ließ mich nicht los. Dass niemand mehr wirklich Interesse hatte. Nicht mal als schlechte Wette. Kein „mal sehen, wie weit der noch fällt". Es war, als hätte ich den Marktwert meines eigenen Untergangs überschätzt. Selbstzerstörung ohne Publikum ist wie Karaoke ohne Mikro: peinlich, aber leise.

Am anderen Ende der Bar stand einer auf, zahlte, ging. Die Frau mit dem zu grellen Lippenstift blieb sitzen, sie starrte in ihr Glas, als würde sie darin ihre Zukunft sehen. Ich fragte mich, ob irgendwer sich später an sie erinnern würde. Ob jemand „die mit dem Rot" sagt, wenn ihr Platz leer bleibt. Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Wir sind alle nur Kulissen im Leben der anderen, und irgendwann kommen neue Requisiten.

„Weißt du, was der Pastor eigentlich gesagt hat?“ fragte der Púca nach einer Weile.

„Dass Gott ewig Zeit hat und ich nicht“, murmelte ich.

„Nee“, sagte er. „Er hat gesagt, dass du eine Entscheidung getroffen hast. Dass du lieber so stirbst als anders. Das war der einzige ehrliche Satz im ganzen Abend.“

„Ich hab nichts entschieden“, widersprach ich. „Ich hab einfach weitergemacht.“

„Das ist eine Entscheidung“, sagte der Kobold. „Nicht entscheiden ist auch entscheiden. Ihr seid da alle gleich feige. Ihr wartet darauf, dass einer kommt und euch eine Pistole an den Kopf hält: ‚Entweder du hörst auf, oder du stirbst.‘ Und ihr denkt ernsthaft, ihr wärt dann plötzlich stark genug für ‚aufhören‘. In Wirklichkeit bleibt ihr sitzen und sagt: ‚Kann ich noch ein letztes kriegen?‘“

„Ich hab keine Angst vor der Hölle“, sagte ich.

„Du bist längst drin“, sagte er. „Nur ohne Feuer. Ohne Dramatik. Nur mit Routine.“

Ich dachte an all die Bilder, die man als Kind von Hölle und Teufel eingetrichtert bekommt. Flammen, Hörner, Schreie, Peitschen, die ganze Theaterschminke. Wenn ich ehrlich war, fühlte sich das hier schlimmer an. Zumindest hatte die Hölle in den Geschichten ein Zentrum. Hier gab’s nur Wiederholung. Bar, Arbeit, Herzstolpern, Biest.

„Wenn sogar der Teufel abwinkt“, sagte ich leise, „was bleibt dann noch als Gegenüber?“

Der Púca grinste, als hätte er auf diese Frage gewartet. „Du“, sagte er. „Nur du. Ohne Ausrede, ohne Überfigur, ohne ‚der hat mich dazu gebracht‘. Nur du, deine Gläser, deine Nächte, dein scheiß Herz.“

Es war ein hässlicher Gedanke. Kein Blitz, keine Läuterung. Eher wie ein nasser Lappen, der dir ins Gesicht klatscht. Du kannst ihn wegziehen, klar, aber die Feuchtigkeit bleibt.

„Was wäre“, fragte ich, „wenn ich jetzt wirklich aufstehen würde? Nicht morgen, nicht nach dem nächsten, nicht ‚ab Montag‘. Jetzt. Glas stehen lassen. Raus. Kein Drama. Kein ‚ich hör auf‘. Einfach: genug für heute.“

„Dann“, sagte der Kobold ruhig, „würdest du merken, dass das der einfache Teil war. Aufstehen ist leicht. Nicht zurückkommen ist schwer. Und in deinem Zustand…“ Er zog die Augenbrauen hoch.

Ich sah mich im Spiegel. Stell dir vor, du siehst einen, der genau so aussieht wie du, und du weißt: Der geht früh drauf, wenn er so weiterlebt. Und du weißt auch: Der so da, mit dem Gesicht, dem Blick, der Haltung – der wird nicht von heute auf morgen zum Jogger mit Wasserflasche. Das ist keine Film-Montage. Das ist jahrelanger Dreck, der sich in jede Falte gefressen hat.

„Also was? Weitermachen?“ fragte ich.

„Ich bin nicht dein Coach“, sagte der Púca. „Ich bin dein Zeuge.“

Das war vielleicht der schlimmste Satz, den er je gesagt hatte. Zeuge. Einer, der dabei ist, sieht, was du tust, und dich später damit konfrontieren könnte, wenn es so etwas wie „später“ noch gäbe.

Der Barkeeper rief letzte Runde aus. Ein paar Hände gingen hoch, meiner reflexartig mit. Er sah mich an, zögerte, goss dann doch ein. „Du lebst gefährlich“, sagte er.

„Ich leb konsequent“, antwortete ich.

Der letzte Schnaps des Abends schmeckt nie anders als der erste, wenn du ehrlich bist. Nur dein Körper reagiert anders. Er hat die Schnauze voll, du nicht. Ich trank langsam, hielt das Glas länger in der Hand, als nötig war. Im Spiegel sah ich, wie ich aussehe, wenn der Abend zu Ende geht: müde, leicht glasig, der Mund in der neutrale-alles-egal-Linie.

„Weißt du, was das Lustige ist?“ sagte der Púca. „Du glaubst, du wärst dem Teufel entgangen, weil du so tief im eigenen Dreck sitzt. In Wahrheit war er nur schlau genug, dir bei deinem Tempo einfach nicht mehr die Hand hinzuhalten. Du machst seine Arbeit umsonst.“

Ich zahlte, stand auf, spürte dieses leichte Schwanken im Körper, das nicht mehr betrunken aussah, sondern nach „immer so“. Die anderen machten ihre üblichen Bewegungen, Jacken, Verabschiedungen, letzte Sprüche. Ich sagte nichts Großes. Ein „Ciao“, ein Nicken zum Barkeeper, raus.

Draußen die Luft. Kalt, aber nicht frisch genug, um irgendwas auszuwaschen. Die Straße lag da wie eine alte Narbe. Ich ging los, Schritt für Schritt, Herz im Brustkorb wie ein beleidigter Motor.

„Ich hätte fast aufgehört heute“, sagte ich nach ein paar Metern.

„Fast“, wiederholte der Púca. „Dein Lieblingswort.“

„Wenn ich irgendwann wirklich aufhöre“, sagte ich, „wird das niemand mitkriegen.“

„Doch“, meinte er. „Dein Herz. Dein Körper. Vielleicht der Barkeeper, wenn der Hocker zu lange leer bleibt. Aber der Teufel? Der hat längst weitergeschaltet.“

Wir gingen an den dunklen Fenstern vorbei. In der Scheibe eines geschlossenen Ladens sah ich noch mal meine Silhouette. Kein Riss im Glas, nur in mir. Ich blieb nicht stehen. Ich war zu müde für weiteren Augenkontakt mit mir selbst.

Oben in der Wohnung war das Bad klein und riechend nach Seife, die ich kaum benutzte. Ich hätte in den Spiegel sehen können. Ich tat es nicht. Zähne putzen, Licht aus, fertig. Im Dunkeln hörte ich nur noch das Herz, dieses unruhige Metronom, das nicht weiß, welches Lied es schlagen soll.

„Denk dran“, sagte der Púca irgendwo in der Dunkelheit, „wenn sogar der Teufel abwinkt, gibt es keinen mehr, auf den du zeigen kannst. Nur noch dich.“

„Ich weiß“, murmelte ich.

„Und?“

„Ich trink trotzdem weiter“, sagte ich. „Solange es geht.“

„Ehrliche Antwort“, sagte er. „Der Rest ist mir egal.“

Ich dämmerte weg, ohne Gebet, ohne Deal, ohne Bitte. Kein „Herr, wenn ich das überlebe“. Kein „Teufel, wenn du mir noch einen Tag gibst“. Nur der alte Vertrag mit mir selbst: Morgen geht’s weiter, solange der Körper mitmacht. Der Teufel hat abgewunken. Der Himmel schweigt. Und ich laufe weiter auf einem Konto, das längst überzogen ist.

Die Nacht machte den Vorhang zu. Kein Applaus. Keine Abspannmusik. Nur ein kaputtes Herz, ein müdes Biest und die stille, brutale Wahrheit: Wenn keiner mehr etwas mit dir zu tun haben will, nicht mal das Böse, dann bist du auf dem ehrlichsten Standpunkt, den es gibt – völlig verantwortlich und vollkommen überfordert.

Die Rechnung, die kein Ende kennt

Rechnungen sind ehrlich. Brutal, aber ehrlich. Da steht schwarz auf weiß, was du genommen hast und was du dafür zahlen sollst. Kein Gefasel, keine Ausreden, keine „eigentlich“. Nur Zahlen. Die einzige Rechnung, die nicht ehrlich ist, ist die, die du mit dir selbst machst. Die schiebst du nach hinten, rundest ab, vergisst Posten. Und irgendwann stellst du fest: Es ist mehr zusammengekommen, als du je gedacht hast.

Es fing mit so einem kleinen Zettel an. Papier, Kugelschreiber, schnelle Schrift. Kein großes Ding. Kein Amt, keine Bank, keine Mahnung. Nur der Barkeeper, der eines Abends einen Block unter der Theke hervorzog, als ich wieder mal bezahlt habe, ohne hinzugucken.

„Du“, sagte er. „Wir müssen mal was klären.“

Das sind Sätze, die man sonst nur von Menschen hört, mit denen man mal was hatte. Ich zog eine Augenbraue hoch, tat so, als würde ich mich nicht zusammenziehen.

„Was denn?“ fragte ich. „Bin ich zu selten da oder zu häufig?“

Er legte den Zettel vor mich hin. Einfache Striche, Namen von Getränken, Daten, Summen. Kein Computer, kein Programm. Handarbeit. Die Art Kontoauszug, vor dem du mehr Angst hast als vor allem Digitalen.

„Laufende Liste“, sagte er. „Das hier sind die Abende, an denen du gesagt hast: ‚Schreib an. Ich geb’s dir morgen.‘“

Ich starrte drauf. Es waren mehr als ich erwartet hatte. Immer mal wieder ein Abend, an dem die Kohle nicht reichte, ich aber nicht bereit war, nach Hause zu gehen. Die Tage, an denen ich dachte: „Ach, das sind jetzt zwei, drei Bier, die hol ich locker wieder rein.“ Zwei, drei Bier werden schnell zu zwei, drei Abenden. Und irgendwann hast du eine Liste.

„Ich hab gedacht, du hältst das im Kopf“, sagte ich schwach.

„Ich hab nicht so einen kranken Kopf wie du“, antwortete er. „Ich schreib Dinge auf.“

Oben stand der Betrag. Nichts Weltbewegendes, kein vierstelliger Schock, aber genug, um im Magen weh zu tun, wenn du weißt, wie wenig am Monatsende übrig bleibt. Ich fühlte mich ertappt, obwohl ich wusste, dass er recht hatte. Das war keine Falle. Das war nur Mathematik.

„Ich jag dich nicht“, sagte der Barkeeper, als er meine Fresse sah. „Ich wollte nur, dass du weißt, wo du stehst. Du kannst’s abstottern. Einer pro Abend. Mir ist egal, wie lange du brauchst.“

„Die Rechnung, die kein Ende kennt“, murmelte ich.

„Wenn du so weitermachst, ja“, sagte er. „Aber das hier ist nur die kleine. Die große zahlst du woanders.“

Hinter mir lachte der Púca leise. „Endlich“, sagte er, „kommt einer auf meine Seite.“

Ich nahm den Zettel, faltete ihn. Einmal, zweimal, dreimal. So klein, dass er in jede Hosentasche passte. Er fühlte sich schwerer an, als er war. Papier wie Blei. Ich steckte ihn ein, als könnte ich ihn damit verschwinden lassen.

„Du bist schuldenfrei“, sagte der Kobold, „sobald du bezahlt hast. Zumindest hier. Beim Rest wird’s schwieriger.“

„Was soll das?“ zischte ich in mich rein. „Noch ’ne Liste brauch ich nicht.“

„Doch“, sagte er. „Die hier ist perfekt. Sie zeigt dir, wie du funktionierst. Ein Bier anschreiben lassen, zwei Gläser später vergessen. Nächster Abend, gleiche Nummer. Das machst du mit allem. Mit Tagen, mit Nächten, mit deinem Herz. ‚Schreib an, Körper. Bezahlen mach ich später.‘“

Ich trank langsamer an dem Abend. Nicht aus Vernunft, eher aus Trotz. Jeder Schluck fühlte sich an wie ein weiterer Strich auf einem unsichtbaren Konto. Nicht nur auf dem Zettel. In mir. Die Leber, die Lunge, das Herz – die schreiben nicht mit, aber sie merken sich alles.

„Du könntest einfach sagen: Heute zahl ich alles“, flüsterte der Púca. „Zettel hin, Kohle drauf, Konto null. Wär das nicht schön? Einmal sauber sein, wenigstens hier?“

Ich lachte trocken. „Wovon? Von den Goldbarren, die ich Zuhause unter der Matratze habe?“

„Du könntest andere Rechnungen offen lassen“, schlug er vor. „Strom, Miete, Telefon. Prioritäten, mein Freund.“

„Ich bin nicht so weit, dass ich die Bar über die Bude stelle“, sagte ich. „Noch nicht.“

Der Barkeeper mischte sich nicht ein. Er hatte gesagt, was er sagen musste. Der Rest war mein Problem. So funktioniert das mit Rechnungen. Sie kommen, werden hingelegt, werden erklärt. Bezahlen musst du selber.

Später, zu Hause, in der Küche, zog ich den Zettel wieder raus. Legte ihn auf den Tisch, starrte auf die Zahlen. Datum an Datum, Bier an Bier, Schnaps an Schnaps. Ich versuchte, mich an die Abende zu erinnern. An manche konnte ich mich noch vage erinnern: der Streit

mit dem einen Kollegen, die Nacht mit dem Vollmond, der Abend, als der Pastor da war. Andere waren komplett weg. Nur noch als Strich vorhanden.

„Du solltest anfangen, deinen Körper so aufzuschreiben“, sagte der Púca, der auf dem Kühlschrank saß. „Tag X: Kater, Puls 180. Tag Y: Panik im Brustkorb. Tag Z: du im Hinterhof, denkst, du kippst weg. Mach dir ’ne Liste. Dann siehst du mal, was wirklich offen ist.“

„Halt die Fresse“, murmelte ich.

„Du wirst wütend, wenn man dir die Rechnung hinlegt“, meinte er. „Typisch.“

Ich nahm einen Stift, nur um irgendwas in der Hand zu haben. Setzte mich. Stierte auf den Zettel und schrieb unten, neben den Betrag, ein Wort hin: „Minimum“. Mehr nicht. Kein Plan, kein „ich zahle ab nächster Woche“, kein „heute fang ich an“. Nur dieses eine Wort. Minimum. Als würde ich mir damit beweisen, dass ich noch in der Lage war, etwas hinzuzufügen.

„Du hast keine Angst vor der Zahl“, sagte der Kobold. „Du hast Angst davor, dass sie nie kleiner wird.“

Er lag nicht so falsch. Ich dachte an die anderen Rechnungen, die unterwegs waren. Die vom Arzt, der noch nie eine Überweisung von mir gesehen hatte, weil ich nie hingegangen war. Die vom Körper, der seit Jahren auf Pump lief. Die frommen Rechnungen, falls es sowas gab. Der Pastor im Kopf, der sagte: „Du unterschreibst jeden Abend, dass du lieber so stirbst.“

„Es wird teuer“, sagte der Púca, „wenn du alles auf einmal kriegen würdest. Deshalb kommt’s in Raten. Kater, Herzrasen, Schlafstörung, Angst, Leere. Kleine Teilzahlungen. Aber irgendwann steht einer da und sagt: ‚Gesamtsumme bitte.‘“

Ich legte den Kopf in die Hände. Der Zettel auf dem Tisch war klein, überschaubar, machbar. Die anderen Rechnungen waren nur in meinem Kopf, aber größer, ungenauer, gefährlicher.

„Das ist das Fiese“, dachte ich. „Das, was du schwarz auf weiß hast, kannst du noch verhandeln. Raten, Aufschub, irgendwas. Aber das, was du in dir trägst, kennt keine Mahnfristen. Das wird einfach fällig.“

Es klingelte in meinem Kopf, wie eine Kasse, die immer weiter aufspringt. Jeder Zug an der Kippe, jeder Schluck, jeder Abend mehr. Der Barkeeper hatte nur einmal „Wir müssen was klären“ gesagt, und schon sah ich überall Rechnungen, die ich jahrzehntelang ignoriert hatte.

„Du kannst ja anfangen“, sagte der Kobold. „Morgen weniger. Übermorgen noch weniger. Nächste Woche mal einen Abend aussetzen. Du musst nicht alles auf einmal zahlen.“

„Ich schulde mir selber zu viel“, dachte ich. „Und ich hab nichts auf der hohen Kante, was mir hilft.“

Ich stand auf, ging ins Bad, sah kurz – ganz kurz – in den Spiegel. Kein Riss im Glas hier. Nur in mir. Die Augen sahen so aus wie die Summe der Zahlen auf dem Zettel. Müde, überzogen, mit zu vielen offenen Posten.

„Die Rechnung, die kein Ende kennt“, murmelte ich.

„Solange du atmest, wird geschrieben“, sagte der Púca hinter mir. „Die Frage ist nur, wer am Schluss kassiert.“

Ich machte das Licht aus, ging zurück in die Küche, nahm den Zettel, faltete ihn noch einmal. So klein, dass er fast verschwand. In der Brusttasche fühlte er sich an wie ein zweites, schlechtes Herz. Eines, das nur Schuld pumpt.

Und mir war klar: Das war nur der Anfang. Ein Blatt Papier mit ein paar Strichen. Der kleinste Teil von allem, was da noch offen war.

Am nächsten Tag fühlte sich die Brusttasche schwerer an als der Rest von mir. Nicht, weil ich plötzlich Muskeln hätte – das wäre Wissenschaftsfiktion gewesen – sondern wegen dem gefalteten Zettel. Papier, kaum ein Gramm, aber im Kopf wog das Ding wie ein Ziegelstein. Jedes Mal, wenn ich mich bückte, dachte ich, er würde rausfallen und jeder könnte lesen: „Hier, guck mal, der Typ ist nicht nur innerlich bankrott.“

Der Morgen lief wie immer im Automatikmodus ab. Aufstehen, Wasser ins Gesicht, Zähne grob abfahren, Klamotten überstreifen, die schon zu viel von mir gesehen haben. Kaffee gab’s keinen. Der Magen wollte nichts, der Kopf wollte Ruhe. Ich ging aus der Tür, als würde ich aus einem Käfig treten, um in einen anderen zu gehen.

Auf dem Weg zur Arbeit spürte ich das Papier an der Brust. Ich versuchte, meine Gedanken auf irgendwas anderes zu schieben – Wetter, Straßen, Gesichter –, aber sie rutschten immer wieder zurück zu diesem Zettel. Die Hand wanderte automatisch hoch, klopfte dagegen. Als wollte ich gucken, ob mein Konto noch schlägt.

„Anfasskontrolle“, kommentierte der Púca, der auf einem geparkten Roller hockte. „Nicht, dass dir deine Schulden auf dem Weg verloren gehen.“

„Ich hab mehr Schulden im Kopf als auf Papier“, knurrte ich.

„Papier ist immerhin begrenzt“, meinte er. „Der Rest ist unendlich. Das ist der Haken.“

In der Halle hatte ich das Gefühl, alle könnten durch mein Shirt hindurch den Zettel sehen. Kein Mensch interessierte sich natürlich dafür. Die Leute hatten ihre eigenen Probleme – Kind krank, Frau weg, Chef ein Arsch, Konto im Minus. Das Übliche. Niemand brauchte noch meine Story. Trotzdem schob ich bei jeder Bewegung unbewusst die Hand vor die Brust, als müsste ich was schützen.

In der ersten Pause saß ich draußen, Zigarette in der Hand, Rücken an der Wand. Der Zettel raschelte leicht, wenn ich mich bewegte. Ein mickriges Geräusch, aber laut genug für das schlechte Gewissen. Ich zog ihn raus, faltete ihn auf, sah die Summe an. So, wie man im Onlinebanking auf den Kontostand starrt, obwohl man ihn kennt und hofft, er hätte sich von allein verbessert.

Natürlich hatte er das nicht. Zahlen sind stur. Die warten nicht, bis du in Stimmung bist.

„Du könntest heute anfangen“, sagte der Kobold. „Nach Feierabend einen Schein hinlegen, sagen: ‚Mach den ersten Strich weg.‘“

„Und dann?“ fragte ich. „Dann fühl ich mich sauber?“

„Nein“, sagte er. „Dann fühlst du dich kurz weniger dreckig. Für manche reicht das schon.“

Ich steckte den Zettel wieder weg. Das war die Wahrheit: Ich hatte mehr Angst vor dem ersten Strich nach unten als vor der ganzen Summe. Solange die Schuld komplett stand, konnte ich mir einreden: „Irgendwann zahl ich das alles auf einmal, wie ein Held.“ Sobald ich anfange, wird klar, dass ich das Ding in Raten abarbeite wie jeder andere kleine Mensch.

Der Tag zog sich, die Kisten wurden schwerer, das Herz stolperte sich durch die Stunden. Aber der wirkliche Druck lag im Stoff meiner Jacke. Immer wieder hatte ich diese Szene im Kopf: Ich, am Tresen, Zettel auf dem Holz, Geld daneben. Der Barkeeper streicht eine Position durch. Ich geh heim, mit ein paar Euro weniger und einem Strich weniger. Und trotzdem gleich kaputt.

„Du kannst Rechnungen nicht wegtrinken“, sagte diese trockene Stimme in mir, die nicht dem Púca gehörte.

„Doch“, sagte der Púca. „Aber nur, bis der Barkeeper aufhört, dir was anzuschreiben.“

Feierabend. Wieder der Weg nach draußen, wieder dieselbe Luft, wieder dieselbe Kreuzung: Wohnung oder Bar. Ich blieb stehen, wie immer, aber diesmal war da ein extra Gewicht: der Zettel in der Tasche, der Barkeeper im Kopf, die Summe auf dem Papier.

„Heute“, dachte ich, „fang ich an. Vielleicht. Eventuell. Mal sehen.“

„Du bist wie einer, der vorm Fitnessstudio steht und sagt: ‚Nächsten Montag‘“, grinste der Kobold. „Du hast ein Talent für verschobene Anfänge.“

Ich ging zur Bar. Klar ging ich zur Bar. Der Zettel in der Brusttasche war wie eine Eintrittskarte. Ich konnte ihn spüren, als ich die Tür aufdrückte. Als ich mich auf den Hocker setzte, war mir, als hätte ich ein zusätzliches Herz, das lauter schlug als das richtige.

Der Barkeeper nickte mir zu. „Du hast ihn dabei?“ fragte er nur.

„Ja“, sagte ich. „Ich hab sogar zweimal drüber nachgedacht.“

„Das ist schon mal mehr als sonst“, meinte er. „Was darf’s sein? Für dich mein ich, nicht für mich.“

Er stellte mir das Bier hin, aber keinen Schnaps. Nur das Bier und ein Wasser. „Heute cash oder anschreiben?“ fragte er.

„Heute Teilzahlung“, sagte ich. Das Wort schmeckte komisch. Es klang nach Banktermin und billigem Kaffee in Plastikbechern.

Ich holte den Zettel raus, legte ihn auf den Tresen. Er war warm von meiner Haut. Ich klappte ihn auf, legte einen Schein daneben. Es war nicht viel, aber genug, dass man sieht: Da passiert was.

„Mach einen Abend weg“, sagte ich. „Den mit dem komischen Fußballspiel. Ich weiß nicht mal mehr, wer gewonnen hat.“

Der Barkeeper strich mit dem Kugelschreiber eine Zeile durch. Ein dünner Strich, mehr nicht. Die Summe wurde kleiner. Nicht viel, aber sichtbar. Ich streifte über das Papier, als würde ich eine Narbe fühlen.

„Siehst du?“ sagte der Púca. „Kannst doch zahlen. Tut nicht mal richtig weh.“

„Doch“, sagte ich. „Tut genau deshalb weh, weil es sich nicht groß anfühlt.“

Ich trank einen Schluck Bier. Er schmeckte nicht besser als sonst, aber anders. Bitterer, wenn das überhaupt ging. Vielleicht, weil ich wusste, dass dieses Glas jetzt zusätzlich auf der Liste stand. Nicht mehr unsichtbar. Nicht mehr „ach, passt schon“. Jeder Abend wurde jetzt bewusster, weil ich wusste, dass er irgendwo in Kugelschreiberform landet.

„Du könntest von jetzt an immer bar zahlen“, sagte der Kobold. „Kein Anschreiben mehr. Kein ‚morgen‘. Nur noch heute: entweder kannst du’s dir leisten oder nicht.“

„Wenn ich das durchziehe“, sagte ich, „sitze ich in zwei Wochen zu Hause mit Leitungswasser.“

„Vielleicht lernst du dann, wie Wasser schmeckt“, meinte er.

Die nächsten Runden waren seltsam. Ich bestellte weniger, langsamer. Nicht wegen Vernunft, sondern weil ich wusste: Das schreibt sich mit. Auf echte Zettel, auf imaginäre. Ich sah plötzlich überall Zahlen. Der Schnaps war „X“, das Bier war „Y“, der Herzschlag war „Z“. Ein dummes kleines Algebra-System, das niemanden interessiert. Außer dich, wenn du nachts wach liegst.

„Du kannst Rechnungen in drei Kategorien einteilen“, dozierte der Púca. „Die, die du bezahlen musst. Die, die du rauszögern kannst. Und die, bei denen du so tust, als wären sie nicht deine. Rate mal, wo die meisten Probleme liegen.“

„Bei der dritten“, sagte ich.

„Bingo“, grinste er. „Dein Herz steht in dieser Spalte. Deine Nächte auch. Und dein Morgen noch viel mehr.“

Ich sah wieder auf den Zettel. Ein Strich weniger. Sah lächerlich wenig aus. Wie eine Zigarette weniger am Tag. Wie ein Glas Wasser zwischen fünf Bieren. Symbolisch gut, praktisch fast nichts. Aber trotzdem spürbar. Nicht als Triumph, eher als leise, nervige Erinnerung daran, dass man theoretisch noch anders könnte.

„Wenn ich das durchziehe“, dachte ich, „bin ich in ein paar Monaten bar-technisch raus.“ Der Gedanke war gleichzeitig beruhigend und sinnlos. Was bringt es, in der Bar schuldenfrei zu sein, wenn du im Körper die größte offene Rechnung laufen hast?

„Vielleicht brauchst du diesen kleinen Sieg“, sagte der Kobold. „Irgendwas, das du nicht komplett verkackt hast. Eine Ecke, in der du sagen kannst: ‚Hier hab ich wenigstens bezahlt.‘“

„Und der Rest?“ fragte ich.

„Den zahlst du, ob du willst oder nicht“, sagte er. „Mit Kilos, mit Jahren, mit Organschäden. Da gibt’s keine Ratenzahlung. Nur Verlauf.“

Am Ende des Abends war ich nicht nüchtern, aber auch nicht so voll wie sonst. Der Zettel war wieder in der Brusttasche, ein Strich weniger, ein Schein weniger im Portemonnaie. Der Barkeeper nickte mir zu, als ich ging. Kein Lob, kein „bin stolz auf dich“. Nur dieser Blick: „Okay, du hast’s gesehen. Jetzt weißt du wenigstens, was du ignorierst.“

Auf dem Heimweg war mir kalt, obwohl die Luft nicht kälter war als sonst. Innenkälte. Dieses Ziehen unter dem Brustbein, wenn du merkst, dass du angefangen hast, Bilanz zu ziehen – und dir nicht gefällt, was du siehst.

In der Wohnung legte ich den Zettel wieder auf den Küchentisch. Dieses Mal faltete ich ihn nicht sofort. Ich ließ ihn liegen. Ein kleiner, weißer Fleck im Dreck. Mit Kugelschreiber-Zeilen, die sagten: „Das hast du dir alles geholt.“

Ich setzte mich, starrte ihn an, und für einen Moment stellte ich mir vor, ich würde so eine Liste für alles führen. Für jede Nacht. Jeden Liter. Jede Panikattacke. Jeden Moment, in dem das Herz aus dem Takt geraten war. Jede Entscheidung, in der ich „scheiß drauf“ statt „lass sein“ gesagt hatte. Ein Buch voller Rechnungen, ohne Rückseite.

„Du würdest dir das nie komplett durchlesen“, sagte der Púca vom Fensterbrett aus. „Du würdest nach drei Seiten zum Kühlschrank gehen.“

„Ich würd’s verbrennen“, sagte ich.

„Selbst wenn du’s verbrennst“, meinte er, „stehen die Originale woanders. In dir. Das da ist nur eine Kopie.“

Ich löschte das Licht und ließ den Zettel da. In der Dunkelheit raschelte nichts. Rechnungen sind leise, bis einer sie laut vorliest.

Ich hab die Nacht mit dem Zettel auf dem Tisch verbracht wie mit einem fremden Mitbewohner. Ich lag im Bett, aber mein Kopf saß in der Küche, Licht aus, nur dieser kleine weiße Fleck im Dunkeln, den ich trotzdem sehen konnte. Und jedes Mal, wenn ich halb wegdriftete, kam ein Gedanke: „Das ist nur die kleinste Rechnung. Die anderen warten noch.“

Am Morgen war der Zettel noch da. Rechnungen verschwinden nicht über Nacht, nur weil du zu betrunken zum Hinsehen warst. Ich setzte mich an den Tisch, noch im T-Shirt, die Haut klebte ein bisschen, das Herz stolperte übellaunig rum.

Ich nahm den Zettel in die Hand. Er war jetzt kalt. Nummern, Daten, Posten. Ein Teil von mir wollte ihn einfach zerreißen. In fünf Teile, in zehn, in Konfetti. Weg damit. Wenn du’s nicht siehst, ist es nicht da. Das funktioniert bei Flecken auf dem Boden, wenn du das Licht auslässt. Nicht bei Zahlen.

„Mach schon“, sagte der Púca vom Spülbecken aus. „Zerreiß ihn. Dann kannst du dir wieder erzählen, du hättest alles im Griff.“

„Wenn ich ihn zerreiße“, sagte ich, „steht die Schuld trotzdem noch im Kopf vom Barkeeper.“

„Und im Kopf von dir“, nickte der Kobold. „Der Barkeeper ist austauschbar. Dein Schädel nicht.“

Ich legte den Zettel zurück. Die Hände waren trocken, aber innen drin war alles feucht, als hätte jemand Schimmelwasser in mir verteilt. Ich machte mir einen Kaffee, nicht aus Genuss, sondern weil irgendwas Warmes in den Körper musste, das nicht aus Flaschen kommt.

Während der Kaffee durchlief, fiel mir auf, dass auf der Fensterbank ein anderer Stapel lag. Briefe. Ungeöffnet, halb geöffnet, wieder zugeschoben. Versicherung, Krankenkasse, irgendwas mit „wichtig“ auf dem Umschlag. Ich wusste genau, was drin stand, ohne sie zu lesen: Zahlen, Fristen, Drohungen. Die große Schwester von meinem Barkeeper-Zettel.

„Na, hier ist die restliche Buchhaltung“, sagte der Púca, sprang von der Spüle auf den Stapel. „Hast dir ein schönes Archiv aufgebaut.“

Ich nahm den obersten Brief, riss ihn auf. Krankenkasse. Bla bla bla, Vorsorge, Einladung zur Untersuchung, „wir empfehlen dringend“, „für Ihre Gesundheit“. Ich lachte kurz. Ein trockenes Geräusch, das im Raum verpuffte.

„Die wollen dir helfen, die große Rechnung aufzuschieben“, sagte der Kobold. „Aber du gehst nicht hin. Weil du Angst davor hast, dass einer dir die Summe vorrechnet.“

„Die haben keine bessere Schrift als der Barkeeper“, murmelte ich. „Nur längere Worte.“

Ich legte den Brief zu den anderen. Mir fiel auf, dass ich mit Rechnungen immer gleich umgegangen war: Erst stapeln, dann ignorieren, irgendwann ahnen, dann zu spät reagieren. Genau wie mit den Nächten, den Kippen, den Drinks, den Herzschlägen.

In der Halle arbeitete ich an dem Tag wie einer, der in Raten zahlt. Alles langsamer, alles bewusster. Nicht aus Vernunft, eher aus Erschöpfung. Der Körper war ein Konto kurz vor Limit. Jeder Griff, jede Kiste, jeder Schritt: Abbuchung. Das Herz beschwerte sich in seinem eigenen Code. Stolpern, Hämmern, Pausen, die zu lang waren.

In der Pause holte ich den Zettel wieder raus, als wäre er eine Heiligenbildchen. Die Kollegen redeten irgendeinen Blödsinn, Fußball, Chef, Spritpreise. Ich sah auf meine Zahlen, als würden sie mir einen Sinn geben.

„Wenn es nur das wäre“, sagte der Púca. „Ein paar Striche an der Theke. Ein bisschen Minus. Das könntest du sogar mit einem besseren Monat wieder reinholen.“

„Bessere Monate sind ausverkauft“, sagte ich.

„Die anderen Rechnungen“, fuhr er fort, „sind unsichtbar. Aber sie haben dieselbe Logik. Du zahlst, indem du weiter so machst. Du zahlst, indem du nicht reagierst. Du zahlst, indem du sagst: ‚Ich kann grad nicht, ich mach das später.‘“

„Später“, wiederholte ich. „Mein Lieblings-Zahlungsziel.“

Feierabend. Weg zur Bar. Es war kein „ob“ mehr, nur ein „wie“. Ich überlegte kurz, ob ich heute gar nichts anschreiben lassen und nur zahlen würde, was ich wirklich in der Tasche hatte. Wie ein normaler Mensch, der seine Grenzen kennt. Die Idee verpuffte, noch bevor ich die Tür aufmachte.

Drinnen war halb leer. Perfekte Kulisse für Kontostandsgespräche. Der Barkeeper sah den Zettel schon, bevor ich ihn rausgeholt hatte. Man entwickelt als Tresenmensch so eine Art sechsten Sinn für Papier in Brusttaschen.

„Na“, sagte er. „Fortschritt oder Verschieben?“

„Ein Strich weniger“, sagte ich. „Vielleicht zwei. Mal gucken, wie viel Ehrlichkeit mein Portemonnaie verkraftet.“

Ich legte Geld hin, zeigte auf den Zettel, wie einer, der im Restaurant die teuersten Posten streichen lässt und die Beilagen behält. Er zog ein, zwei Linien durch, ruhig, ohne Kommentar. Jede Linie schnitt durch einen Abend, an den ich mich nur halb erinnerte.

„Komisch“, sagte ich. „Die Abende, an die ich mich am wenigsten erinnern kann, sind die teuersten.“

„So ist das“, meinte der Barkeeper. „Die Lücken kosten am meisten.“

Ich starrte auf die durchgestrichenen Zeilen. Ein Teil von mir war stolz, was lächerlich war, wenn man bedenkt, wie niedrig die Beträge waren. Ein anderer Teil dachte nur: „Und morgen machst du’s wieder kaputt.“

Der Púca nickte anerkennend. „Du zahlst jetzt für die Vergangenheit, während du gleichzeitig neue Schulden machst“, sagte er. „Multitasking. Nicht schlecht.“

„Halt die Klappe“, murmelte ich.

Ich trank das erste Bier langsamer. Der Körper war müde von all dem „Nachdenken“, das er nicht gewohnt war. Normalerweise war da nur Rauschen. Jetzt war da Rauschen mit Untertiteln. Jeder Schluck kam mit einem eingebauten Kommentar: „Noch einer auf die Liste. Noch einer für später. Noch einer für den Tag, an dem einer dir sagt: ‚Jetzt ist Ende.‘“

„Weißt du, was das Gemeine ist?“ fragte der Kobold, während er mit den Fingern über den Thekenrand trommelte. „Die Rechnung, die kein Ende kennt, wird nicht von dir geschrieben. Du kriegst sie nur präsentiert. Die Leber schreibt, das Herz schreibt, die Lunge schreibt. Der Barkeeper schreibt. Der Arzt wird irgendwann schreiben. Und du? Du unterschreibst nur.“

„Ich unterschreib jeden Abend mit meinem Körper“, sagte ich. „Das muss reichen.“

„Tut es auch“, nickte er. „Für ein bestimmtes Ende.“

Im Spiegel hinter der Theke sah ich mich mit dem Zettel in der Hand. Die Kombination war erbärmlich: ein erwachsener Mann, halb alt, halb aufgequollen, der auf einen Zettel starrt wie auf eine Prophezeiung. Wenn ich ein Außenstehender gewesen wäre, hätte ich gedacht: „Der hat’s verkackt. Aber wenigstens merkt er es.“

„Was passiert, wenn du die Bar-Rechnung abbezahlt hast?“ fragte der Púca.

„Dann schuld ich hier nichts mehr“, sagte ich.

„Und dann?“ bohrte er.

„Dann hab ich keine Ausrede mehr, mich so aufzuführen, als würde ich hier irgendwem was zurückgeben“, sagte ich. „Dann sauf ich wirklich nur noch für mich.“

Der Satz hing eine Weile im Raum. Sogar das Glas in meiner Hand wurde davon schwerer. „Nur noch für mich“ klang romantischer, als es war. In Wahrheit hieß es: „Ich zerstöre mich, ohne dass irgendwer auch nur kurz profitiert.“

Später am Abend legte ich den Zettel nicht mehr in die Brusttasche zurück. Ich faltete ihn sorgfältig, steckte ihn ins Portemonnaie. Zwischen die anderen Karten und Papiere, die behaupteten, ich wäre eine halbwegs funktionierende Privatperson – Ausweis, Bankkarte, Krankenkassenkarte, eine Kundenkarte von irgendeinem Laden, den ich nie besuche.

„Willst du ihn wirklich dazwischenlegen?“ fragte der Kobold. „Zwischen all die Illusionen, du hättest ein normales Leben?“

„Genau dahin gehört er“, sagte ich. „Das ist mein echter Ausweis.“

Als ich später nach Hause ging, spürte ich das Portemonnaie in der Hose, schwerer als sonst. Kein Reichtum. Nur mehr Wahrheit. Der Weg war derselbe, die Laternen dieselben, die Müdigkeit dieselbe. Aber da war dieses leise Gefühl: Du hast angefangen, wenigstens einen Teil deiner Scheiße zu bezahlen. Und gleichzeitig machst du ununterbrochen neue.

In der Küche legte ich das Portemonnaie auf den Tisch. Daneben den Brief von der Krankenkasse, den ich aufgerissen, aber nicht beantwortet hatte. Zwei Sorten Rechnungen nebeneinander: eine mit Zahlen, eine mit netten Formulierungen und unterschwelligen Drohungen.

„Du könntest morgen den Arzttermin machen“, sagte die Vernunftstimme. „Nur telefonieren. Mehr nicht.“

„Du könntest morgen nach Feierabend nichts trinken“, sagte der Púca, „und sehen, wie sich die Rechnung im Kopf anfühlt, wenn du sie nicht mit Bier abwäschst.“

Ich stand zwischen beiden Sätzen wie zwischen zwei Tresen. Der eine voller Tabletten, Blutdruckmanschetten, Ratschläge. Der andere voller Bier, Schnaps, Geflüster. Beide Orte wollen was von dir, aber nur einer nimmt dich, wie du bist, ohne Papierkram.

Ich machte mir ein Glas Wasser, setzte mich hin, sah auf den Tisch. Zettel, Briefe, das Glas. Mir wurde klar, dass das hier mein eigentliches Büro war. Nicht die Halle, nicht die Bar. Die Küche, nachts, mit meinem Müll und meinen Schulden.

„Die Rechnung, die kein Ende kennt“, dachte ich, „ist nicht die vom Barkeeper. Die ist klein. Endlich. Machbar. Die ohne Ende ist diejenige, die ich mit meinem eigenen Körper abarbeite, ohne zu wissen, wann einer sagt: ‚Jetzt ist Schluss, Kasse macht zu.‘“

Der Púca stand am Fenster, mit dem Rücken zu mir, sah in die dunkle Scheibe, in der wir beide schwach zu erkennen waren. „Am Ende“, sagte er, „gibt’s keinen Kassenbon. Kein ‚Vielen Dank für Ihren Einkauf‘. Nur einen Körper, der nichts mehr zahlt, weil er nichts mehr kann. Und ein paar Leute, die sagen: ‚War klar.‘“

„Und du?“ fragte ich. „Was kriegst du am Ende?“

Er lächelte schmal. „Ich krieg meine Ruhe“, sagte er. „Bis ich den nächsten finde, der glaubt, er könnte Rechnungen auf später schieben.“

Ich löschte das Licht, ließ alles liegen. Der Tisch blieb voll. Zettel, Glas, Luft. Im Bett hörte ich mein Herz arbeiten, als würde es jeden Schlag auf sein eigenes unsichtbares Formular schreiben. Keine Ahnung, wie viele Zeilen noch frei waren.

Nur eins wusste ich: Ich hatte angefangen, irgendwo zu zahlen. Aber bei der Rechnung, die kein Ende kennt, war das nur eine Randnotiz.

Du lernst, mit einem Monster Tisch zu teilen

Irgendwann gewöhnst du dich dran, dass du nicht mehr allein am Tisch sitzt. Am Anfang tust du so, als wäre der andere nur Einbildung. Später tust du so, als wäre er nur zu Besuch. Und irgendwann merkst du: Der zieht hier keine Schuhe mehr an. Der wohnt.

Der Küchentisch war nie schön gewesen. Ein altes, angeschlagenes Ding, das ich irgendwann mal gebraucht übernommen hatte. Ein paar Brandflecken drin, weil ich zu oft Kippen drauf ausgedrückt habe, wenn der Aschenbecher schon voll war. Ein Kratzer quer rüber, der aussah wie eine schlecht verheilte Narbe. Daran hat sich jahrelang nichts geändert. Tisch halt, egal. Und dann wurde er zur Frontlinie.

Seit dem Zettel vom Barkeeper saß ich morgens öfter hier. Nicht, weil ich plötzlich Frühstücksmensch geworden wäre. Ich hatte einfach Angst vor dem Badspiegel und noch mehr Angst vor der Stille im Bett. Also Küche. Tisch. Wasser, Kaffee, manchmal ein trockenes Brötchen vom Vortag, das nach Pappe schmeckte. Und er.

Der Púca hatte sich seinen Platz ausgesucht. Nicht mir gegenüber, das wäre zu eindeutig gewesen. Er saß schräg links, genau da, wo keiner sitzt, wenn man zu zweit ist. Der Platz für das, was man nicht benennen will. Er legte die Ellbogen auf die Platte, als wäre er Stammgast, und spiegelte sich ein bisschen in der glänzenden Stelle, wo ich mal was drübergekippt hatte.

„Na“, sagte er an einem dieser müden Vormittage, „jetzt sind wir ein richtiges Haushalt.“

„Wir sind ein Schadensfall“, sagte ich und rührte im Kaffee, obwohl da schon längst nichts mehr zum Rühren war.

Auf dem Tisch lagen die Dinge, die inzwischen zu meinem Inventar gehörten: der Zettel aus der Bar, ein Aschenbecher mit zu vielen Kippen, die ungeöffneten Briefe, ein Feuerzeug, das nicht mehr richtig wollte, und ein Kugelschreiber mit angebissener Kappe. Dazwischen mein Glas Wasser, in dem sich das bisschen Tageslicht brach, das durchs Fenster kam. Alles

zusammen sah aus wie ein Standbild von einem Leben, das jemand mitten im Film angehalten hat.

„Du hast dich dran gewöhnt, dass ich da bin“, sagte der Kobold. „Du deckst mich ja fast schon mit ein.“

Ich hatte wirklich angefangen, den Tisch so zu benutzen, als wären wir zwei. Meine Tasse rechts, seine imaginäre Tasse links. Meine Zettel auf meiner Seite, sein Gebiet frei, damit er hocken konnte. Ich wusste, wie krank das war. Aber nach einer gewissen Zeit ist es anstrengender, sich normal zu verhalten, als einfach den Irrsinn zu akzeptieren.

„Früher hast du dich allein betrunken“, fuhr er fort. „Jetzt betrinkst du dich wenigstens in Gesellschaft.“

„Sehr witzig“, sagte ich. „Du bist keine Gesellschaft. Du bist eine Krankheit mit Stimme.“

„Ich bin Routine mit Zähnen“, korrigierte er. „Mach dir nichts vor.“

Die Tage liefen gleich ab: Arbeit, Bar, Küche, Tisch. Ich redete tagsüber mit Menschen, abends mit Gläsern und nachts mit meinem Brustkorb. Morgens redete ich mit ihm. Oder ich tat zumindest so, als würde ich ihm nicht zuhören. Das war ein Unterschied, mit dem ich leben konnte.

An diesem Morgen hatte ich die Schnauze voll. Nicht von ihm – der war wie Zahnschmerz, der irgendwann zu Hintergrundgeräusch wird – sondern von diesem Gefühl, dass ich in meiner eigenen Wohnung nur noch Gast bin. Als würde ich irgendwo unterschrieben haben, dass ich den Raum teilen muss mit etwas, das mich langsam auffrisst.

„Du wohnst hier nicht“, sagte ich, mehr aus Reflex.

„Ich wohne in dir“, antwortete er gelassen. „Der Tisch ist nur Außenstelle.“

Ich nahm den Bar-Zettel in die Hand. Die durchgestrichenen Zeilen sahen aus wie kleine Siege, die niemand feiern will. Die übrigen wirkten im Verhältnis größer, obwohl sie es nicht waren. Zahlen sind Arschlöcher. Sie wissen genau, wann sie sich breitmachen müssen.

„Du lernst gerade was“, meinte der Púca, während er eine Kippe nahm, die es nicht gab, und sie zwischen Finger und Luft drehte. „Du lernst, wie sich Schuld anfühlt, wenn sie nicht nur auf Papier steht.“

„Ich war schon vorher schuldig“, sagte ich. „Ich hab nur kein Zeugnis dazu gehabt.“

„Doch, hattest du“, grinste er. „Dein Herz, deine Leber, die Leute hinterm Tresen. Die haben dir alle kleine Zettel geschrieben. Du hast sie nur nie angeguckt.“

Ich starrte auf die Tischplatte. Die Brandflecken, die Kratzer, die Ränder von Gläsern, die sich eingebrannt hatten wie die Jahresringe bei einem Baum. Wenn jemand den Tisch analysieren würde, könnte er meine letzten Jahre rekonstruieren: zu viele Nächte, zu wenig Essen, zu viele Aschenbecher, zu wenig Besuch.

„Weißt du, wann man merkt, dass ein Monster wirklich eingezogen ist?“ fragte der Kobold.

„Wenn es im Schlafzimmer schlafen will?“

„Wenn du anfängst, ihm Platz zu machen“, sagte er. „Nicht nur im Kopf. Im Alltag. Du planst deinen Tag um mich herum. Arbeit, Bar, ich. In der Reihenfolge. Du fragst dich nicht mehr: ‚Wie komm ich da raus?‘ Du fragst dich nur noch: ‚Wie krieg ich alles unter einen Hut, ohne dass eins davon meckert?‘“

Der Kaffee war lauwarm geworden. Ich trank ihn trotzdem aus. Er schmeckte nach Spülschaum und Restkaffee vom Vortag. Der Körper nahm ihn dankbar an, als wäre es Benzin, dabei war es nur Wasser mit Bitter drin.

„Ich plan gar nichts“, sagte ich. „Du tust so, als wäre hier Struktur.“

„Doch, du planst“, sagte er ruhig. „Du planst jeden Tag so, dass du abends trinken kannst, ohne umzufallen. Du planst jede Nacht so, dass du gerade so durchkommst, ohne ins Krankenhaus zu müssen. Du planst jede Lüge so, dass du sie selber noch halb glaubst. Das ist Projektmanagement auf deinem Niveau.“

Ich musste lachen, obwohl nichts lustig war. „Monster mit Humor“, sagte ich. „Super.“

„Ich bin kein Monster in dem Sinne“, meinte er. „Monster sind Dinge, die von außen kommen. Ich bin mehr wie… Schimmel. Du hast mir die Bedingungen gegeben. Ich hab nur Ja gesagt.“

Auf dem Tisch vibrierte mein Handy kurz. Eine Nachricht, irgendein Spam, irgendeine Erinnerung. Ich sah nicht mal nach. Das kleine Zucken auf dem Holz reichte, um mir klarzumachen, wie sehr alles inzwischen auf diesem Tisch stattfand. Rechnungen, Zigaretten, Gesprächsfetzen, Katerfrühstücke, halbherzige Vorsätze. Ich und das Ding auf der anderen Seite, das sich immer mehr einrichtete.

„Du lernst, mit einem Monster Tisch zu teilen“, dachte ich. „Und jeder Tag, an dem du den Stuhl nicht wegziehst, ist ein weiterer Mietvertrag.“

„Was glaubst du, warum ich nicht im Wohnzimmer sitze?“ fragte der Púca, als hätte er mitgelesen. „Weil die Küche der ehrlichste Raum ist. Hier wird gegessen, gesoffen, gespült, geascht. Hier gibt’s keinen Sofa-Filter. Kein ‚ist doch gemütlich‘. Nur Platte, Dreck, du und ich.“

Ich sah auf die Uhr. Arbeit rief, als wäre es wichtig, dass ich funktioniere. Ich stopfte den Zettel wieder ein, packte die ungeöffneten Briefe zu einem Stapel, der so tat, als wäre er provisorisch, obwohl er längst Stammgast war. Ich stand auf, der Stuhl schabte über den Boden.

„Bis heute Abend“, sagte ich automatisch.

„Ich bin den ganzen Tag da“, antwortete er. „Aber ja – bis heute Abend, am Tisch.“

Ich zog die Tür hinter mir zu und wusste: Draußen bin ich nur ein weiterer Typ auf dem Weg zur Schicht. Drinnen saß ein Monster an meinem Küchentisch, rauchte unsichtbare Kippen und wartete darauf, dass ich zurückkomme. Und das wirklich Schlimme war nicht, dass es da war.

Das wirklich Schlimme war, wie normal sich das inzwischen anfühlte.

Es ist komisch, wie schnell man lernt, jemandem Platz zu lassen, den es gar nicht geben dürfte. Auf der Arbeit teile ich mir die Halle mit Typen, die ich seit Jahren kenne, ohne zu wissen, wie ihre Kinder heißen. In der Bar teile ich mir den Tresen mit Fremden, die mehr über meinen Pegel wissen als über meinen Namen. Und zu Hause teile ich mir den Tisch mit einem Ding, das ich mir selbst gezüchtet habe und das so tut, als hätte es Anspruch auf Mietrecht.

Der Tag war wie jeder andere zerkaute Werktag. Die Halle vibrierte, Gabelstapler fuhren, Menschen fluchten über Waren, die ihnen nicht gehören, und Zeit, die ihnen auch nicht gehört. Ich arbeitete stumpf durch, wie ein Knochen, der noch mal benutzt wurde, obwohl er längst Risse hatte. Kisten rauf, Kisten runter, Rücken meldet, Herz stolpert, Hirn im Standby.

In der Mittagspause saß ich mit den anderen an diesem Plastiktisch in der Kantinen-Ecke. Der Kaffee schmeckte nach warmem Metall, das Essen nach „kann man essen“. Die Kollegen redeten in diesen abgenutzten Sätzen, die alles und nichts bedeuteten.

„Bist ruhig geworden in letzter Zeit“, meinte einer.
„Bin nur noch für Premium-Unsinn zu haben“, sagte ich. „Kleiner Scheiß lohnt sich nicht mehr.“

Sie lachten, weil man lacht, wenn einer was sagt, das wie ein Witz klingt. Die wenigsten hören auf den Ton unter dem Satz. Der Púca stand neben dem Automaten, lehnte sich lässig dagegen, als würde er auf eine Cola warten.

„Du spielst Tischroulette“, sagte er. „Hier Plastik, später Holz. Dazwischen Bar. Drei Tische, drei Versionen von dir. Und ich sitz überall mit dran, ob du mich siehst oder nicht.“

„Ich seh dich immer“, murmelte ich in meinen Kaffee.

„Du tust nur so, als wär’s Hintergrund“, grinste er.

Nach Feierabend ging ich nicht direkt in die Bar. Zumindest nicht sofort. Der Körper war müde, dieser tiefe, grobe Hunger nach irgendwas anderem als Alkohol tat kurz so, als hätte er auch eine Stimme. Also ging ich zuerst nach Hause. Küche. Tisch. Das Monster erwartete mich, als wär ich der, der zu spät kommt.

Der Zettel vom Barkeeper lag noch da, jetzt mit ein paar durchgestrichenen Zeilen. Daneben die Briefe, jetzt leicht versetzt, als hätten sie sich über Nacht selbst neu arrangiert, um wichtiger auszusehen. Der Aschenbecher war voll, obwohl ich morgens noch ausgeleert hatte. Ich hatte auf dem Weg nach Hause geraucht, ohne zu denken, wo ich die Stummel hinstopfe. Reflex: Küchentisch.

Der Púca saß schon da. Beine überschlagen, Ellbogen auf dem Holz, als wäre er hier der Gastgeber und ich der Gast, der zu spät zur Einladung erscheint.

„Da bist du ja“, sagte er. „Wie war dein Tag am offiziellen Tisch des Systems?“

„Wie immer“, sagte ich. „Ich hab Sachen bewegt, die mir nichts bringen, mit Leuten, die ich kaum kenne, für Geld, das direkt weiterwandert.“

„Klingt nach Struktur“, meinte er. „Setz dich. Hier ist der inoffizielle Tisch.“

Ich setzte mich, nahm eine Flasche Wasser aus dem Kühlschrank, schüttete mir ein Glas ein, nur um irgendwas auf meiner Seite stehen zu haben. Es sah lächerlich aus: Wasser gegen das Biest. Wie ein nasser Lappen gegen einen Brand.

„Du fühlst dich hier inzwischen weniger fremd als im Bett“, stellte er fest.

„Im Bett hör ich mein Herz zu laut“, sagte ich. „Hier hör ich dich. Ist ’ne Frage der Prioritäten.“

Ich kramte das Portemonnaie raus, zog den Zettel hervor. Der Púca lehnte sich vor, als würde er mitlesen. Seine Augen glitten über die Zahlen, die Daten, die Striche.

„Das ist unser gemeinsamer Kalender“, sagte er. „Nicht Montag bis Sonntag. Sondern ‚so voll‘, ‚zu voll‘, ‚fast umgekippt‘.“

„Das ist die harmlose Liste“, sagte ich. „Die echte steht in mir.“

„Die echte schreibt sich hier“, widersprach er und tippte mir mit einem unsichtbaren Finger gegen die Brust. „Aber der Tisch ist das Display. Hier legst du alles hin, was du nicht verdauen kannst.“

Ich merkte, dass ich angefangen hatte, Dinge zu ordnen, seit er so sichtbar bei mir saß. Nicht für Gäste – die hatte ich nicht –, sondern für mich und ihn. Zettel hier, Briefe da, Feuerzeug an dieselbe Stelle, Aschenbecher nach links, mein Glas nach rechts. Es war wie eine kleine, kaputte Liturgie. Ein Arrangement, das sagt: „So sitzen wir. So leben wir. So sehen wir unsere Scheiße an.“

„Du hast früher einfach alles irgendwo fallen lassen“, sagte der Kobold. „Geschirr auf dem Boden, Flaschen unterm Bett, Post im Flur. Jetzt sortierst du. Nicht, weil du ordentlicher geworden bist. Sondern weil du dein Chaos brauchst, um zu verstehen, wo du stehst.“

„Ich brauch wenigstens einen Ort“, sagte ich. „Wenn schon sonst alles wackelt.“

Ich blätterte gedankenlos im Stapel Briefe, las die ersten Zeilen, legte sie wieder hin. „Bitte reichen Sie ein“, „wir erinnern Sie höflich“, „wichtig“, „zu Ihrer eigenen Sicherheit“. Alles in derselben Schrift, derselben Tonlage. Immer dieses Passiv-Aggressive, das so tut, als ginge es um dein Bestes, während dir der Schweiß ausbricht.

„Die wollen alle was“, sagte ich. „Jeder Brief, jeder Zettel, jeder Abend. Alle wollen was von mir, und ich hab immer weniger.“

„Sie wollen vor allem eins“, meinte der Púca. „Antwort. Zahlungen. Reaktion. Du bist der einzige hier am Tisch, der glaubt, er könnte sitzen bleiben und nichts tun.“

„Ich mach doch was“, sagte ich. „Ich geh arbeiten, ich zahl, ich…“

„…säufst“, ergänzte er. „Das ist auch ’ne Form von Reaktion. Nur nicht die, die die Zettel im Blick haben.“

Wir saßen eine Weile da, ich mit dem Wasserglas, er mit seinen unsichtbaren Zigaretten. Es hatte etwas von einem schlechten WG-Abend. Zwei Leute, die nichts mehr zu erzählen haben, aber aus Gewohnheit zusammensitzen.

„Merkst du eigentlich“, fragte der Kobold irgendwann, „wie wenig du alleine noch machst?“

„Ich geh alleine aufs Klo“, sagte ich. „Das zählt.“

„Du gehst nicht mal mehr wirklich allein in die Bar“, sagte er. „Du nimmst mich mit. Du nimmst mich mit in die Halle. Du nimmst mich mit in dein Bett. Du bist nie ohne mich. Du hast so lange versucht, vor dir selbst wegzulaufen, dass du jetzt Gesellschaft brauchst, um auszuhalten, wer ich bin.“

„Wer du bist, bin ich“, sagte ich.

„Genau“, nickte er. „Deshalb sitzen wir hier.“

Der Gedanke war so simpel wie ekelhaft: Ich hatte mir jahrelang eingeredet, ich würde allein sein mit meinem Scheiß. Keiner versteht mich, keiner steckt drin, niemand kennt meine inneren Monster. Und jetzt saß da eins, sichtbar, ironisch, geduldig. Und ich merkte: Ich hab’s nicht bekämpft. Ich hab ihm einen Stuhl hingeschoben.

„Du hättest mich auf den Flur setzen können“, sagte der Púca. „In die Ecke. In den Keller. Du hättest so tun können, als wär ich nur ab und zu da. Aber nein – du setzt mich an den Tisch. Mitte der Wohnung. Mittelpunkt.“

„Damit ich weiß, woran ich bin“, sagte ich. „Besser als so tun, als wär ich gesund.“

„Du verwechselst Ehrlichkeit mit Gefangenschaft“, meinte er. „Nur weil du mich siehst, heißt das nicht, dass du keine andere Wahl mehr hast. Du tust aber so, als wäre ich jetzt Hausrecht.“

Ich stand auf, ging zum Fenster, sah raus. Der Innenhof war grau, ein paar Mülltonnen, eine vergessene Matratze lehnt an der Wand. Ein typischer Hinterhof, in dem nichts Gutes passiert. Im Glas sah ich uns beide spiegeln: ich vorne, er dahinter. Genau wie am Tisch. Genau wie an der Bar. Der Blick ging durch mich durch, blieb an ihm hängen.

„Ich hab irgendwann aufgehört, mir eine Version von mir vorzustellen, die ohne dich existiert“, sagte ich. „Keine Ahnung, wann das war. Vielleicht beim dritten Vollrausch. Vielleicht beim zehnten. Vielleicht nie.“

„Es war der Tag“, sagte der Púca, „an dem du angefangen hast, dich abends auf diesen Tisch zu freuen. Nicht auf das, was du draufstellst. Auf den Tisch. Auf die Routine. Auf das Wissen: Da war ich gestern, da bin ich heute, da bin ich morgen. Manche nennen das Zuhause.“

„Zuhause ist da, wo du dich nicht verstellen musst“, sagte ich.

„Zuhause ist da, wo du nicht mehr versuchst, dich zu retten“, korrigierte er. „Du bist hier, weil du akzeptiert hast, dass der Rest des Tages Theater ist. Hier ist Generalprobe für den Abgang.“

Der Satz hing im Raum wie Rauch. Ich setzte mich wieder, nahm den Zettel, legte ihn genau in die Mitte des Tisches. Nicht bei mir, nicht bei ihm. Zwischen uns.

„Das ist unser gemeinsamer Vertrag“, sagte ich. „Du kriegst deinen Ritt, die Bar kriegt ihr Geld, mein Herz kriegt auf die Fresse, und ich krieg…“

„…Gesellschaft“, grinste er. „Und ab und zu einen ehrlichen Moment.“

Ich sah ihn an, sah den Tisch an, sah meine Hände. Hände, die früher Sachen gebaut, geschleppt, gehalten haben. Jetzt falteten sie Zettel, drehten Kippen, hielten Gläser.

„Du lernst, mit einem Monster Tisch zu teilen“, dachte ich. „Aber du lernst nie, ihm das Besteck wegzunehmen.“

Der Púca beugte sich vor, seine Augen glänzten, als hätte er Hunger. Vielleicht hatte er ihn. Nach mehr Zeit, mehr Runden, mehr Abenden, mehr Raten.

„Komm“, sagte er schließlich und klopfte auf die Tischplatte. „Wir haben den Tagesordnungspunkt ‚Selbstmitleid‘ erledigt, jetzt kommt ‚Bar‘.“

Ich stand auf, griff nach der Jacke, nach dem Zettel, nach meinem Portemonnaie. Ich wusste, wenn ich später in der Nacht wieder hier sitzen würde, wäre alles genauso – nur die Zahlen werden anders sein. Noch ein Strich weniger auf dem Papier, ein paar Striche mehr in mir.

„Bis gleich“, sagte ich zum Tisch, was eigentlich krank war.

„Bis gleich“, sagte der Púca. „Der Tisch bleibt stehen. Du hoffentlich auch.“

Wenn du lange genug mit einem Monster Tisch teilst, fängt es an, dich zu erziehen. Nicht mit Regeln im klassischen Sinn – mehr so mit kleinen Schubsern. Du greifst zur Flasche, es sagt nichts. Du greifst zum Wasser, es hebt eine Augenbraue. Du legst einen Zettel hin, es liest mit. Und irgendwann merkst du, dass jede Bewegung kommentiert wird, selbst wenn keiner den Mund aufmacht.

Der Abend fing in der Bar an, klar. Wo sonst. Hocker, Bier, der Barkeeper, der mein Gesicht schon kannte, bevor ich durch die Tür kam. Ich machte meine übliche Nummer: ein bisschen zu lässig tun, als wäre das hier nur ein Zwischenstopp und nicht der eigentliche Mittelpunkt des Tages.

„Wie läuft’s mit deinem Konto?“ fragte der Barkeeper und meinte nicht die Bank.

„Es atmet“, sagte ich. „Wie ich.“

Er zog den Zettel vor, den ich ihm dagelassen hatte, strich eine weitere Zeile. Jede Linie war ein kleiner Schnitt durch eine Nacht, in der ich dachte, ich hätte mir „nur mal was gegönnt“. Jetzt standen die Gönnungen in Ordnung, wie ein kleines Privatregister des Untergangs.

Der Púca saß auf dem Zapfhahn und trommelte mit den Fersen dagegen. „Guck dir das an“, sagte er. „Du zahlst brav, wie ein verantwortungsbewusster Bürger. Während du gleichzeitig neue Schulden machst. Ich bin fast gerührt.“

„Du bist gar nichts“, sagte ich. „Du bist ein Kommentarfeld.“

Der Abend zog sich durch die üblichen Stationen: zwei, drei Stammgesichter, ein Neuer, der glaubte, er wäre nur mal „auf eins“ da, die Jukebox, die sich nicht entscheiden konnte, ob sie traurig oder aggressiv sein wollte. Ich trank, aber nicht schnell. Nicht aus Vernunft, eher aus Müdigkeit. Pathos ist anstrengend, wenn du nach Schicht, Kater und Monster-Tisch einfach nur ruhen willst.

Gegen später, als die Bar sich halb geleert hatte, merkte ich, dass ich keinen Bock auf die Schlussrunde dort hatte. Nicht auf das letzte Glas, nicht auf dieses Licht, das der Barkeeper anmacht, wenn er sagt: „So, Freunde, jetzt raus.“ Ich wollte einen anderen Endpunkt. Nicht besser, nur anders.

„Wir gehen mal früher“, sagte ich und stand auf.

Der Barkeeper guckte überrascht. „Dir geht’s schlecht?“

„Mir geht’s immer schlecht“, sagte ich. „Heute halt früher.“

Ich zahlte, nahm den Zettel, steckte ihn ein. Der Púca folgte mir mit einem Ausdruck, als wäre er gespannt, was ich jetzt für Quatsch vorhatte.

Draußen war die Luft kälter als am Nachmittag, aber wärmer als in meinem Kopf. Neonlicht von einem Späti, irgendwo flackerte eine Reklame, die schon bessere Tage gesehen hatte. Die Straße war nicht leer, nur still. Leute liefen in Jacken, Kapuzen, mit Tüten, mit Hunden. Alle auf dem Weg zu irgendeinem Ort, an dem sie so tun konnten, als würden sie freiwillig sein.

Ich ging nicht direkt heim. Stattdessen landete ich – keine Ahnung, warum – in so einem döner-frittiert-alles-Laden an der Ecke. Plastikstühle, Neonröhren, eine Theke voller Dinge, die in Fett ertränkt worden waren, damit keiner mehr merkt, wie sie mal aussahen. Drei Leute standen rum und taten so, als würden sie auswählen, obwohl es sowieso immer auf dasselbe hinausläuft. Fett und Salz und irgendwas Weiches dazwischen.

„Interessante Wahl“, sagte der Púca, der sich auf einen freien Tisch setzte. „Du versuchst also, Essen gegen mich aufzuwiegen.“

„Ich versuch gar nichts“, sagte ich. „Ich hab nur Hunger.“

Ich bestellte irgendwas mit Fleisch, Brot und Soße, bei dem der Name egal war, solange es warm war. Der Mann hinter der Theke nickte, klappte, schnitt, warf, wickelte. Auch der hatte seine Routine. Jeder von uns hatte seine. Nur die Materialien waren anders.

Ich setzte mich an einen Tisch. Nicht ganz hinten, nicht vorn, genau in der Mitte. Das Monster setzte sich automatisch mit dran, gegenüber. Der Tisch war kleiner als meiner zu Hause, aber das Prinzip war dasselbe: Platte, billige Serviette, Plastikflasche mit scharfer Soße, mein Zeug, sein Blick.

„Jetzt probierst du mal, wie es ist, mit mir an einem anderen Tisch zu sitzen“, sagte er. „Mobiles Elend.“

Ich biss in das Ding, das ich bestellt hatte. Es schmeckte nach allem gleichzeitig: Salz, Fett, zu viel Soße, ein bisschen Lauch, irgendwo vielleicht Fleisch. Der Magen war dankbar, der Kopf nicht beeindruckt. Aber ich merkte, wie der Alkohol im Blut sich kurz umzog, vom reinen Gift in eine Mischung aus Gift und Füllstoff.

„Siehst du", meinte der Kobold, „du kannst deine Leere auch mit Essen zustellen. Ist nur eine andere Art von Schutt."

Ich sah mich um. Zwei Jugendliche lachten über irgendwas auf dem Handy, ein Typ im Blaumann schlang rein, als hätte er keine Zeit, jemand anders starrte auf seinen Teller, als wäre jede Gabel ein Befehl. Alle hatten was auf dem Tisch. Keiner sah glücklich aus. Wir waren wie eine nächtliche Selbsthilfegruppe, nur ohne reden.

„Ist dir schon mal aufgefallen", sagte der Púca, „dass du überall den gleichen Tisch mit mir teilst? Bar, Küche, hier. Immer sitzt du mir gegenüber. Egal, was draufsteht – Glas, Teller, Zettel. Ich bin immer am anderen Ende."

„Vielleicht liegt's daran, dass du in meinem Kopf sitzt", sagte ich. „Der ist halt immer gegenüber, egal wo ich hocke."

„Genau", grinste er. „Und du wirst langsam geübt darin, mich zu ignorieren, während du so tust, als wär ich Teil der Einrichtung."

Ich kaute weiter, langsam, mit diesem seltsamen Bewusstsein, dass ich gerade keinen Alkohol nachkippe. Das Herz klopfte ruhiger als üblich für diese Uhrzeit. Der Körper wirkte kurz weniger feindlich, eher müde als aggressiv.

„Du weißt, dass du heute weniger getrunken hast", sagte der Kobold. „Stört dich das?"

„Kommt drauf an, wie die Nacht wird", sagte ich. „Wenn ich wieder wach liege und jedem Herzschlag einen Spitznamen gebe, dann ja."

„Du bist schon weiter, als du glaubst", meinte er. „Früher wärst du nie aus der Bar raus, bevor der letzte Schnaps dich fast umgehauen hat. Jetzt sitzt du hier, mit billigem Essen und Wasser. Du hast das Monster nicht gefüttert, wie es das bestellt hätte."

„Ich fütter dich ständig", sagte ich. „Nur heute halt mit anderem Scheiß."

Wir saßen da, ich und mein Biest, und taten so, als wäre das ein normaler Imbiss-Abend. Die Neonröhre über uns flackerte ein bisschen, irgendwer draußen schrie kurz in sein Telefon, ein Auto fuhr zu schnell an der Scheibe vorbei. Innen roch es nach Fritteuse und Desinfektionsmittel. Es war trostlos. Aber es war eine andere Sorte trostlos als die Bar und die Küche.

„Du merkst, dass du nicht nur einen Tisch hast", sagte der Púca. „Du hast mehrere. Aber du nimmst mich überall mit hin. Du könntest mich an einem davon rausschmeißen. Nur so zum Test."

„Und welcher wäre das?"

„Der zu Hause", sagte er. „Der am ehrlichsten ist."

„Genau den soll ich von dir befreien?“ fragte ich. „Damit ich dort allein mit dem Rest sitze?“

„Irgendwo musst du anfangen“, sagte er. „Mit wem willst du denn das Ende teilen, wenn nicht mit dir selbst?“

Ich aß auf, ohne wirklich satt zu werden. Es war mehr Beschäftigungstherapie als Nahrung. Danach stand ich auf, warf das Papier weg, nickte dem Mann hinter der Theke zu, der kurz zurücknickte, als wären wir Teil eines Rituals, das keine Worte braucht.

Der Púca folgte mir nach draußen. „Na?“ fragte er. „War’s schön, mal mit mir an einem anderen Tisch zu sitzen?“

„Es war… anders“, sagte ich.

„Das reicht mir“, meinte er. „Monster mögen Abwechslung.“

Der Weg nach Hause war kurz. Der Hinterhof roch nach Müll und nasser Wand. Die Treppe war dieselbe, die Atemlosigkeit in der Brust auch. Aber irgendwas war verschoben. Kein großer Sprung, nur so ein halber Millimeter in der Wahrnehmung.

In der Küche stand der Tisch, wie ich ihn verlassen hatte. Zettel, Aschenbecher, Briefe, das ganze Inventar. Ich blieb im Türrahmen stehen, als würde ich überlegen, ob ich reingehe oder nicht.

„Setz dich“, sagte der Púca und nahm wieder seinen Platz ein. „Wir sind noch nicht fertig.“

Ich setzte mich nicht. Ich blieb stehen, lehnte mich an den Türrahmen, verschränkte die Arme. Es fühlte sich schwach an und gleichzeitig wie eine Art Mini-Aufstand.

„Heute nicht“, sagte ich. „Heute essen wir nicht noch mal hier.“

„Du hast doch schon gegessen“, sagte er. „Da drüben. Mit mir.“

„Eben“, sagte ich. „Ein Tisch pro Abend reicht.“

Wir starrten uns an, über die Tischplatte hinweg, obwohl ich gar nicht saß. Er grinste, aber nicht so sicher wie sonst. Ich merkte, dass ich zum ersten Mal seit langem eine Grenze zog. Kein Sieg, kein Drama. Nur dieser kleine Satz: „Heute nicht.“

„Du kommst wieder“, sagte er schließlich. Nicht drohend, eher sachlich.

„Natürlich“, sagte ich. „Morgen. Übermorgen. Solange der Laden hier noch steht.“

„Dann hast du heute nur eine Pause gemacht“, meinte er.

„Vielleicht“, sagte ich. „Aber selbst Pausen zählen irgendwann.“

Ich nahm den Zettel vom Tisch, steckte ihn ins Portemonnaie, ließ die Briefe liegen, drehte das Glas um, so dass die Öffnung nach unten zeigte. Ein kindischer Reflex, als wollte ich dem Abend sagen: Aus. Speichelprobe beendet.

Dann ging ich aus der Küche, ohne mich zu setzen. Im Bett hörte ich mein Herz, klar, ungedämpft. Kein Alkoholteppich, der das Geräusch weich macht. Es war lauter, härter, ehrlicher. Ich mochte es nicht. Aber ich wusste, dass ich es aushalten musste, wenn ich irgendwann mit mir selber am Tisch sitzen wollte, ohne Monster.

In der Dunkelheit murmelte der Púca noch aus der Küche: „Morgen setzen wir uns wieder hin."

„Sicher", sagte ich. „Aber heute hab ich dir den Stuhl nicht hingehalten. Das ist ein Anfang."

Und so lernst du, mit einem Monster Tisch zu teilen – und ganz selten, an müden, seltsamen Abenden, einen Schritt zurückzutreten, ohne dass alles zusammenbricht. Noch nicht Sieg. Aber kein völliges Aufgeben mehr. Etwas dazwischen.

Etwas, das gefährlich nah an Hoffnung ist, auch wenn du das Wort nicht in den Mund nimmst.

Ein letzter Deal im Neonflackern

Neonlicht ist ehrlich auf seine eigene hässliche Art. Es versucht nicht, dich schöner zu machen. Es macht alles nur flacher, kränker, künstlicher. In Neon siehst du nicht besser aus – du siehst so aus, wie du wirklich lebst: überbelichtet, unterernährt und irgendwo dazwischen zu grell.

Der Abend, an dem der „letzte Deal" angefangen hat, fing nicht anders an als die anderen. Das ist das Gemeine an solchen Abenden – sie tragen kein Schild. Kein „Achtung, heute passiert was Wichtiges". Nur dieselben Straßen, dieselbe Bar, derselbe Körper, der schon beim Aufstehen gemault hatte, weil der Puls wieder seinen eigenen Scheiß machte.

Arbeit war zäh gewesen. Die Halle brummte, ich brummte mit, aber leiser. Der Kopf hing einen halben Meter hinter dem Körper her, das Herz hatte seinen eigenen Rhythmus beschlossen, irgendwo zwischen Marschmusik und Fehlzündung. Kollegen redeten, ich antwortete halb, rauchte in der Pause, starrte auf den Beton. Der Púca hockte irgendwo auf dem Werkszaun und kommentierte innerlich, aber ich hatte keine Kraft mehr, ihm zu antworten.

Auf dem Heimweg war es schon dunkel. Die Kälte war nicht mehr knackig, nur noch feucht, so eine Art nasser Film auf der Stadt. Ich spürte jeden Schritt im Brustkorb. Das Herz klopfte nicht mehr nervös, eher müde. Kein „ich dreh gleich durch", sondern „ich kann langsam nicht mehr". Und das war fast schlimmer.

Vor der Kreuzung – Wohnung oder Bar, wie immer – blieb ich stehen. Links das vertraute gelbliche Licht der Kneipe, in der ich meinen Hocker hatte, rechts die dunklere Straße Richtung Hinterhof, Küche, Tisch, Monster.

„Also", sagte der Púca, der auf dem Ampelmast hockte und mit einem Turnschuh gegen das Metall kickte. „Wo machen wir heute weiter? Sitzung eins oder Sitzung zwei? Tresen oder Tisch?"

„Ich hab keinen Bock auf beide“, sagte ich.

„Das ist neu“, grinste er. „Sonst hast du nur auf dich keinen Bock.“

Ich stand da wie einer, der an der Bushaltestelle auf einen Bus wartet, der schon längst gefahren ist. Ich hätte theoretisch auch einfach weiterlaufen können, irgend eine andere Richtung, irgend einen anderen Laden. Aber meine Füße kannten nur zwei Drehbücher: Bar oder Heim. Dazwischen gab’s nichts.

Bis ich das Neon sah.

An der Ecke, wo früher mal ein Schreibwarengeschäft gewesen war, klebte jetzt ein neues Schild über der Tür. Nicht wirklich neu, eher draufgepappt: SPIEL & FUN, stand da, als ob das kein Witz wäre. Das „N“ flackerte, mal an, mal aus, so dass zeitweise nur „SPIEL & FU_“ da stand. Passte besser.

„Na siehste“, sagte der Púca. „Option drei. Neonflackern. Vielleicht brauchst du heute andere Lichter.“

Ich starrte auf die Tür. Milchige Scheibe, dahinter bunte Punkte, irgendwo piepte was. Ich hatte diese Läden immer ignoriert. Spielhallen, Automatenbuden, Orte, an denen Männer mit müden Gesichtern auf bunte Walzen starren und so tun, als wäre das noch Leben. Ich hatte meine Automaten in der Bar gehabt – hätte gereicht. Trotzdem trugen mich meine Beine dorthin.

„Du willst das nicht wirklich“, sagte irgendein Rest Vernunft in mir. „Du hast schon genug Deals laufen.“

„Ein Blick schadet nicht“, antwortete der andere in mir, der diese Sätze kennt, die immer vor Katastrophen stehen.

Ich drückte die Tür auf. Der Geruch war ein anderer als in der Bar. Weniger Bier, mehr abgestandene Luft und ein Hauch von Reinigungsmittel, das vorgibt, hier wäre es hygienisch. Die Musik war nur Geräusch – Automaten, die dudelten, blinkten, waren, als würdest du in einem Spielautomaten selbst stecken. Fünf, sechs Männer hockten auf ihren Stühlen, alle mit dem gleichen nach vorne geneigten Körper, als würden sie eine Predigt auf dem Bildschirm erwarten.

Neonröhren an der Decke, flackernd, manche stärker, manche schwächer. An den Wänden Poster mit lachenden Leuten, die garantiert nie in so einem Laden gewesen waren. Ein Tresen vorne, dahinter eine Frau mit müden Augen, die mich ansah, als hätte sie schon zu viele Typen in meinem Zustand reinkommen sehen.

„Zum ersten Mal?“ fragte sie trocken.

„Sieht man das?“ fragte ich.

„Sie sehen sich noch um“, sagte sie. „Die anderen gucken nur auf die Walzen.“

Der Púca stand plötzlich auf einem Automaten, groß, aufrecht, die Augen hell wie die Neonlampe. „Willkommen im Nebenraum der Hölle“, sagte er. „Die Bar war nur die Vorstufe.“

Ich grinste schief. „Ich trink erstmal nichts“, sagte ich zu der Frau.

„Wir verkaufen hier nur Dosenplörre und Hoffnung“, meinte sie. „Beides nicht zu empfehlen.“

Ich setzte mich nicht sofort. Ich ging langsam an den Reihen vorbei, sah die Gesichter: Graue Haut, rote Augen, Hände, die mechanisch auf Knöpfe drückten. Jeder mit einem Stapel Scheine oder Münzen. Jeder mit diesem Blick: „Gleich kommt was.“ Dieses „Gleich“, von dem alle wissen, dass es nicht kommt, aber sie brauchen es wie Luft.

„Was soll das?“ fragte ich den Púca. „Ich hab doch schon mein Glücksspiel.“

„Du hast den kleinen Tisch“, sagte er. „Hier gibt’s die große Tafel. Du setzt nicht mehr nur deinen Körper ein, sondern auch dein Geld. Endlich Komplettpaket.“

Ich blieb an einem Automaten stehen, der ein Pferd auf dem Bildschirm hatte. Kein normales Pferd – irgend so ein glänzendes, mutiertes Ding, das durch eine künstliche Landschaft galoppierte, während Lichter im Hintergrund aufblitzten. Ich musste lachen. „Klar“, sagte ich. „Ausgerechnet das.“

„Die Maschine kennt deine Themen“, sagte der Kobold. „Pferd, Ritt, Untergang. Alles auf einem Bildschirm.“

Ich setzte mich nicht. Ich stand nur da, las die Schrift: EINSATZ, LINIEN, GEWINN, BONUS, RISIKO. Worte, die sich eins zu eins ins echte Leben übersetzen lassen, wenn man bös genug ist.

„Was willst du hier?“ fragte die Vernunftstimme, immer noch erschöpft, aber wach.

„Einen Deal“, sagte ich innerlich. „Oder so tun, als hätte ich noch einen.“

Der Púca setzte sich diesmal direkt auf die Kante des Automaten. „Also gut“, sagte er. „Du bist hier, weil du glaubst, du könntest irgendwo noch einen letzten großen Wurf machen. Nicht mit Geld, Geld hast du kaum. Mit Bedeutung. Mit irgendeinem Moment, der sich anders anfühlt als der Rest deiner Tage.“

„Vielleicht“, sagte ich. „Vielleicht will ich nur sehen, ob es noch andere Abgründe gibt als die, die ich schon kenne.“

Die Frau hinterm Tresen beobachtete mich kurz. „Willst du spielen oder nur gucken?“ fragte sie, nicht unfreundlich, nur routiniert.

„Ich hab kein Glück“, sagte ich.

„Niemand, der hier reinkommt, hat Glück“, sagte sie. „Sonst wären wir zu.“

Ich griff in die Tasche, mehr Reflex als Wille. Ein paar Münzen, ein zerknitterter Schein. Nicht viel. Nicht wenig. Genug, um bescheuert zu werden. Ich drehte die Münzen in der Hand, spürte die Kälte von Metall.

„Wenn du die in den Automaten steckst“, sagte der Púca, „passiert gar nichts Großes. Du verlierst ein bisschen Geld, bekommst ein bisschen Licht und Lärm. Wenn du sie nicht reinsteckst, passiert auch nichts Großes. Das ist dein Leben: Deals ohne Pointe.“

Ich lachte kurz. „Du bist in philosophischer Stimmung heute“, sagte ich.

„Wir stehen im Neon“, grinste er. „Das ist die natürliche Umgebung für schlechte Einsichten.“

Ich dachte an alle Deals, die ich bisher gemacht hatte. Die stillen: „Heute sauf ich weniger.“ Die lauten: „Ab morgen wird alles anders.“ Die gefährlichen: „Noch einer, dann hör ich auf.“ Jeder davon war gebrochen, billig, schnell verworfen. Und jetzt stand ich hier, mit Münzen in der Hand, vor einem Automaten mit einem Pferd drauf und Neonflackern über mir.

„Ein letzter Deal im Neonflackern“, sagte der Púca leise. „Was soll er sein? Noch ein Pakt mit mir? Oder einer, der dich ausnahmsweise nicht tiefer reinzieht?“

Ich steckte die Münzen nicht in den Automaten. Ich steckte sie zurück in die Tasche. Nicht, weil ich plötzlich vernünftig geworden wäre. Sondern, weil mir klar wurde, dass ich in dem Laden keinen neuen Deal finden würde. Nur den gleichen, in anderer Verpackung.

„Ich spiel nicht“, sagte ich zur Frau.

Sie zuckte mit den Schultern. „Kein Problem“, sagte sie. „Die, die nichts setzen, sind mir lieber als die, die alles setzen.“

„Ich hab schon gesetzt“, sagte ich. „Vor Jahren.“

Sie sah mich kurz prüfend an, dann weg. Die Typen an den Automaten bemerkten mich gar nicht. Für sie war ich Luft. Neon flackerte, Lichter blinkten, irgendwo machte ein Gerät dieses künstliche „GEWINN!“-Geräusch, obwohl der, der davor saß, nur fünf Euro rausbekam, nachdem er hundert reingeworfen hatte.

Ich drehte mich um, ging zur Tür. Der Púca sprang vom Automaten, landete neben mir, lief mit.

„Feigling“, sagte er, aber ohne Biss.

„Nein“, sagte ich. „Ich hab nur begriffen, dass ich mir keine neuen Höllenräume mehr leisten kann.“

Draußen war die Straße wieder normal dunkel. Das Neon hinter mir flackerte weiter, als wär nichts passiert. Und vielleicht war auch nichts passiert. Kein großer Moment, keine spektakuläre Entscheidung. Nur ein Mann, der in einen Laden rein ist, Münzen in der Hand, und wieder rausging, ohne sie in Licht zu verwandeln.

„Und der Deal?“ fragte der Kobold. „Wo ist der letzte Deal im Neonflackern?“

„Vielleicht“, sagte ich, „war der Deal, dass ich’s bleiben lasse.“

„Mager“, meinte er. „Aber wir sind hier nicht im Kino.“

Ich atmete tief durch, der Brustkorb knirschte, das Herz antwortete mit einem stolpernden Takt. Ich wusste: Der eigentliche Deal stand noch aus. Nicht mit Automaten, nicht mit Barkeepern. Mit mir, mit meinem Körper, mit diesem Biest, das neben mir ging.

Und genau da, zwischen Neonreste im Rücken und der Bar in Sichtweite, fing er an, sich zu formen. Noch kein Vertrag, noch kein Ja. Aber ein Satz, der leise im Kopf anfing:

„Es reicht.“

Er war klein, schwach, kaum hörbar. Aber er war da.

„Es reicht.“

Der Satz war so leise, dass ich ihn im ersten Moment fast überhört hätte. Kein Manifest, kein Aufschrei, kein Film-Ende mit Orchester. Mehr so, als hätte ihn einer im Hinterzimmer geflüstert, während vorne die Stammgäste weiter ihre Sprüche klopfen. Aber er war da. Kleines, dünnes Ding. Und alles in mir reagierte, als hätte einer in einer verräucherten Kneipe das Fenster aufgemacht.

„Was hast du gesagt?“ fragte der Púca, der neben mir herlief, Hände in den Taschen, als wären wir zwei Kumpels auf dem Heimweg.

„Nichts“, sagte ich reflexartig.

„Falsch“, meinte er. „Da war was. Sag’s noch mal.“

„Es reicht“, wiederholte ich, ein bisschen lauter, aber immer noch so, dass keiner auf der Straße den Kopf drehte.

Er grinste schief. „Interessant“, sagte er. „Wer soll das sein, für den es reicht?“

„Für mich“, sagte ich. „Für meinen Körper, mein Herz, meinen Schädel, meinen Tisch, meine beschissenen Zettel. Für alles.“

„Du redest, als hättest du Optionen“, sagte er. „Das ist süß.“

Die Bar war ein Stück die Straße runter, das gelbe Licht klebte wie immer an der Fassade. Hinter mir flackerte das Neon der Spielhölle weiter, als hätte ich nie existiert. Ich stand zwischen beiden Lichtern, als müsste ich mich entscheiden, in welchem ich ersticke.

„Also gut“, sagte der Kobold. „Du sagst, es reicht. Nach all den Jahren, all den Nächten, all den Rechnungen. Was heißt das?“

Ich dachte nach. Es fühlte sich ungewohnt an, nicht sofort in die Kneipe zu rennen, nicht automatisch. Nur stehen. Atmen. Herz spüren, das sich immer noch benahm wie ein überlasteter Generator.

„Es heißt“, sagte ich langsam, „dass ich keinen Bock mehr hab, dass alles nur in deine Richtung läuft.“

„Meine Richtung?“ Er legte den Kopf schief. „Ich erinner dich daran, dass du der bist, der trinkt, der sitzt, der bleibt. Ich bin nur der Kommentator.“

„Bullshit“, sagte ich. „Du sitzt an meinem Küchentisch, auf meinem Hocker, auf meinen Gedanken. Du bist nicht nur Kommentar, du bist Programm. Und ich hab dir den Stuhl hingeschoben, klar. Aber ich kann ihn auch wieder wegziehen.“

Er lachte leise. „Jetzt wird er mutig“, sagte er in die Luft. „Er entdeckt seine inneren letzten Worte.“

„Noch lebe ich“, sagte ich. „Die letzten Worte heb ich mir auf.“

„Na schön“, meinte er. „Wir tun mal so, als würdest du nicht gleich wieder bei ‚Ach komm, einer geht noch‘ landen. Was stellst du dir vor, wenn du sagst: ‚Es reicht‘? Saufen ganz sein lassen? Sofort ins Fitnessstudio, Möhren knabbern, Selbsthilfegruppe, Arzttermine, frisch gepresster Orangensaft?“

Alleine bei dem Bild wurde mir schlecht. Ich sah mich in irgendeinem Raum mit Plastikstühlen sitzen, Wasserflasche in der Hand, Menschen, die sich mit Vornamen vorstellen und von „Rückfällen“ reden. Ich, der schon kotzen musste, wenn das Wort „Selbstverantwortung“ im Fernsehen fiel.

„Nein“, sagte ich. „Nix davon. Ich bin nicht plötzlich ein anderer. Ich will nur, dass du nicht mehr allein am Steuer bist.“

„Aha“, sagte er. „Also Co-Pilot spielen.“

„Erst mal ja“, sagte ich. „Zu Fuß komm ich hier nicht raus. Aber ich kann vielleicht anfangen, am Lenkrad zu wackeln.“

Er schwieg einen Moment. Das war neu. Normalerweise hatte er zu allem einen Spruch.

„Du merkst schon“, sagte er dann, „dass du gerade versuchst, mit einem Monster zu verhandeln, das seit Jahren auf dir reitet.“

„Ich verhandle jeden Abend mit dir“, sagte ich. „Nur bisher hast du immer gewonnen. Heute hab ich zum ersten Mal den Laden mit den Automaten wieder verlassen, ohne was reinzuschmeißen. Das ist ’ne Drei-Euro-Revolution, aber sie ist da.“

„Ein letzter Deal im Neonflackern“, wiederholte er. „Und was bietest du an?“

Ich sah zur Bar. Der Lärm sickerte gedämpft durch die Tür, Stimmen, Musik, Gläserklirren. Ein vertrauter Magnet. Ich sah zu den Fenstern meiner Wohnung, irgendwo weiter hinten im dunklen Hof. Hinter einer davon stand der Küchentisch mit den Zetteln.

„Ich geh heute trotzdem in die Bar“, sagte ich. „Das kannst du dir schon mal absparen. Ich bin nicht soweit, dass ich jetzt mit Kamillentee in der Küche sitze und mein Leben neu aufrolle.“

„Hab ich mir gedacht“, meinte er.

„Aber“, fuhr ich fort, „heute gibt es keinen Schnaps. Heute gibt es nur Bier. Und ich lass nichts anschreiben. Kein neuer Strich auf dem Zettel. Kein neues Loch auf der Rechnung. Und ich hör auf, bevor der Laden das Licht heller dreht. Nicht wegen Moral, nicht wegen Gott, nicht wegen Arzt. Nur wegen mir. Kleine Scheiß-Version von ‚es reicht‘, ich weiß. Aber mehr krieg ich heute nicht hin.“

Er sah mich lange an. Dann zuckte er mit den Schultern. „Kleiner Deal“, sagte er. „Aber Deal.“

„Und du?“ fragte ich. „Was bringst du ein?“

„Ich hör nicht auf zu existieren“, sagte er. „Das kann ich nicht. Aber ich halte die Fresse, solange du dich an deinen Mini-Vertrag hältst. Kein Flüstern in dein Ohr, keine dummen Kommentare beim ersten Glas. Ich bin einfach nur da. Stumm. Zuschauer.“

Ich musste lachen. „Du hältst die Fresse keine zehn Minuten.“

„Wir werden sehen“, grinste er. „Aber wenn du heute deinen Teil hältst, fang ich an, deinen Versuch ernst zu nehmen. Nicht als Entzug, so weit sind wir nicht. Als Störung. Du störst den Ablauf. Das kann ich respektieren.“

Es war lächerlich, diese Art Verhandlung. Ein kaputter Typ, der mit seiner eigenen eingebildeten Plage Deals schließt. Wenn du das jemandem erzählen würdest, der halbwegs bei Trost ist, würde der dich direkt einweisen lassen. Aber ich wusste: Früher hab ich solche Deals im Kopf gemacht, ohne sie auszusprechen. Heute war das erste Mal, dass ich sie klar formulierte. Das allein änderte noch nichts – aber es verschob irgendwas.

„Nur Bier“, wiederholte ich. „Kein Schnaps. Kein Anschreiben. Früh raus. Und du hältst’s Maul.“

„Du weißt, dass du in Nöten wieder anfängst zu pokern“, sagte er. „‚Nur noch einen Schnaps, mir ist so komisch‘. ‚Nur noch ein bisschen länger, ich hab so Angst vor der Nacht.‘ Deine Spezial-Nummer.“

„Deshalb der Deal“, sagte ich. „Wenn ich ihn heute schon breche, kann ich mir morgen jede Hoffnung sparen. Dann bleibt alles, wie es ist, und du bleibst alleiniger Geschäftsführer.“

Er lachte. „Geschäftsführer deines Untergangs“, sagte er. „Das gefällt mir.“

„Freu dich nicht zu früh“, sagte ich. „Vielleicht will ich am Ende doch noch Anteile zurück.“

Ich ging zur Bar. Dieses Mal nicht, als würde ich in eine Kirche gehen, die meine einzige Religion ist. Eher wie zu einem Amt, in dem ich was erledigen musste. Der Púca ging neben mir her, nicht auf mir. Kleiner Unterschied, aber spürbar.

Drinnen sah alles aus wie immer. Das gleiche muffige Licht, die gleichen Gesichter, die gleichen dreckigen Witze, die keiner mehr wirklich lustig fand, aber alle lachten, weil sie sonst nichts anderes hatten. Der Barkeeper sah mich, zog schon fast automatisch zum Schnaps, hielt aber inne, als er meinen Blick sah.

„Nur Bier heute“, sagte ich. „Und Wasser.“

Er zog eine Augenbraue hoch. „Arzt?“

„Nein“, sagte ich. „Ich.“

Er nickte langsam. „Dann heute nur Bier“, sagte er. „Ich schreib nix an. Du zahlst, was du trinkst. Und wenn du anfängst zu wackeln, schick ich dich heim.“

„Klingt fair“, sagte ich.

Der Púca setzte sich neben mich, legte die Hände in den Schoß. „Deal läuft“, murmelte er. „Ich kommentiere nicht.“

Er kommentierte nicht. Die ersten Minuten waren merkwürdig. Die Stille im Kopf war lauter als jeder Spruch. Kein „Na, wieder hier“, kein „Guck mal in den Spiegel“, kein „Wenn du so weitermachst“. Nur ich, mein Bier, der Tresen, der Zettel in meiner Tasche und das Herz, das diesen komisch regelmäßigen Takt ausprobierte, misstrauisch wie ein Tier, das einen neuen Käfig testet.

Ich trank. Langsam. Nicht aus Genuss, sondern aus Vorsicht. Jeder Schluck war wie ein Stempel: „Nicht übertreiben.“ Ich fühlte mich lächerlich. Wie einer, der sich einredet, er hätte Kontrolle, nur weil er statt drei Schnäpsen heute keine trinkt.

Aber es war etwas anderes. Nicht besser, nicht sauber, nur anders. Ein Stören des ewigen Ablaufes: rein, ballern, leer werden, raus. Heute war rein, saufen light, gucken, hören, raus.

Irgendwann bemerkte ich, dass ich weniger redete als sonst. Ich hing nicht an irgendeinem sinnlosen Gespräch, ich bequatschte niemanden, ich ließ mich nicht in Diskussionen ziehen. Ich saß nur da, trank mein Bier, hörte zu, sah in meinen Spiegel mit dem Riss und dachte: „Heute werde ich gehen, bevor der Laden mich rauströgt.“

Der Barkeeper stellte mir nach dem dritten Bier Wasser hin, ohne zu fragen. „Sicher?“ fragte er.

„Ja“, sagte ich. „Sicher nicht, aber sicherer.“

Der Púca verzog kurz die Lippe, als hätte er einen Kommentar auf der Zunge, schluckte ihn aber runter. Deal. Stille.

Und während ich da saß, irgendwo zwischen alt und nicht mehr ganz verloren, dachte ich: Vielleicht ist „Es reicht“ kein großer Knall. Vielleicht ist es nur eine Reihe kleiner, lächerlicher Schritte. Keine Automaten bespielen. Kein Schnaps heute. Kein Anschreiben. Ein bisschen früher gehen. Kein Held. Kein Märchen. Nur ein Typ, der versucht, seinem eigenen Tod wenigstens nicht mehr ständig Trinkgeld zu geben.

Das Neon der Bar flackerte kurz, als ich später aufstand. Aber es war nicht das gleiche Licht wie vor der Spielhalle. Hier war es wärmer. Klebriger. Gewohnter. Ich zahlte alles, ließ nichts offen, steckte das Rückgeld ein, nickte dem Barkeeper zu und ging raus, bevor das große Hellen begann.

„So“, sagte der Púca draußen. „Deal gehalten. Heute. Ein Tag. Ein Abend. Eine kleine Kerbe ins alte Holz.“

„Beklagst du dich?“ fragte ich.

„Nein“, sagte er. „Ich mag Deals. Vor allem, wenn sie gefährlich nah dran sind, mich irgendwann überflüssig zu machen.“

„Soweit sind wir noch nicht“, sagte ich.

„Ich weiß“, grinste er. „Aber du hast heute zum ersten Mal was unterschrieben, das nicht nur zu meinen Gunsten läuft.“

Und während wir Richtung Hinterhof liefen, Herz stolpernd, aber nicht rasend, dachte ich: Vielleicht war das der erste echte Deal seit langem. Kein Pakt mit dem Teufel, kein Gebet zum Himmel. Nur einer mit mir selbst, abgeschlossen im Neonflackern einer Stadt, die sich nicht dafür interessiert.

Der Heimweg fühlte sich falsch an. Nicht weltbewegend falsch, eher wie ein T-Shirt, das du aus Versehen von jemand anders angezogen hast. Es sitzt, es wärmt, aber irgendwas daran stimmt nicht. Normalerweise war ich zu der Uhrzeit weiter weg von mir selbst. Weicher, dumpfer, eingerollt in die Decke aus Schnaps, die ich mir jeden Abend über den Kopf zog. Diesmal war da nur Bier. Kein Raketenbenzin. Kein Absturz-Boost.

Die Straße war stiller als in meinem Kopf. Autos standen wie abgelegt am Rand, die Laternen warfen gelbe Kreise auf Asphalt, in ein paar Fenstern flackerte Fernsehen, in manchen gar nichts. Mein Herz schlug unschön, aber nicht völlig außer Kontrolle. Mehr so wie ein genervter Hausmeister, der sagt: „Ich mach’s heute noch, aber beschwer dich nicht, wie.“

Der Púca ging neben mir, Hände in den Taschen, Blick nach vorne. Er war ungewöhnlich ruhig. Kein Gekicher, kein Sticheln, keine „Na, na, na“-Kommentare.

„Du darfst reden“, sagte ich irgendwann, weil mir seine Stille auf die Nerven ging.

„Deal war bis nach Hause“, sagte er. „Wir sind noch nicht da.“

„Kleinkariertes Mistvieh“, murmelte ich.

„Verträge sind Verträge“, meinte er. „Wenn wir anfangen zu schummeln, sind wir wieder da, wo wir herkommen.“

Im Hinterhof roch es nach nassen Tonnen und altem Essen. Die Wand war kalt, die Tür klemmte wie immer. Ich stieg die Treppe hoch, Herz in Stakkato-Schritten, die Knie leicht weich, aber nicht komplett im Streik. In der Wohnung war es dunkel und still. Kein Fernseher, kein Radio, nur die leise Geräuschlosigkeit von Räumen, in denen zu wenig passiert.

Ich machte in der Küche das Licht an. Der Tisch stand da wie ein Hund, der nicht weiß, ob er sich freuen oder verkriechen soll. Zettel, Briefe, Aschenbecher, das halbleere Wasserglas von heute Mittag. Alles an seinem Platz. Nur ich nicht.

Der Púca nahm seinen Stammplatz ein, wie selbstverständlich. Beine überschlagen, Ellbogen auf dem Holz, Kopf leicht schief.

„Deal ist abgelaufen“, sagte er. „Ich darf wieder reden.“

„Na los“, sagte ich. „Hau raus, was du gesammelt hast.“

Er sah mich an, länger als sonst. „Du hast mich heute gelangweilt“, sagte er schließlich.

Das saß. Nicht, weil es besonders hart formuliert war, sondern weil es so ehrlich klang. Kein Drama, keine Übertreibung. Nur ein Zustand.

„Wieso?“ fragte ich.

„Weil du nicht richtig abgerauscht bist“, sagte er. „Weil dein Herz zwar rumgezickt, aber nicht Theater gemacht hat. Weil du in die Spielhölle gegangen bist und NICHT gespielt hast. Weil du in der Bar gesessen hast wie einer, der seinen Rausch verwaltet, statt sich ihm zu ergeben. Ich bin auf Krawall gebürstet, nicht auf Verwaltung.“

„Tut mir fast leid“, sagte ich trocken.

„Das ist das Gefährliche“, fuhr er fort. „Langweilige Abgründe. Keine großen Eskalationen, keine dramatischen Abstürze. Nur lauwarme Abende, lauwarme Deals, lauwarme Müdigkeit. In so einer Suppe kannst du ewig rumschwimmen, ohne dass sich was ändert.“

Ich setzte mich, holte das Portemonnaie raus, legte es hin. Nur um irgendwas auf meiner Seite zu haben. Ich machte es auf, sah den Zettel vom Barkeeper, sah die durchgestrichenen Zeilen, die offene Summe. Es war ein bisschen weniger geworden. Nicht viel. Aber sichtbar.

„Du hast heute nichts anschreiben lassen“, sagte der Púca. „Bar gezahlt, bar getrunken, bar gegangen. Das macht dich nicht zu einem besseren Menschen, aber zu einem unangenehmeren Patienten.“

„Inwiefern?“ fragte ich.

„Weil du nicht mehr einfach nur Opfer bist“, sagte er. „Du hast heute bewusst entschieden, wie du dir schadest. Kein Automatismus, kein Fremdverschulden. Nur du, der sagt: ‚Ich mach’s, aber nicht mehr so dämlich wie gestern.‘“

Ich rieb mir die Augen. Die Müdigkeit kam in Wellen, aber sie war anders als sonst. Kein narkotisierter Absturz, eher dieses Gleichmäßige, das Krankenhäuser haben. Als würde jemand die Lichter dimmen, ohne dir was zu spritzen.

„Und? Wie fühlt sich das jetzt an?“ fragte er. „Großer Held? Kleiner Schritt? Oder gar nichts?“

Ich dachte nach, länger als mir lieb war. „Es fühlt sich… unvollständig an“, sagte ich schließlich. „Als hätte ich was angefangen und mittendrin aufgehört. Wie ein Satz ohne Punkt.“

„Willkommen in der Realität“, grinste er. „So sieht Veränderung aus, wenn sie nicht in Büchern steht. Nicht ‚ab morgen bin ich neu‘, sondern ‚heute war einen Tick anders, mal sehen, ob das morgen noch gilt.‘“

Ich stand wieder auf, ging zum Kühlschrank, einfach aus Gewohnheit. Machte ihn auf, starrte rein. Wasser, eine halbe Packung Wurst, ein trauriger Rest Käse, eine offene Flasche Bier, die irgendjemand – ich – vergessen hatte. Ich sah sie an, die Flasche. Der Hals war leer, unten war noch was drin.

„Da“, sagte der Púca leise. „Jetzt wird’s interessant.“

Ich nahm die Flasche raus, drehte sie in der Hand. Der Deal betraf die Bar, nicht den Kühlschrank. Ich hatte nichts gesagt von „kein Bier mehr heute“. Das war die Lücke im Vertrag. Jeder Vertrag hat eine.

„Komm“, flüsterte er. „Ist doch nur der Rest von irgendwas. Zählt nicht. Halbgares Bier, halber Abend.“

Ich hielt die Flasche ans Licht. Die Kohlensäure war fast weg, die paar Bläschen, die am Rand klebten, sahen aus wie schlechte Ausreden. Ich öffnete sie, roch. Muffig, abgestanden. Kein Versprechen, nur Reste.

„Wenn ich die jetzt trinke“, sagte ich, „ist der Deal immer noch gehalten. Formal. Du hast nichts gesagt.“

„Kein Wort“, bestätigte er.

„Wenn ich sie nicht trinke“, fuhr ich fort, „ist das wieder so ein lächerlicher Mini-Schritt, den keiner sieht.“

„Stimmt“, nickte er. „Keiner außer dir.“

Ich stand da, die Flasche in der Hand, Herz im Hals, Müdigkeit in den Knochen. Es war so ein Moment, den man normalerweise überspringt. Du machst einfach – auf oder zu, rein oder weg, ja oder nein – und am nächsten Tag weißt du nicht mal mehr, dass du ihn hattest. Heute blieb er hängen.

„Es reicht“, dachte ich noch mal. Nicht laut, nicht für ihn. Für mich.

Ich kippte die Flasche ins Spülbecken. Der Rest Bier machte ein trauriges Gluckern, als würde er sich beschweren. Der Geruch stieg kurz auf, dann war er weg. Ich ließ Wasser hinterherlaufen, nicht aus Symbolik, sondern weil das Zeug sonst klebt.

Der Púca verzog das Gesicht. „Zweimal in einer Nacht“, sagte er. „Du übertreibst.“

„Ich hab die Schnauze voll von halbleeren Flaschen“, sagte ich. „Wenn ich trinke, dann bewusst. Und wenn ich aufhöre, dann nicht mit Restmüll.“

„Du wirst mich noch in die Arbeitslosigkeit treiben“, meinte er.

„Solange ich dich noch höre, bist du nicht arbeitslos“, sagte ich. „Dann machst du nur Überstunden.“

Wir gingen zurück zum Tisch. Ich setzte mich, er auch. Der Zettel lag zwischen uns, die Briefe daneben, das Glas jetzt leer und umgedreht. Ich legte die Hände flach auf die Platte, spürte das Holz, die Kratzer, die Flecken.

„Das hier“, sagte ich, „ist das Einzige, was ich heute wirklich geschafft hab: Ich hab nicht zusätzlich verkackt.“

„Zu wenig zum Feiern“, sagte er. „Zu viel, um es zu ignorieren.“

Wir schwiegen eine Weile. Kein philosophisches Schweigen, eher so eins, wo beide auf den Tisch starren und so tun, als würden sie gleich noch was Wichtiges sagen.

„Du weißt, dass das hier nicht reicht“, sagte er irgendwann. „Ein Abend, kein Schnaps, kein Automat, keine angeschriebene Runde, eine Flasche im Ausguss. Das ist nicht die große Wende. Das ist nicht mal ’ne Kurve.“

„Ich erwarte keine Wende“, sagte ich. „Ich erwarte, dass ich mir irgendwann in die Fresse gucken kann, ohne gleich brechen zu wollen.“

„Da ist noch Luft“, meinte er.

„Ja“, sagte ich. „Und genau deshalb hab ich heute gesagt: Es reicht. Nicht im Sinne von: ‚nie wieder‘. Im Sinne von: ‚Noch so ein Jahr und ich fall um.‘“

Er nickte, als würde er im Kopf Notizen machen. „Ich sag dir was“, meinte er dann. „Ich bin kein Freund von plötzlichen Läuterungen. Die sind langweilig. Ein Cut, bumm, fertig, Typ trinkt nie wieder, geht joggen, lernt meditieren, postet Sprüche. Langweilig. Ich steh auf die langsame, dreckige Variante. Leute wie du, die sich durch ihre eigene Scheiße kämpfen, einen Zentimeter pro Tag. Ist viel spannender: Ich weiß nie, ob du am Ende wirklich abhaust oder mir einfach unter’m Arsch zusammenbrichst.“

„Schön, dass ich dich unterhalte“, sagte ich.

„Noch“, grinste er. „Vielleicht wirst du irgendwann so fad, dass ich mir ein anderes Pferd suche.“

Ich stand auf, ließ den Zettel auf dem Tisch, das Portemonnaie daneben, die Briefe in Ruhe. Im Bad sah ich kurz in den Spiegel. Kein Riss im Glas, nur in mir. Das Gesicht war nicht schöner geworden. Kein Heiligenschein, keine plötzliche Gesundheit. Nur die gleiche Fresse wie immer – vielleicht mit minimal weniger Gift in den Augen.

Im Bett war die Nacht anders. Nicht ruhiger, nicht angenehmer. Eher schärfer. Das Herz war lauter, weil nichts mehr drüber lag. Kein Schnapsdämpfer, kein zusätzlicher Bierpanzer. Jeder Schlag war deutlicher, jede Unregelmäßigkeit spürbarer. Ich mochte das nicht. Kein Teil von mir mochte das.

Aber ich wusste: Genau das ist der Preis für den Deal. Wenn du dem Biest ein kleines Stück vom Futter wegnimmst, frisst es lauter in deinem Kopf. Dafür frisst es ein bisschen weniger an deinem Fleisch.

„Ein letzter Deal im Neonflackern", dachte ich, kurz bevor ich wegrutschte. „Heute war er klein. Morgen ist er vielleicht weg. Übermorgen vielleicht größer. Keine Ahnung. Aber zum ersten Mal seit langem hab ich was gemacht, was nicht nur dich glücklich macht."

Aus der Küche kam seine Stimme, schon halb im Schlaf: „Wir sehen uns morgen am Tisch."

„Ja", murmelte ich. „Aber ich entscheide, was drauf kommt."

Und irgendwo zwischen Herzstolpern und Müdigkeitslöchern war da dieser bescheuerte, gefährliche Funke: Vielleicht ist „Es reicht" kein Satz für's Ende. Vielleicht ist es der erste halb ernst gemeinte Satz vom Anfang.

Das Biest, das satt ist – und du, der leer bleibt

Es gibt einen Punkt, da merkst du: Das Biest in dir frisst sich satt, aber du wirst davon nicht voller. Im Gegenteil. Je mehr es schlingt, desto hohler wirst du. Von außen sieht es aus, als hättest du ein Leben – Job, Bar, Küche, Zettel, Puls. Von innen bist du nur noch Hülle, eine Art Laufzettel, auf dem steht, wo du dich als Nächstes melden sollst. Und irgendwann steht da nur noch: Bar, Bett, Bar, Bett, irgendwann Kühlraum.

Die Tage nach dem „Deal im Neon" liefen wie immer weiter, nur mit so einem leichten Knick, den man nur merkt, wenn man ihn selber drin hat. Ich trank noch, klar. Ich war nicht plötzlich einer von denen, die Wasser in Bars bestellen und dabei so tun, als wäre das eine mutige Entscheidung. Aber ich trank anders. Manchmal ohne Schnaps. Manchmal ohne anschreiben zu lassen. Manchmal mit der absurden Idee, nach dem dritten Glas Schluss zu machen. Nicht jeden Abend, nicht konsequent, aber oft genug, dass es auffiel. Zumindest mir.

Dem Púca auch.

„Weißt du, was mir auffällt?" sagte er eines Morgens am Tisch, während ich an meinem Kaffee nuckelte, der nach Müdigkeit roch. „Ich hab nicht mehr so großen Hunger."

Er saß wie immer schräg gegenüber, Kippenstummel aus Luft zwischen den Fingern, das Gesicht ein bisschen weicher als früher. Nicht freundlicher – Monster werden nicht nett –, eher… satt. Augen schwer, Bewegungen langsamer, als wäre er nach einem All-you-can-eat-Büffet auf meinem Leben.

„Herzlichen Glückwunsch", murmelte ich. „Dann kannst du ja jemand anders fressen gehen."

„So funktioniert das nicht", sagte er. „Ich zieh nicht aus, nur weil die Küche weniger liefert. Ich bleib, bis der Laden zumacht."

„Du meintest doch, du stehst auf Drama", sagte ich. „Ich biete dir gerade Resteverwertung."

„Du verwechselst Drama mit Lautstärke“, meinte er. „Du bist leiser geworden, ja. Aber satt machen tust du mich immer noch. Nur anders.“

Ich verstand erst später, was er meinte.

Am Anfang, da war das Biest gierig. Jeder Vollrausch war ein Festmahl. Jeder Herzstolper-Moment eine Vorspeise. Jeder Morgen, an dem ich kaum aus dem Bett kam, ein Dessert. Ich war sein laufendes Buffet, und er hatte immer Platz. Ich spürte ihn als Druck, als Drängen, als Ziehen zur Flasche, zur Bar, zur Tischkante, an der ich klebte.

Jetzt war es anders. Ich nahm ihm zwar nicht alles weg, aber das All-you-can-eat war Geschichte. Die Abende wurden… kontrollierter, wenn man das so nennen will. Dreimal die Woche ohne Schnaps. Manchmal nur zwei Bier. Ein, zweimal war ich sogar einfach nach Hause gegangen, ohne überhaupt zur Bar zu gehen. An solchen Abenden saß ich in der Küche, Wasser im Glas, Herz im Hals, Monster im Blick. Es war anstrengend, nüchterner zu sein, als ich gewohnt war. Nicht gesünder. Nur… nackter.

„Früher“, sagte der Púca, als wir an so einem Fast-nüchtern-Abend am Tisch saßen, „warst du wie ein Schwein am Zapfhahn. Ich musste dich nur stupsen und du hast nachgelegt. Du hast mich gefüttert ohne Pause.“

„Und jetzt?“ fragte ich.

„Jetzt bist du ein Diätbuffet“, grinste er. „Immer noch genug für mich. Aber ich muss mir die besten Stücke aussuchen.“

„Klingt, als würdest du verlieren.“

„Ich verliere gar nichts“, sagte er. „Das, was ich von dir will, hab ich längst gefressen: deine Illusion, dass du jederzeit aussteigen kannst. Den Rest knabber ich so weg.“

Ich merkte es in den Momenten dazwischen. Früher war da nichts „dazwischen“. Es gab Arbeit, Bar, Koma. Fertig. Jetzt gab es diese Raum-Zeiten, in denen ich halbweger nüchtern war. Feierabend, aber noch nicht an der Theke. Nacht, aber nicht betrunken genug zum Durchschlafen. Morgens wach, bevor der nächste Kaffee irgendwas geradebiegt. Dazwischen: Leere. Kein Rausch, kein richtiger Schmerz, nur dieses Gefühl, dass irgendwas fehlt, aber du weißt nicht mehr, was genau.

Früher hätte ich gesagt: „Mir fehlt der Pegel.“ Heute war es komplizierter. Es fehlte mir selbst. Der Teil von mir, der noch irgendeine Richtung hatte. Die Sauferei hatte mich kaputt gemacht, ja. Aber sie hatte mich auch beschäftigt. Jetzt, wo ich sie an ein paar Abenden drosselte, stand ich plötzlich mir gegenüber – und stellte fest, dass ich nichts mehr in der Hand hatte. Kein Traum, keine Pläne, nicht mal einen halbwegs brauchbaren Hass. Nur einen Tisch, einen Zettel, einen Kobold, ein Herz.

In der Halle war ich zum ersten Mal wirklich aufgefallen. Nicht, weil ich was gesagt hätte – im Gegenteil. Weil ich stiller war, aber wacher in der Stille. Einer der Kollegen kam in der Pause zu mir rüber, setzte sich neben mich an den Beton.

„Du säufst nicht mehr so wie früher, oder?“ fragte er, ohne großes Vorgeplänkel.

„Woher willst du das wissen?“ fragte ich.

„Dein Blick“, sagte er. „Früher warst du am nächsten Tag immer so… weggeschoben. Heute guckst du wieder mehr. Gefällt mir nicht. Ich mag keine Gaffer.“

Ich lachte kurz. „Keine Sorge“, sagte ich. „Ich hab nichts zum Angaffen. Ich weiß nur nicht, was ich mit den Stunden machen soll, in denen ich nicht total dicht bin.“

„Kauf dir ’n Hobby“, sagte er. „Fischen oder so.“

Ich stellte mir kurz vor, wie ich irgendwo am See sitze, Angelschnur im Wasser, Herz im Hals, Púca neben mir mit einer Mütze, die nicht passt. Ich musste noch mal lachen. „Das Biest an der Angel“, sagte ich. „Ja, nee.“

Die Bar hatte den Wechsel auch gemerkt. Nicht die Leute, die kommen und gehen, aber der Barkeeper. Der hatte irgendwann den Kopf schief gelegt und gesagt: „Du bist leiser geworden beim Saufen. Mehr innen.“

„Ich werd alt“, sagte ich.

„Nein“, sagte er. „Alt wirst du eh. Du wirst… leerer. Früher warst du voll Wut, Selbstmitleid, Gequatsche. Jetzt sitzt du da, trinkst dein Bier und guckst, als würdest du versuchen, die Lücke zu zählen.“

Der Satz blieb hängen. „Die Lücke zählen.“ Genau so fühlte es sich an. Ich hatte mit dem Saufen an manchen Abenden nicht richtig aufgehört, aber ich hatte kleine Stücke davon weggenommen. Und unter dem ganzen Alkohol-Dreck kam nichts Schönes zum Vorschein. Kein „eigentlich bin ich ein guter Mensch“. Kein „ich hab nur den falschen Weg genommen“. Da war nichts. Nur Müdigkeit. Und eine Art stilles, hungriges Loch.

„Du hast jahrelang mich satt gefüttert“, sagte der Púca in der Küche. „Jetzt, wo ich langsam ruhiger werde, merkst du, dass du selber nichts mehr hast.“

„Du bist also satt“, sagte ich. „Glückwunsch. Was machst du, wenn du fertig bist mit Fressen?“

„Warten“, sagte er. „Du bist wie ein Haus, das leergeräumt wurde. Ich bleib in den Wänden sitzen und hör zu, wie du drin rumläufst und dich wunderst, dass es hallt.“

In manchen Nächten legte ich mich hin, halbwegs nüchtern, und anstatt wie früher sofort wegzukippen oder betrunken in irgendeinen unruhigen Halbschlaf zu fallen, lag ich da und hörte zu. Nicht den Stimmen, nicht mal dem Monster. Meinem Herz. Meiner Leere. Der Körper war ruhiger, der Kopf lauter. Kein Rausch, der alles in Watte packt. Stattdessen Gedanken, die sich drehen wie ein kaputtes Karussell.

„Was bleibt übrig, wenn das Biest satt ist?“ fragte ich mich.

Die Antwort war jedes Mal dieselbe: ich. Nur ich. Ohne Ausrede, ohne Betäubung, ohne „der Kobold hat mich gezwungen“. Ich stand vor mir selbst wie vor einer Wohnung, aus der jemand alle Möbel rausgetragen hat. Die Flecken an den Wänden waren noch da. Die Gerüche auch. Nur nichts mehr, woran du dich anlehnen kannst. Kein Tresen, kein Monster

als alleinige Erklärung. Nur ein Typ, der sich so lange zerstört hat, bis er nichts mehr Spannendes zu bieten hat.

„Deshalb wirst du so leer“, sagte der Púca. „Nicht, weil du weniger trinkst. Sondern weil wir langsam sehen, was ohne das Saufen von dir übrig bleibt.“

„Was ist das?“ fragte ich.

Er lächelte schmal. „Das“, sagte er, „werden wir noch rausfinden. Wenn du nicht vorher umfällst.“

Und das war der eigentliche Horror: nicht der Gedanke, dass das Biest mich frisst – das war schon lange passiert. Sondern der Verdacht, dass es irgendwann satt in der Ecke liegt, die Augen halb zu, zufrieden – und ich dann mit mir allein bin. Zum ersten Mal seit Jahren. Ohne Alkohol, ohne Ausreden, ohne Paktpartner.

Vielleicht ist das der wahre Boden. Nicht der Absturz, nicht der Vollrausch, nicht das Krankenhaus. Sondern der Moment, in dem du merkst: Das Biest hat seinen Teil bekommen.

Und du stehst da. Leer. Und musst entscheiden, ob du dir selber noch irgendwas geben kannst.

Leere ist kein plötzliches Ereignis. Die kommt nicht wie ein Unfall, mit Knall und Sirene. Die kommt in Raten. Schluck für Schluck, Nacht für Nacht, bis du eines Tages aufwachst und merkst: Da drin ist weniger los als früher. Früher war es wenigstens laut in meinem Kopf. Jetzt war es eher wie ein Bahnhof nach Betriebsschluss. Alles steht noch rum, aber keiner fährt mehr.

Der Unterschied fiel zuerst an Stellen auf, an denen ich ihn nicht erwartet hatte. In der Halle zum Beispiel. Früher habe ich mich über alles aufgeregt: den Vorarbeiter, der „Jungs“ sagte, obwohl wir eher aussahen wie abgelegte Onkel; die Karren, die nie da waren, wo sie sein sollten; die Überstunden, die einfach kommentarlos auf den Plan geklatscht wurden. Jetzt… nichts. Die gleichen Situationen, die gleichen Gesichter, aber der Zorn war weg. Nicht verheilt, nicht verarbeitet – einfach verdunstet.

In der Pause saß ich draußen, Zigarette in der Hand, Rücken an der Wand. Neben mir stand einer von den jüngeren, frische Dreißig, tätowierter Unterarm, Augen, die noch was wollten.

„Alter, das geht mir alles so auf den Sack“, sagte er und trat gegen eine Dose. „Wir reißen hier ab und kriegen’s nicht mal ordentlich bezahlt.“

Früher hätte ich mit eingestimmt. Einen draufgesetzt, einen Spruch, ein „Alles Schweine“. Dieses Mal kam nichts. Ich zog an der Kippe, sah den Rauch in die graue Luft steigen.

„Geht so“, sagte ich nur.

Er guckte mich an, als hätte ich ihn verraten. „Was heißt hier ‚geht so‘? Bist du jetzt einer von denen, die sagen: ‚Sei froh, dass du Arbeit hast‘?“

„Nein“, sagte ich. „Ich sag nur: Es geht so. Es wird nicht besser, wenn ich mehr schimpfe.“

Er schnaubte, spuckte auf den Boden, ging rein. Ich blieb sitzen, mit der Zigarette, dem Puls und dem leichten Staunen, das ich über mich selbst hatte. Früher hätte ich mich an seiner Wut festgehalten wie an einem Geländer. Heute glitt ich einfach daran vorbei.

„Du wirst hohl“, kommentierte der Púca, der auf dem Geländer hockte. „Früher hattest du noch Feuer. Jetzt ist da nur noch Glut, die nicht mal mehr Funken macht.“

„Und du?“ fragte ich. „Wie gefällt dir dein sattes Leben?“

Er zuckte mit den Schultern. „Ich hab gefressen, was zu fressen war“, sagte er. „Deine Wut, deine Träume, dein Stolz, deine Selbstachtung. War ein gutes Buffet. Jetzt sitze ich hier und verdaue. Ich brauch gerade nicht mehr viel.“

„Super“, sagte ich. „Also sitz ich hier mit einem pappsatten Biest und ohne Inhalt.“

„Du wolltest Ruhe“, grinste er. „Jetzt hast du Ruhe. Innen. Außen ist immer noch laut genug.“

Abends in der Bar merkte ich es noch deutlicher. Früher war der Tresen ein Schlachtfeld. Diskussionen, Gelaber, dumme Wetten, hier und da mal ein fast-auf-die-Fresse-Moment. Ich war mittendrin. Nicht aus Überzeugung, sondern damit zumindest irgendwas passierte. Jetzt saß ich da wie einer, der zu spät zur eigenen Schlägerei kommt und merkt, dass er keine Lust mehr hat.

Die anderen redeten wie immer. Über Frauen, die sie nicht hatten, über Chefs, die sie nicht mochten, über Vereine, die „früher besser“ waren. Sie schrien sich halbe Wahrheiten ins Gesicht, klatschten sich auf die Schultern, bestellten Runden, als könnten sie damit ihre Leere vertreiben. Ich hörte zu – und nichts in mir regte sich. Keine Lust, mitzumachen, keine Kraft, dagegen zu halten. Nur dieses dumpfe Gefühl, dass ich genauso war wie sie, nur mit weniger Text.

„Du gehörst hier nicht mehr richtig dazu“, stellte der Púca fest, der auf einem Barhocker in der Ecke saß und mit den Beinen schlenkerte. „Du trinkst zwar, aber du spielst das Spiel nicht mehr.“

„Vielleicht geh ich auch einfach nur unter“, sagte ich.

„Das bist du schon“, meinte er. „Du bist jetzt so ’ne Art Inventar. Du fällst erst auf, wenn du nicht mehr da bist.“

Ich sah in den Spiegel hinter der Theke. Der Riss war immer noch da, aber mein Gesicht hatte sich verändert. Nicht jünger, nicht schöner, nur leerer in den Augen. Früher war da Wut, Trotz, Selbstverachtung – ganze Cocktailkarte an Emotionen. Heute: ein Flackern, dann nichts. Der Blick von jemandem, der schon weiß, dass keine Überraschung mehr kommt.

Der Barkeeper stellte mir das Bier hin, deutete auf den Zettel. „Du bist fast runter“, sagte er. „Noch ein paar Abende ohne anschreiben, dann sind wir quitt.“

Quitt. Das Wort knallte härter als jeder Schnaps. Quitt mit der Bar – ausgerechnet jetzt, wo ich mich selbst nicht mehr loswurde.

„Und dann?“ fragte ich.

„Dann schuldest du mir nichts mehr“, sagte er. „Dann trinkst du hier nur noch auf eigene Rechnung. Wie die anderen.“

„Ich trinke schon die ganze Zeit auf eigene Rechnung“, sagte ich. „Nur dass du einen Teil besser dokumentiert hast als mein Körper.“

Später – Küchenzeit. Der Tisch, der Zettel, die Briefe, das Monster. Ich setzte mich, legte den Zettel zwischen uns. Die Summe war kleiner. Nicht klein, aber kleiner. Ein Fortschritt, der sich nicht feiern ließ.

„Guck“, sagte der Púca. „Ich hab dir den Weg geebnet. Du hast deiner Umwelt gegenüber bald keine offenen Posten mehr. Dann bleiben nur noch die unsichtbaren. Die mit Zins und Zinseszins.“

„Was willst du eigentlich noch?“ fragte ich. „Du hast doch alles: meine Abende, meine Organe, meine Gedanken. Du bist satt. Was machst du jetzt, beobachtest du nur noch, wie ich langsam verdunste?“

Er lehnte sich zurück, sah mich an, als wäre ich ein Fernseher, bei dem man die Fernbedienung verloren hat. „Ich bin nicht der, der was will“, sagte er. „Ich bin das, was übrig bleibt, wenn du lange genug nichts willst. Du hast aufgehört, irgendwas zu wollen, das außerhalb von Tresen und Ruhe liegt. Ich hab nur die Lücke gefüllt.“

Der Satz tat mehr weh als jeder Katerschädel. Ich dachte zurück an früher, an Dinge, die ich mal „wollte“. Nichts Großes – kein Haus, kein Auto, keine Familie im Werbeprospekt-Format. Aber kleine Sachen. Eine andere Arbeit. Eine Pause irgendwo, wo es nicht nach Abgasen und kaltem Fett stank. Jemanden, der morgens neben mir liegt, ohne dass ich denke: „Wann geht der wieder?“ Das waren keine Romantikträume gewesen. Mehr so: „Wäre ganz gut, wenn.“

Die waren weg. Nicht ausgeträumt, nicht gescheitert. Einfach verschimmelt. Und während ich aufgehört hatte, irgendwas zu wollen, hatte der Púca seine Zelte aufgeschlagen. Tisch, Bar, Bett. Fertig.

„Du bist satt“, sagte ich. „Ich bin leer. Glückwunsch, wir sind ein gutes Team.“

„Noch bist du nicht ganz leer“, sagte er. „Da ist noch was Restwürde drin. Ein Funken. Der nervt.“

„Nervt dich?“

„Ja“, sagte er. „Ich mag es lieber, wenn einer sich komplett aufgibt. Dann ist alles klar. Aber du… du machst so halbe Sachen. Trinkst, aber nicht mehr so. Lebst, aber hängst nicht mehr dran. Sterben willst du auch nicht richtig. Du machst mich müde.“

„Wir sind quitt“, sagte ich.

„Noch lange nicht“, meinte er. „Ich bin satt, aber nicht weg. Und du bist leer, aber noch nicht am Ende. Das ist die beschissenste Kombination.“

Später, im Bett, war die Leere fast körperlich. Keine große Angst, kein großes Drama. Nur dieses Gefühl, dass alles innen drin ein bisschen zu viel Platz hat. Das Herz klopfte nicht gegen etwas, sondern in einem Raum, der zu groß geworden war. Als hätte man die Möbel rausgetragen und vergessene Echos zurückgelassen.

„Was, wenn das alles ist?“ dachte ich. „Kein großer Knall. Kein Krankenhaus, kein Herzinfarkt auf der Straße, kein spektakulärer Absturz. Was, wenn ich einfach nur weiterlaufe, mit einem satter werdenden Biest im Nacken und einem leerer werdenden Inneren, bis irgendwann keiner mehr merkt, wann der Punkt war, an dem ich aufgehört habe, wirklich da zu sein?“

Der Gedanke war schlimmer als jede Todesangst. Nicht die Frage „Wie lange hab ich noch?“, sondern „Wieviel davon bin ich überhaupt noch?“.

Aus der Küche raschelte es, obwohl da nichts rascheln konnte. Der Púca bewegte sich irgendwo im Dunkeln, nicht bedrohlich, nur anwesend.

„Mach dir nichts vor“, sagte er leise. „Das Biest ist satt, ja. Aber es frisst weiter, aus Gewohnheit. Und du lässt es, aus Gewohnheit. Die einzige offene Frage ist, ob du irgendwann beschließt, dir selber wieder was zu geben. Oder ob du einfach weiter leer bleibst, bis nicht mal mehr ich was von dir habe.“

Das war das erste Mal, dass er einen Satz sagte, in dem ein „du“ vorkam, das nicht nur Opfer oder Lieferant war. Ein „du“, das theoretisch was tun könnte. Theoretisch.

Ich drehte mich auf die Seite, zog die Decke hoch, hörte mein Herz stolpern, aber nicht rennen. Ein müdes Organ, das seine Pflicht tut, ohne überzeugt zu sein. Wie ich.

Es war eine grausame Erkenntnis: Das Biest hatte seinen großen Hunger längst gestillt. Und ich war der Einzige, der noch entscheiden konnte, ob ich damit leben konnte – oder ob ich mir irgendwann wieder etwas in den Bauch stopfe, das nicht Gift ist.

Aber dafür hätte ich anfangen müssen, wieder irgendwas zu wollen. Und vor diesem Schritt hatte ich mehr Angst als vor jedem Vollrausch.

Die Leere zeigt sich nicht zuerst im Kopf. Die zeigt sich in den kleinen Dingen, für die du früher noch irgendeine Regung hattest. Musik zum Beispiel. Früher hat mich alles begleitet – Radio auf der Schicht, Jukebox in der Bar, irgendein Lied, das zufällig lief und dir für fünf Minuten vorgaukelte, du hättest so was wie ein Innenleben. Jetzt dudelte alles an mir vorbei, als würde einer mit Kopfhörern neben mir tanzen. Ich sah, dass da was läuft. Ich hörte es nicht mehr.

In der Bar merkte ich es daran, dass ich irgendwann aufgehört hatte, Lieder zu wünschen. Früher habe ich da noch Geld reingeworfen, aus Prinzip. Drei Songs, die irgendwas mit mir zu tun hatten, oder mit dem, was ich gern von mir geglaubt hätte. Irgendwelche alten Nummern über verlorene Zeiten, kaputte Herzen, Männer, die sich volllaufen lassen und trotzdem glauben, sie hätten Charakter.

An einem dieser Abende stand ich vor der Jukebox, Münze in der Hand, die Liste vor mir. Hunderte Titel, alle schon mal gehört. Die Jungs hinten am Tisch schrien: „Mach mal was Ordentliches rein!“ Ich glotzte auf die Auswahl und merkte: Kein Lied gehört mir mehr.

Nichts, was ich anklicken konnte, ohne dass es sich anfühlte wie Lügen. Keinen Refrain, der noch passte. Ich steckte die Münze wieder ein.

„Du bist so leer, dass dir nicht mal mehr jemand ein Lied schreiben könnte“, sagte der Púca, der auf der Jukebox hockte wie ein hässlicher Schutzengel.

„Ist vielleicht besser so“, sagte ich. „Sonst müssten andere sich den Scheiß anhören.“

Ich ging zurück an den Tresen, setzte mich, trank. Das Bier schmeckte wie immer – okay am Anfang, billig in der Mitte, scheiße hinten raus. Aber selbst die Kurve war flacher geworden. Rausch und Realität lagen nicht mehr so weit auseinander. Vielleicht, weil ich nicht mehr so tapfer in Richtung Koma ackerte. Vielleicht, weil der Körper inzwischen alles gleich bewertet: Gift ist Gift, egal wie viel oder wie wenig.

Auf dem Heimweg traf ich mitten in der Leere doch noch auf etwas, das nicht in mein neues, hohles System passte. Es war spät, der Asphalt glänzte nass, die Laternen warfen matschige Flecken. Vor einem Kiosk, der gerade zusperrte, stand eine Frau, die ich nur vom Sehen kannte. Sie war eine von den Nachtgestalten, die immer irgendwo sind: mal an der Ecke, mal vor der Bahn, mal im Laden. Eine, die du im Kopf unter „hat ihr eigenes Elend“ abheftest, damit du dich nicht kümmern musst.

Sie sah mich an, die Zigarette in der Hand, die Augen müde, aber nicht ganz tot. „Du bist doch der, der immer an der zweiten Ecke der Theke sitzt“, sagte sie.

„Kommt hin“, sagte ich. „Und du bist die, die immer vor irgendwas steht.“

Sie lachte kurz, rau trocken. „Mir ist was aufgefallen“, sagte sie. „Du siehst leer aus.“

„Danke“, meinte ich. „Hab neue Gesichtspflege.“

„Nein“, sagte sie. „Ich mein das nicht so. Ich meine – früher hattest du so einen Blick…“ Sie suchte nach einem Wort, das es nicht gibt. „Wie jemand, der sich gerne aufgibt. Das war wenigstens noch… irgendwas. Jetzt siehst du aus, als wäre der Teil auch weg.“

Ich wusste nicht, ob ich beleidigt oder dankbar sein sollte. „Und du?“ fragte ich. „Wie siehst du aus?“

Sie zuckte mit den Schultern. „Wie eine, die nie was hatte, das sie verlieren konnte“, sagte sie. „Ich hab weniger Rechnungen offen als du.“

Der Púca stand neben der Reklametafel, verschränkte die Arme und grinste. „Siehst du“, sagte er. „Man merkt es. Du hast den Punkt überschritten, an dem du interessant selbstzerstörerisch bist. Du bist jetzt nur noch… ausgehöhlt.“

„Was soll ich machen?“ fragte ich, halb zu ihr, halb zu ihm. „Wieder mehr saufen, damit ich wenigstens Wirkung habe? Oder ganz aufhören, damit ich den Rest mitbekomme?“

Die Frau sah mich an, als würde sie im Schaufenster nach einer passenden Antwort suchen. „Ich würd anfangen, was anderes zu wollen“, sagte sie dann. „Nicht mehr oder weniger von dem gleichen Dreck. Was anderes.“

„Was denn?“ fragte ich.

„Keine Ahnung“, sagte sie. „Ist dein Leben.“

Sie ging, nur so, ohne Abschied, ohne Bedeutung. Einfach eine, die noch geradeaus laufen konnte. Ich blieb zurück, mit meiner Zigarette, meinem Restbier im Bauch und dem Satz, der mir durch den Kopf arbeitete wie ein rostiger Bohrer: „Was anderes wollen.“

Zu Hause, am Küchentisch, sah ich den Púca an, der sich breit gemacht hatte wie immer. Zettel zwischen uns, Aschenbecher wie ein eigenes, kleines Massengrab in der Mitte, die Briefe wie verkniffene Gesichter am Rand.

„Was anderes wollen“, wiederholte ich.

„Du weißt gar nicht mehr, wie das geht“, sagte er. „Seit Jahren willst du nur weniger Schmerz oder mehr Rausch. Alles andere hast du aus dem Programm gelöscht.“

„Vielleicht fängt es halt genau da an“, sagte ich. „Damit, dass ich zugebe, dass ich nichts mehr will. Und dass das nicht normal ist.“

Er betrachtete mich, als würde er mich neu einordnen. „Das ist das erste Mal, dass du nicht behauptest, du wärst nur Pechvogel“, sagte er. „Du sagst zum ersten Mal: ‚Ich hab mich so eingerichtet, dass ich nichts mehr brauche außer dem, was mich kaputtmacht.‘ Das mag ich.“

„Natürlich magst du das“, sagte ich. „Du bist ja der, der mitfrisst.“

„Nein“, sagte er ruhig. „Ich mag, dass du es siehst. Das macht die Leere gefährlicher. Solange du sie wegtrinkst, ist sie nur Deko. Wenn du sie nüchtern anguckst, kann sie dir in den Hals springen.“

Ich drehte den Zettel vom Barkeeper in den Fingern, sah auf die fast runtergearbeitete Summe. Bald war ich schuldenfrei in einer Bar, in der ich so viel Zeit gelassen hatte, dass sie mir eigentlich für Anwesenheit Geld geben müssten. Schuldenfrei draußen. Innen voller Minus.

„Du bist satt“, sagte ich. „Ich bin leer. Und draußen werde ich bald quitt sein. Das ist doch eigentlich der perfekte Moment, um einfach umzufallen.“

„Oder um was zu ändern“, sagte er.

Das klang falsch. Ich sah ihn an. „Du schlägst mir ernsthaft vor, was zu ändern?“

Er lachte kurz. „Ich schlag gar nichts vor“, sagte er. „Ich hänge an dir, wie ein beschissener Schatten. Wenn du was änderst, ändert sich mein Tagesprogramm. Mehr nicht. Ich hab keinen moralischen Auftrag. Ich bin kein Teufel und kein Engel. Ich bin dein Ergebnis. Und dein Ergebnis ist langweilig geworden.“

„Du willst also wieder Spaß?“

„Ich will nicht, dass du aufhörst, interessant zu scheitern“, meinte er. „Sterben kann jeder. Lebendig bleiben, obwohl du leer bist – das ist Kunst. Oder Folter. Je nach Blickwinkel.“

Ich stand auf, ging ins Bad, blickte in den Spiegel. Das Gesicht, das mich ansah, war nicht das eines Mannes, der kurz davor ist, heroisch zu sterben. Es war das Gesicht von jemandem, der schon ein Stück über der Zeit läuft, ohne Deadline. Einer, der vergessen hat, dass „später" irgendwann vorbei ist.

„Vielleicht", dachte ich, „ist das Biest gar nicht mein Hauptproblem. Vielleicht bin ich nur zu lange neben mir hergelaufen."

Zurück in der Küche war der Tisch derselbe. Der Púca auch. Die Leere auch. Der einzige Unterschied war der Gedanke, der sich nicht mehr verjagen ließ: Wenn das Biest satt ist, bleibt mehr Platz. Und die Frage, wer oder was den füllt.

„Wenn du willst, dass ich weniger satt bin", sagte der Kobold, „musst du anfangen, dich für irgendwas anderes zu interessieren als für mich und die Bar."

„Vielleicht will ich nur, dass ich wieder was in die Augen kriege", sagte ich. „Wut, Hoffnung, meinetwegen Ekel. Irgendwas außer diesem Bahnhof-nach-Betriebsschluss-Blick."

„Dann fang an, was zu wollen", sagte er.

„Ich weiß nicht, wie", sagte ich.

„Das ist das einzig Ehrliche, was du heute gesagt hast", meinte er. „Der Rest ist Gewohnheit."

Später, im Bett, war der Bauch nicht mehr so schwer wie früher. Das Herz stolperte, aber es rannte nicht. Der Kopf war nicht mehr komplett zugedröhnt, aber auch nicht klar. Dazwischen. Der beschissenste Zustand von allen.

„Das Biest ist satt", dachte ich. „Ich bin leer. Wenn es noch einen Unterschied machen soll, muss irgendwas von mir aus kommen. Nicht von der Kneipe, nicht von der Krankenkasse, nicht vom Pastor, nicht von irgendwelchen Automaten. Von mir. Von dem, was übrig ist."

Das war der Moment, in dem ich zum ersten Mal seit langem nicht vor dem Tod Angst hatte, sondern davor, dass ich weiterlebe – so. Halb voll, halb leer, halb da, halb weg. Ohne Richtung. Ohne echtes Glück, ohne echten Willen.

Und irgendwo hinter all dem – unter den Schichten aus Bier, Nikotin, Rechnungen und Selbstverachtung – flackerte etwas, das ich fast nicht mehr erkannt hätte.

Vielleicht war es genau das: der Beginn von dem Wissen, dass es einen Ort namens „Glück" gibt.

Und dass ich dort so lange nicht mehr war, dass ich nicht mal mehr weiß, wie die Straße dahin aussieht.

Wo das Glück wohnt, kommst du nie wieder hin

Glück ist ein Ort. Das erzählen sie dir anders, mit ihren Sprüchen und Postkarten und „Glück ist kein Ziel, sondern ein Weg“-Bullshit. Aber irgendwann merkst du: Für dich ist es ein Ort. Es war mal eine bestimmte Zeit, eine bestimmte Ecke, bestimmte Menschen, bestimmte Gerüche. Und wenn du Pech hast – und ich hab berufsmäßig Pech – dann ist dieser Ort inzwischen eine Adresse, zu der du keinen Schlüssel mehr hast.

Es war ein Morgen, der eigentlich keiner sein wollte. Draußen noch halb dunkel, diese graue Suppe zwischen Nacht und Tag, in der die Stadt so aussieht, als hätte sie vergessen, wer sie ist. Ich hatte schlecht geschlafen, aber nicht so schlecht wie sonst. Kein Vollrausch, kein kompletter Blackout. Eher so ein Wachliegen mit Herz, das nicht ganz weiß, ob es lieber rasen oder stolpern soll. Ich war nüchterner, als mir lieb war. Das ist der Zustand, in dem sich Gedanken melden, die sonst unter Schnaps ertrinken.

In der Küche stand der Tisch, wie immer. Zettel, Aschenbecher, Briefe, das Glas vom Vorabend, leer. Der Púca saß da, aber er wirkte… kleiner. Nicht schwächer, nur weniger aufgepumpt. Wie einer, der zu viel gefressen hat und jetzt guckt, was noch zu tun ist.

„Du siehst aus, als hättest du Kater ohne Rausch“, sagte er.

„Hab ich auch“, murmelte ich. „Von mir selber.“

Ich trank Wasser, was sich immer noch anfühlte wie Verrat an sämtlichen Abenden, an denen ich „nur eins“ gesagt hatte und dann mit zehn im Blut nach Hause getorkelt war. Das Herz klopfte ruhiger, aber nicht freundlich. Eher wie ein Arbeiter, der sich fragt, warum er immer noch für dieses Unternehmen arbeitet.

Auf dem Tisch lag der Zettel vom Barkeeper. Zwei offene Posten noch, mehr nicht. Ich konnte sie mit einem einzigen Abend wegmachen, wenn ich wollte. Einmal nicht anschreiben lassen, einmal nicht groß machen. Schuldenfrei in der Bar. Ich starrte auf die Zahlen, als würde da mehr stehen.

„Bald bist du da raus“, sagte der Púca. „Zumindest auf Papier.“

„Ja“, sagte ich. „Und trotzdem hock ich am selben Hocker.“

„Schuldenfrei heißt nicht frei“, meinte er. „Heißt nur: Du kannst wieder von vorne anfangen.“

Ich merkte, dass mir die Wohnung zu klein war. Nicht von der Fläche, das war sie schon immer. Von der Luft. Die Wände kamen nicht näher, aber sie sagten zu viel. Alles roch nach Altem: altes Fett, alter Rauch, alte Nächte. Ich packte die Jacke, steckte den Zettel ein, nicht weil ich zur Bar wollte. Nur, weil ich irgendwas in der Tasche brauchte, das sich nach realer Welt anfühlte.

„Wo willst du hin?“ fragte der Kobold.

„Keine Ahnung“, sagte ich. „Raus.“

Die Stadt morgens ist eine andere als abends. Die Kneipenfenster blind, die Rollgitter runter, die Gesichter nüchterner. Leute mit Brötchentüten, mit Hunden, mit Kindern an der Hand. Ich kam mir vor wie ein Eindringling in einer Welt, die ich längst abgegeben hatte. Mein natürlicher Lebensraum war Neonlicht, Nikotin, Bier. Tageslicht machte alles zu ehrlich.

Ich lief erst mal ohne Richtung. An der Bar vorbei, klar – geschlossen, Stühle auf dem Tisch, drinnen jemand am Wischen. Ich sah durch die Scheibe. Der Hocker war da, auf dem ich sonst sitze. Ohne mich sah er aus wie ein normaler Stuhl. Kein Platz, keine Geschichte, kein Drama. Nur Holz und Metall.

„Du wirst ersetzt", sagte der Púca neben mir. „Sobald du nicht mehr kommst, sitzt da wer anders. Deine Abdrücke verschwinden schneller, als dir lieb ist."

„Sollen sie", sagte ich. „Ist ja kein Denkmal."

Wir liefen weiter. Die Straße runter, an der Ecke vorbei, wo die Spielhölle war. Schild aus, Neon tot, Fenster zugeklebt. Ohne Licht sah der Laden aus wie das, was er war: eine kaputte Hülle mit bunten Narben. Kein Reiz mehr, keine Versuchung. Nur die Erinnerung: Hier warst du gestern drin, Münzen in der Hand, und bist wieder raus. Kleiner Moment, den keiner gesehen hat, aber der sich in dir festgesetzt hat wie ein eingerissener Fingernagel.

„Was suchst du eigentlich?" fragte der Púca. „Du läufst rum, als hättest du noch was zu erledigen."

„Vielleicht will ich sehen, wo das Glück abgeblieben ist", sagte ich.

Er lachte. „Das Glück hat sich längst eine andere Adresse gesucht", meinte er. „Da, wo du wohnst, ist es nicht gemeldet."

Ich bog in eine Straße ein, in der ich früher selten war. Keine Bars, keine Spielhallen, keine Wettbüros. Bäckerei, kleiner Park, ein Kiosk mit Kinderkram im Schaufenster. Vor der Bäckerei eine Schlange aus Leuten, die so aussahen, als würden sie gleich zur Arbeit fahren, aber noch kurz so tun, als hätten sie die Wahl. Kaffee to go, knusprige Brötchen, Lächeln mit Krümeln.

Ich blieb am Rand stehen, beobachtete sie. Paare, die miteinander redeten. Einer mit einem Jungen an der Hand, der nervös hüpfte, weil er Kakao wollte. Eine ältere Frau mit Hund, die den Verkäufer kannte und einen Spruch machte. Alle in Bewegung. Alle mit kleinen Ritualen, die nichts mit Schnaps, Zettel oder Puls zu tun hatten.

„Siehst du das?" fragte ich.

„Ja", sagte der Púca. „Das ist die Vorstadt-Version von Glück."

„Das ist Alltag", sagte ich.

„Alltag ist für manche Glück", meinte er. „Für dich ist Alltag der Vorraum zur Bar."

Der Junge mit dem Kakao lachte über irgendwas, was der Mann an der Kasse gesagt hatte. So ein helles, nerviges Kinderlachen, das du in der Bar nie hörst. Ich merkte, wie mich das

gleichzeitig ankotzte und traurig machte. Nicht, weil ich den Jungen beneidet hätte. Weil ich begriff, dass es eine andere Bühne gibt, auf der ich seit Jahren nicht mehr auftrete.

Früher – irgendwann, als das Wort „später“ noch nicht wie ein schlechter Witz klang – hatte ich auch so Momente gehabt. Kleine Stücke Glück, die nichts mit Rausch zu tun hatten: ein sonniger Nachmittag mit Bier auf dem Balkon, ohne Druck im Brustkorb. Ein Abendessen, bei dem das Beste nicht die Flasche auf dem Tisch war, sondern das Gesicht gegenüber. Ein Sonntag ohne Kater, an dem „Nichts tun“ wirklich nichts tun war und nicht „sterben light“.

Ich konnte mich dran erinnern, aber nur wie an einen Film, den ich früher mochte und jetzt nicht mehr schauen kann, weil alle spielen, als wären sie auf Droge.

„Wo das Glück wohnt“, dachte ich, „gehen Leute morgens mit Brötchentüten nach Hause und haben noch was vor mit dem Tag.“

„Und du?“ fragte der Púca. „Wo wohnst du?“

„Zwischen Tresen und Tisch“, sagte ich. „Auf Durchreise.“

Wir liefen weiter, am Park vorbei. Zwei Jogger zogen ihre Runden, so ein Pärchen in Funktionsklamotten, Wangen rot, Kopfhörer im Ohr. Ein alter Mann auf der Bank, der nicht wirkte wie die Bar-Version vom alten Mann, sondern wie einer, der tatsächlich einfach gern früh rausgeht.

„In einer anderen Welt“, sagte ich laut, „wär ich vielleicht so einer geworden, der morgens im Park sitzt und still seinen Frieden hat.“

„In einer anderen Welt“, sagte der Kobold, „wärst du vielleicht Anwalt oder tot mit fünfundzwanzig. Andere Welten sind billig. Du lebst in dieser.“

Ich blieb an einem Zaun stehen, sah durch das Gitter auf den Spielplatz dahinter. Rutschen, Schaukel, Sand, alles noch leer um die Uhrzeit. Aber man sah, dass hier tagsüber Betrieb war. Kleine Schuhe in den Spuren, Plastikförmchen halb im Sand vergraben. Ein paar bunte Kreide-Kringel auf dem Boden.

„Wo das Glück wohnt“, murmelte ich, „riecht es nach Sand und Kakao und frisch gebackenem Zeug.“

„Wo du wohnst, riecht es nach kaltem Rauch und alten Pfannen“, sagte der Púca. „Und nach Herz, das nicht mehr mitmacht.“

Ich lehnte die Stirn kurz ans Gitter, kalt, rau. Kein großer Schmerz, eher so ein Stich. Nicht Neid auf die da drüben, die später kommen würden. Nur dieses Gefühl, dass ich mir eine Straße ausgesucht hatte, von der aus man zwar das Licht aus den Fenstern sieht, aber nie reinkommt.

„Wo das Glück wohnt, kommst du nie wieder hin“, sagte der Kobold, als würde er mir das Straßenschild vorlesen.

„Das weiß ich“, sagte ich. „Ich will nicht zurück. Ich will nicht ‚wie früher‘. Früher war ich auch schon ich, nur mit weniger Pfandflaschen in der Seele.“

„Also? Was suchst du dann?“

Ich wusste es nicht genau. Es war kein konkretes Bild, kein Wunsch, der nach Name oder Job oder Beziehung klang. Nur dieser sehr leise, sehr lächerliche Gedanke, dass es vielleicht irgendwo einen Ort gibt, der nicht nach Glück aussieht, wie man’s aus Reklame kennt – aber auch nicht nach Bar, Klo und Krankenhaus.

„Vielleicht“, sagte ich langsam, „will ich einfach nur einen Platz, an dem ich nicht permanent das Gefühl hab, dass ich mich selbst umbringe.“

„Das ist kein Glück“, sagte der Púca. „Das ist Minimalstandard.“

„Der reicht mir fürs Erste“, sagte ich.

Er grinste schief. „Du senkst die Messlatte echt professionell.“

„Ich kann nicht in Häuser zurück, in denen ich alles kaputt gemacht hab“, fuhr ich fort. „Nicht in Beziehungen, nicht in alte Träume, nicht in irgendeine Fantasie von normalem Leben. Wo das Glück wohnt, bin ich höchstens noch der Typ, der abends die leeren Flaschen vom Hof klaut. Aber vielleicht gibt’s eine Gegend daneben. Eine, wo Leute leben, die ihren Scheiß versaut haben und trotzdem morgens noch die Zähne putzen.“

„Die nennt man Überlebende“, sagte er.

„Oder Penner mit Puls“, sagte ich.

Wir standen noch eine Weile am Zaun, ich und mein Biest, und guckten auf einen leeren Spielplatz, als würden wir darauf warten, dass einer kommt und uns sagt, was jetzt zu tun ist. Niemand kam. Kein Pastor, kein Teufel, kein Barkeeper. Nur die Stadt, die langsam wach wurde, ohne sich für mich zu interessieren.

„Wo das Glück wohnt, komm ich vielleicht nie wieder hin“, dachte ich. „Aber ich kann vielleicht anfangen, eine Straße weiter oben zu mieten. Irgendwo zwischen ganz im Eimer und ganz raus.“

„Das wird teuer“, sagte der Púca.

„Rechnungen bezahlen kann ich“, sagte ich. „Hab geübt.“

Er lachte. „Dann lass uns mal gucken, wie weit du kommst, bevor du wieder in meine Stammkneipe abbiegst.“

Und zum ersten Mal seit langem drehte ich mich nicht automatisch zur Bar, sondern ging erst mal weiter. Ohne Plan. Ohne Ziel. Nur mit dem Wissen: Wo das Glück wohnt, wohne ich nicht. Aber ich muss auch nicht für immer beim Biest Untermieter bleiben.

Ich lief weiter, ohne zu wissen, ob ich irgendwas suche oder nur versuche, vor mir selbst vorauszulaufen. Die Stadt machte diesen Übergang von „geh arbeiten“ zu „tu so, als hättest du frei“. Menschen verschwammen zu Bewegungsmustern. Autos rauschten, Bahn quietschte, irgendwo kläffte ein Hund, weil er noch nicht begriffen hatte, dass alles heute genauso wird wie gestern.

„Du könntest jetzt einfach wieder nach Hause gehen“, sagte der Púca, der auf einem Poller balancierte. „Kaffee, Kippe, Tisch, Zettel. Deine kleine Komfortzone des schleichenden Verreckens.“

„Könnte ich“, sagte ich. „Mach ich aber gerade nicht.“

„Du glaubst, du wärst auf einer Art Pilgerweg“, grinste er. „Spoiler: Die heiligen Orte haben für dich schon lange zu.“

Ich bog in eine Straße ein, die ich früher nur kannte, weil ich einmal besoffen die falsche Bahn erwischt hatte. Altbau, aber nicht reich. Balkone mit echten Pflanzen statt Satellitenschüsseln, Kinderfahrräder angekettet, ein paar Leute mit Einkaufstaschen. Kein Glamour, aber so eine Art geerdete Normalität. Der Putz bröckelte, aber man sah, dass hier jemand regelmäßig fegt.

Auf einem Balkon stand eine Frau im Bademantel, Zigarette in der Hand, Kaffeetasse in der anderen. Kein Model, kein Instagram-Gesicht, einfach jemand, der einen Morgen hatte. Sie sah kurz runter auf die Straße, dann wieder in ihre Tasse, als wäre das ihr tägliches Ritual: prüfen, ob die Welt noch da ist, und dann weiterleben.

„Siehst du?“ sagte der Púca. „Da wohnt kein Glück. Da wohnt Alltag, der nicht ständig nach Selbstmord riecht. Für dich ist das schon Luxus.“

„Für mich ist das Science-Fiction“, meinte ich.

Ich erinnerte mich vage an eine Zeit, in der ich auch mal so etwas Ähnliches gehabt hatte. Eine Wohnung, in der mehr stand als ein Bett, ein Tisch und ein Aschenbecher. Jemand, der morgens neben mir lag und nicht nach Schnaps oder nach der Tür gegriffen hat. Ein paar Monate, in denen ich geglaubt hatte, dass man kaputt sein und trotzdem halbwegs normal funktionieren kann, wenn man den Pegel im Griff behält. Ich hatte ihn nicht im Griff. Die Geschichte ging, wie sie immer geht: erst Liebe, dann Diskussion, dann Ultimaten, dann ich am Tresen, sie mit gepackten Koffern.

„Du denkst gerade an die Wohnung mit dem blauen Sofa“, sagte der Púca. „Die mit den Pflanzen, die du hast sterben lassen.“

Ich kniff die Augen zusammen. „Halt die Fresse“, sagte ich. „Du warst da noch nicht mal richtig bei mir.“

„Ich war als Vorahnung da“, grinste er. „Du weißt doch: Ich ziehe immer ein paar Wochen vorher in deine Schatten, bevor ich mich an den Tisch setze.“

Ich wusste nicht, ob ich ihn hasste, weil er recht hatte oder weil er alles kommentieren musste, was ich mir versuchte wegzuargumentieren. Ich wusste nur: Wo das Glück damals gewohnt hatte – dieses kleine, halb kaputte, echte – da komm ich nicht mehr hin. Nicht in diese Zeit, nicht in diese Wohnung, nicht in diesen Menschen. Alles verbrannt, alles weg, alles abgeschlossen. Es gab keinen Weg zurück. Jeder Versuch, da wieder anzuklopfen, wäre erbärmlich.

„Du kannst Glück nicht nachbauen wie ’nen Ikea-Schrank“, sagte der Kobold. „Du kannst nicht sagen: ‚Ich hätte gern noch mal genau das, nur ohne den Fehler‘. So läuft das nicht. Das hier ist kein Umtausch.“

Ich setzte mich auf eine niedrige Mauer, irgendwo an der Ecke zu einer Seitenstraße, die nach Nichts aussah. Mein Herz kommentierte die Sitzbewegung mit einem kleinen Hüpfer, dann beruhigte es sich wieder auf dieses neue, unsichere Grundrauschen. Die Hände wussten nicht so recht, wohin. Keine Flasche, kein Glas, keine Kippe – aus Versehen hatte ich seit Stunden nicht geraucht. Ich fühlte mich nackt, ohne dass Kleidung fehlte.

„Wo das Glück wohnt“, sagte ich, „haben sie meinen Namen vom Klingelschild geschraubt.“

„Sie haben ihn nie drangeschraubt“, widersprach der Púca. „Du warst nur zu Besuch. Glück ist bei dir immer Airbnb gewesen. Maximal Übergangsmiete.“

„Und du?“ fragte ich. „Du wohnst fest?“

„Ich bin der Schimmel“, sagte er. „Ich brauch keinen Mietvertrag. Ich komme mit den Bedingungen.“

Eine Zeitlang saßen wir da, ich auf der Mauer, er neben mir, die Füße in der Luft baumelnd, als wären wir zwei Kinder, die Schulhofpause haben. Nur dass das, was vor uns lag, kein Spielplatz war, sondern eine Straße, in der Leute mit Tüten und Taschen an uns vorbeigingen, ohne uns zu sehen. Ich war ein Geist in meinem eigenen Viertel.

„Wenn ich ehrlich bin“, sagte ich irgendwann, „hasse ich diese ‚Glück‘-Bilder. Familienfotos, Läufer bei Sonnenaufgang, frisch verliebte Paare im Park. Es kotzt mich an. Aber ich hasse noch mehr, dass mir nicht mal mehr was Besseres einfällt.“

„Du hast dir jahrelang eingeredet, du wärst zu kaputt für so was“, sagte der Kobold. „Deine eigene Ausrede hat dich überzeugt. Das ist schon eine Leistung.“

„Vielleicht bin ich’s auch“, meinte ich. „Vielleicht komm ich wirklich nie wieder dahin, wo Leute morgens Bäckertüten nach Hause tragen und nicht das Gefühl haben, ihre Organe kündigen ihnen gleich.“

„Und wenn?“ fragte er. „Dann weißt du wenigstens, woran du bist.“

„Super“, sagte ich. „Ich hab also eine Wahrheit: Ich bin raus aus der Glücks-Gegend. Und jetzt? Bleib ich halt im Industriegebiet deines Elends wohnen?“

Er sah mich an, die Augen schmal. „Es gibt mehr als zwei Postleitzahlen“, sagte er. „Es gibt die für ‚Glück‘ und die für ‚Endstation Tresen‘ – aber dazwischen ist eine ganze Menge Mischgebiet. Leute, die es verkackt haben und trotzdem irgendwie ihren Kaffee trinken. Leute, die krank sind und trotzdem wild genug, sich nicht jeden Tag aufzugeben. Leute, die wissen, dass sie nicht mehr in die Hochglanzbroschüre kommen – aber auch nicht vorhaben, auf dem Kneipenboden zu sterben.“

Ich musste lachen, obwohl nichts davon lustig war. „Du klingst wie so ein Motivationscoach mit Hornhaut“, sagte ich.

„Ich sag nur, was ist“, meinte er. „Du kannst Glück vergessen, so wie du’s dir als Jugendlicher ausgemalt hast. Und das ist gut. Was du stattdessen haben kannst, ist was anderes: ein paar Tage ohne Herzpanik. Ein paar Abende ohne Vollsuff. Ein paar Stunden am Stück, in denen du dich nicht hasst. Kein Glück. Aber weniger Hölle.“

„‚Weniger Hölle‘“, wiederholte ich. „Klingt wie das, was ein Versicherungsvertreter dir als Lebensziel verkauft, wenn er keine Provision mehr kriegt.“

„Für Leute wie dich ist ‚weniger Hölle‘ schon ziemlich weit oben in der Tabelle“, sagte der Púca. „Glück ist Champions League. Du spielst gerade Kreisklasse Überleben.“

Ich stand wieder auf, weil das Sitzen mir zu viel Zeit zum Denken gab. Zurückgehen zur Bar wäre einfach gewesen, wie immer. Ich tat es nicht. Noch nicht. Ich lief erst mal Richtung Hinterhof, nicht weil ich die Küche mochte, sondern weil ich wissen wollte, ob ich überhaupt noch in der Lage war, in meine Wohnung zurückzukehren, ohne mich sofort zu betäuben.

„Du wirst trotzdem irgendwann wieder an die Theke gehen“, sagte der Kobold. „Ich brauch mir keine Sorgen um meinen Arbeitsplatz machen.“

„Darum geht’s nicht“, sagte ich. „Es geht darum, dass ich nicht mehr glaube, dass die Bar der einzige Ort ist, an dem ich noch ’ne Rolle habe.“

„Und sonst wo?“ fragte er.

„Vielleicht an meinem eigenen Tisch“, murmelte ich. „Ohne Drama, ohne Vertrag, ohne Pakt. Einfach nur – da sitzen und nicht komplett durchdrehen.“

„Das ist kein Glück“, sagte er.

„Nein“, sagte ich. „Das ist ein Anfang.“

Der Hinterhof empfing mich wieder mit seinem bekannten Geruch nach Müll, nassem Stein und irgendwo brennendem Fett. Die Treppe war dieselbe, die Tür klemmte genauso. Nichts hatte sich geändert, außer dass ich ein paar Straßen gesehen hatte, in denen andere Leute ihr Leben führten, als wäre es nichts Besonderes.

In der Küche stand der Tisch, klar. Zettel, Briefe, Aschenbecher, das Glas. Der Púca nahm seinen Platz ein, wie immer. Ich setzte mich nicht sofort. Ich blieb stehen, Hände auf der Lehne des Stuhls, als müsste ich überlegen, ob ich mich draufsetze oder weiterlaufe.

„Du willst wissen, ob du hier noch wohnen kannst, obwohl du weißt, dass du nicht da bist, wo das Glück wohnt“, sagte er.

„Ja“, sagte ich. „Ich will wissen, ob ich’s aushalte, zu wissen, dass ich raus bin – und trotzdem nicht komplett in deiner Hölle aufgehen muss.“

„Ich sag dir was“, meinte er. „Du kommst nie wieder in diese sonnigen Bilder-Gegenden. Kein frisch gestrichener Balkon mit Latte Macchiato, keine Sonntagsausflüge, kein sauberes Gewissen. Das ist durch. Akte zu. Aber du kannst entscheiden, ob du in den Keller ziehst oder wenigstens ins Erdgeschoss mit Fenster.“

„Und du?“

„Ich sitz auf der Leitung“, grinste er. „Egal, in welchem Stockwerk. Aber im Erdgeschoss ist’s anstrengender für mich. Da kommt auch Licht rein.“

Ich zog den Stuhl zurück, setzte mich hin. Der Tisch war der gleiche, aber irgendwas hatte sich verschoben. Nicht er, nicht der Raum, nur die Art, wie ich drauf sah. Nicht mehr als neutraler Ort des Untergangs, sondern als etwas, das auch theoretisch für was anderes taugen könnte als Kippen ausdrücken und Rechnungen wenden.

„Wo das Glück wohnt, komm ich nie wieder hin“, dachte ich. „Aber vielleicht kann ich dafür sorgen, dass das hier nicht mehr nur Wartesaal für den letzten Arztbrief ist.“

Der Púca nahm eine unsichtbare Kippe, zog daran, als würde er den Rauch schmecken. „Dann fang an“, sagte er. „Nicht mit großen Plänen. Mit einem Ding. Heute kein Schnaps, wenn du doch in die Bar gehst. Morgen vielleicht den Arzt anrufen. Übermorgen einmal Zettel zahlen, statt einen neuen zu produzieren. Kein Glück. Kleine, billige Siege. Aber mehr kriegst du nicht.“

„Vielleicht reicht das“, sagte ich leise.

„Vielleicht nicht“, sagte er. „Aber du wirst es nicht erfahren, wenn du’s nicht versuchst.“

Ich lehnte mich zurück, hörte das Herz, wie es diese unsicheren Takte schlug, und merkte: Ich hatte keine Ahnung, wie viele Schläge noch übrig waren. Ich wusste nur eins: Wenn ich schon nicht dahin komme, wo das Glück wohnt, will ich wenigstens nicht mehr so tief drin stehen, wo das Elend seine Stammkneipe hat.

Und vielleicht, ganz vielleicht, reicht das, um die letzten paar Straßen meines Lebens nicht komplett besoffen zu gehen. Nicht glücklich. Aber wach genug, um zu merken, dass ich da bin.

Der Rest des Tages kam nicht wie ein Vorschlag, er kam wie eine Rechnung. So ’n Zettel, den dir einer unterschiebt, während du noch damit beschäftigt bist, die letzte Mahnung zu ignorieren. Es wurde heller draußen, die Geräusche auf der Straße wurden fester, ernster. Schlüssel in Haustüren, Busse, die Leute ausspucken, Kinder, die zu spät losgelaufen sind und jetzt rennen müssen. Ein ganz normales Leben, das an meiner Wohnung vorbeilief, ohne anzuhalten.

Ich saß am Küchentisch, die Ellenbogen auf dem Holz, die Hände um ein Glas Wasser, als wäre es was Besonderes. Der Púca mir gegenüber, wie immer. Nur dass „wie immer“ sich nicht mehr genau wie früher anfühlte. Es war, als hätte jemand die Sättigung aus dem Bild genommen. Alles war noch da – Tisch, Zettel, Monster –, aber die Farben waren anders. Weniger betrunken.

„Du starrst seit zehn Minuten aufs Wasser“, sagte er. „Willst du’s hypnotisieren oder trinken?“

„Ich denk nach“, sagte ich.

„Ach“, grinste er. „Das nennt ihr das.“

Auf dem Tisch lag auch das Telefon. Alt, leicht vergilbt, so ein Gerät, das nie groß für gute Nachrichten zuständig war. Behördenscheiß, Termine, Verpasste, manchmal Werbung. Ich hatte es so lange benutzt, um Lieferpizza und Zigarettenautomaten-Hotlines anzurufen, dass es fast beleidigt aussah, wenn es ruhig blieb.

„Du willst den Arzt anrufen“, sagte der Púca, ohne dass ich ein Wort gesagt hatte.

„Ich hab gesagt, ich denk nach“, knurrte ich.

„Ich kenn deine Denkbewegungen“, meinte er. „Du gehst im Kopf alle Ausreden durch: keine Zeit, kein Bock, die sagen sowieso nur, hör auf zu saufen, ich will’s gar nicht so genau wissen, ich sterb halt irgendwann… und irgendwo dazwischen steckt der Satz: ‚Vielleicht hab ich doch noch zwei, drei Jahre, wenn ich rechtzeitig…‘. Stimmt’s?“

Ich schwieg. Manchmal ist das die ehrlichste Antwort.

„Was glaubst du, was dir der Arzt sagt?“ fuhr er fort. „Du kennst den Text schon. Blutdruck im Arsch, Leber beleidigt, Herz überlastet. Bewegung, weniger Alkohol, Medikamente, Kontrollen. Nichts davon ist neu. Du willst nicht Information, du willst Absolution. Die kriegst du da nicht.“

„Ich will wissen, wie lang die Straße ungefähr noch ist“, sagte ich leise. „Nicht auf den Meter. Nur grob.“

„Damit du besser planen kannst, wie du sie versäufst?“

„Damit ich weiß, ob ich mir die letzten paar Meter weiter so in die Fresse treten muss wie bisher“, sagte ich. „Oder ob ich mir wenigstens die Schuhe binden kann.“

Er sah mich an, und zum ersten Mal seit langem war in seinem Blick kein Spott. Nur so eine Art gelangweilte Neugier. Wie bei jemandem, der einen Film schaut, in dem er das Ende kennt, aber nicht, ob es diesmal einen Directors Cut gibt.

„Ruf an“, sagte er. „Oder lass es. Ich bin bei beiden Varianten dabei.“

Ich nahm das Telefon. Die Tasten fühlten sich fremd an, obwohl ich sie täglich sah. Als würde ich ein Instrument anfassen, von dem ich keine Ahnung habe, welche Töne rauskommen. Die Nummer der Praxis stand irgendwo auf einem dieser Briefe, die sich auf dem Tisch stapelten. Ich wühlte, fand, las. Die Buchstaben schwammen nicht, das war Neues. Normalerweise wäre ich um die Uhrzeit noch halb im Restrausch.

„Du wirst auflegen, wenn sie rangehen“, sagte der Púca. „Oder du machst einen Termin und gehst nicht hin. Du bist ein Meister im Anfangen-aber-nicht-durchziehen.“

„Halt die Klappe“, sagte ich. „Deal: Du hältst die Klappe, bis ich fertig bin.“

Er zog gespielt empört die Augenbrauen hoch, legte eine Hand an die Brust, als wäre er gekränkt, und machte dann eine unsichtbare Reißverschlussbewegung über dem Mund. Theater, klar. Aber es war Ruhe.

Ich tippte die Nummer.

Jeder Piepton war eine kleine Demütigung. Zwei Mal frei, dann eine Stimme: „Praxis Dr. Irgendwer, guten Tag."

Meine Kehle wurde trocken. Ich hätte fast „falsch verbunden" gesagt, aus Reflex. Alter Trick. Stattdessen hörte ich mich sagen: „Ja, hallo, hier…" – ich nannte meinen Namen – „…ich würd gern einen Termin machen. Blutdruck, Herz, so'n Zeug. Mir geht's seit einer Weile nicht… richtig."

Die Frau am anderen Ende war routiniert freundlich. „Hatten wir Sie schon mal hier?"

„Nein", sagte ich. „Ich bin neu im… äh… Ernstnehmen."

Sie gab mir einen Zeitpunkt. Nicht heute, nicht morgen, aber nah genug dran, dass ich es nicht als Zukunftsproblem abheften konnte. Ich schrieb das Datum auf den Rand des Barkeeper-Zettels, weil gerade nichts anderes da lag. Dann legte ich auf.

Der Púca machte die imaginäre Reißverschlussbewegung wieder auf. „Applaus", sagte er trocken. „Du hast einen Termin gemacht. Jetzt kannst du dich drei Tage lang wie jemand fühlen, der sein Leben im Griff hat."

„Ich fühl mich gar nicht im Griff", sagte ich. „Eher so, als hätte ich jemanden eingeladen, mir offiziell zu sagen, wie sehr es schon brennt."

„Genau das wird passieren", meinte er. „Aber hey – immerhin weißt du dann, auf welcher Etage vom Haus das Feuer schon ist."

Ich sah auf das Datum, das jetzt in meiner Schrift auf dem Zettel stand. Unter der verbleibenden Summe. Oben: Geld, das ich noch schuldete. Unten: Tag, an dem ich wahrscheinlich offiziell gesagt kriege, wie viel Körper ich schon verbraten habe. Dazwischen: ich, am Tisch.

„Wo das Glück wohnt, machen Leute Vorsorgeuntersuchungen", murmelte ich. „Bei mir ist es Schadensgutachten."

„Ist doch egal, wie die das nennen", sagte der Kobold. „Wichtig ist, dass du hingehen wirst."

„Werd ich das?"

„Wenn du's nicht tust", grinste er, „bin ich der Erste, der dir sagt: war klar."

Die Zeit bis zum Termin fühlte sich seltsam an. Kein Übergang zur Läuterung, kein plötzliches Kloster im Kopf. Nur ein neues Geräusch im Hintergrund: ein Ticken, das nicht von der Uhr kam. Der Gedanke, dass da ein Tag auf mich zukommt, an dem einer in weiß sagt: „So sieht's aus, mein Freund. Entweder du machst irgendwas – oder wir sehen uns bald häufiger."

Am gleichen Abend ging ich trotzdem in die Bar. Ich tat nicht so, als wäre ich geheilt. Hocker, Tresen, Bier. Kein Schnaps. Der Barkeeper zog den Zettel raus, strich den vorletzten Posten weg.

„Morgen", sagte er, „kannst du's ganz plattmachen."

„Morgen“, sagte ich, „geh ich vielleicht gar nicht erst hierher.“

Er sah mich an, als würde er prüfen, ob das ein Witz ist. „Du? Nicht herkommen?“

„Ich hab einen Arzttermin“, sagte ich. „Muss die Konkurrenz stärken.“

Er grinste schief. „Die werden dich lieben“, meinte er. „Zielgruppe: Männer, die zu spät kommen.“

„Kenn ich“, sagte ich.

Später, als ich wieder am Küchentisch saß, war der Púca ungewohnt still. Kein Gezeter, kein Lachen, kein „Hab ich doch gesagt“. Er saß einfach da, als würde er auf irgendwas warten.

„Worauf hoffst du?“ fragte ich.

„Ich hoff auf gar nichts“, sagte er. „Ich bin nicht gebaut für Hoffnung. Ich bin gebaut für Konsequenz. Du hast lange in eine Richtung gelebt, ich hab mitgefressen. Wenn du jetzt eine neue Richtung probierst, guck ich halt zu, wie du stolperst.“

„Du glaubst nicht, dass ich was hinkriege.“

„Ich glaub, dass du vielleicht ein paar Abende besser wirst und dann wieder irgendwas richtig verkackst“, meinte er. „Aber genau das könnte spannend werden. Glück ist langweilig. Kampf ist interessant.“

„Also willst du, dass ich kämpfe?“

„Ich will, dass du nicht einfach einschläfst, ohne vorher wenigstens einmal versucht zu haben, dich zu rühren“, sagte er. „Das ist egoistisch. Ich will eine gute Show. Aber du profitierst nebenbei.“

Ich lehnte den Kopf gegen die Wand, spürte den kalten Putz im Nacken. Das Herz arbeitete, unzufrieden, aber noch da. In meinem Kopf war diese scheiß Erkenntnis: Wo das Glück wohnt, komm ich nie wieder hin. Kein Happy-End-Land, kein großer Preis, kein „und dann wurde alles gut“.

Aber vielleicht – und das war der Gedanke, den ich vorher nicht zugelassen hatte – musste ich da auch gar nicht hin. Vielleicht reichte es, wenn ich langsam die Gegend wechselte: von „immer kurz vorm Abkratzen und egal“ zu „vielleicht ein bisschen länger da und nicht jeden Tag alles hassen“.

„Ich bin nicht auf der Suche nach Glück“, sagte ich laut, mehr zu mir selbst als zu ihm. „Ich bin auf der Suche nach einem Zustand, in dem ich nicht jede Sekunde denke: ist doch eh alles scheißegal.“

„Das ist ein schäbiges Ziel“, sagte der Púca. „Aber schäbige Ziele sind deine Spezialität. Außerdem sind sie erreichbarer.“

Ich nahm den Zettel vom Barkeeper, sah auf die Zahl, die da noch stand. Ein Abend. Eine offene Zeile. Und darunter das Datum vom Arzttermin, etwas schief, meine Schrift, die so tat, als würde sie das ernst meinen.

„Morgen zahl ich die Bar fertig", sagte ich. „Und nächste Woche geh ich in die Praxis. Und heute…" – ich sah auf mein halbvolles Bier, das aus der Bar mit in die Küche gerutscht war wie ein alter Reflex – „…heute trink ich das hier aus. Und dann ist gut. Für heute."

„Das klingt fast vernünftig", sagte der Kobold.

„Das klingt nach dem Maximum, das drin ist", antwortete ich.

Ich trank den Rest. Langsam, bewusst, ohne mir irgendwas vorzulügen. Kein „letztes Mal", kein „ab morgen nie wieder", kein großes Gelöbnis. Nur: heute nicht völlig im Arsch. Heute ein Anruf. Heute kein Schnaps. Heute irgendeine Art von Beginn, den keiner sieht außer mir – und dem Biest, das an meinem Tisch sitzt.

Später im Bett hörte ich mein Herz schlagen. Nicht schön, nicht gleichmäßig, aber anders. Vielleicht bildete ich mir das ein. Vielleicht auch nicht. Der Púca lag irgendwo in der Dunkelheit, unsichtbar, aber spürbar.

„Also gut", sagte er. „Du kommst nicht dahin, wo das Glück wohnt. Aber du bist einen Schritt weg von der Ecke, an der du die ganze Zeit gestanden hast."

„Mehr kann ich heute nicht", murmelte ich.

„Dann ist das heute dein Glück", sagte er.

Ich lachte leise in die Dunkelheit. Kein großes Lachen, eher ein kurzes, kaputtes Ding, das trotzdem echt war. Das Herz klopfte weiter. Die Nacht wurde nicht freundlicher, aber auch nicht tödlicher. Draußen fuhr irgendwo die letzte Bahn. Drinnen war ich – leerer als früher, ja. Aber vielleicht genau deshalb zum ersten Mal seit langer Zeit nicht komplett verloren.

Und wenn ich irgendwann doch draufgehe, dachte ich, dann wenigstens mit der Wahrheit im Bauch, dass ich es versucht habe, einen halben Meter von der Hölle wegzurücken. Wohin das führt, weiß ich nicht.

Aber eins wusste ich:

Wo das Glück wohnt, komm ich nie wieder hin.
Trotzdem bin ich noch da.
Und zum ersten Mal seit Jahren ist das nicht nur eine Drohung,
sondern eine Möglichkeit.

Impressum

Dieses Buch wurde unter der
Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives (CC BY-NC-ND) Lizenz veröffentlicht.

Diese Lizenz ermöglicht es anderen, das Buch kostenlos zu nutzen und zu teilen, solange sie den Autor und die Quelle des Buches nennen und es nicht für kommerzielle Zwecke verwenden.

Autor: **Michael Lappenbusch**

Email: admin@perplex.click

Homepage: https://www.perplex.click

Erscheinungsjahr: 2025